

BERNHARD MENNE

KRUPP

DEUTSCHLANDS KANONENKÖNIGE

EUROPA VERLAG ZÜRICH

BERNHARD MENNE

KRUPP

DEUTSCHLANDS KANONENKÖNIGE

DEUTSCHLANDS KANONENKÖNIGE

VON

BERNHARD MENNE



EUROPA-VERLAG ZÜRICH

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1937 by EUROPA-VERLAG ZÜRICH
Mit 8 Illustrationen
Schutzumschlag Harry Roth

Meiner Frau Elfriede

INHALT

| | Seite |
|-------------------------------------------------------|-------|
| Vorwort | 9 |
| I. Kapitel: Die Ahnen | |
| Arndt Krupé..... | 11 |
| Der Waffenhändler..... | 16 |
| Die drei Brüder | 20 |
| Essende rebelliert..... | 25 |
| Die erste Hütte | 33 |
| II. Kapitel: Der Gründer | |
| Schmuggler und Spekulant..... | 37 |
| Der Bankrott | 46 |
| III. Kapitel: Der Kanonenkönig Der Dampf hilft | |
| Fremde Ideen | 58 |
| Schienenkonjunktur | 67 |
| Die erste Kanone..... | 74 |
| Blut und Eisen..... | 85 |
| Auf beiden Seiten..... | 93 |
| Offizier der Ehrenlegion | 105 |
| Das «Stammhaus»..... | 115 |
| Die Gründekrise | 124 |
| Blutige Internationale..... | 134 |
| Soziale Ängste | 142 |
| Letzte Kämpfe..... | 150 |
| Einsamer Tod | 164 |
| IV. Kapitel: Der Erbe | |
| Panzer und Kanone..... | 173 |
| Die Flottenära..... | 180 |
| Krupp M. d. R..... | 188 |
| Um den Rohrücklauf..... | 197 |
| Der «Sprung ins Dunkle» | 206 |
| Capri | 215 |
| V. Kapitel: Die A.-G. | |
| Der Gigant wächst..... | 234 |
| Parlament und Panzerwucher..... | 241 |
| Der Kampf mit Le Creuzot | 249 |

| | |
|---------------------------------------|-----|
| Prinzgemahl v. Bohlen | 257 |
| Die grosse Panik..... | 264 |
| Kornwalzer | 272 |
| Ehrhardt geschlagen | 282 |
| Das Duell der Giganten | 290 |
| Am Vorabend | 302 |
| Der Krieg..... | 309 |
| Die Umstellung | 334 |
| Geheime Waffen..... | 350 |
| Die Krise, die sie brauchen..... | 356 |
| Über Gräber vorwärts | 365 |
| Quellen – Anmerkungen – Register..... | 374 |

VORWORT

Zaharoff, der Mann im Dunkeln, hat die Neugier eines ganzen Dutzends spürfreudiger Nachkriegspublizisten gereizt. Über das Haus Krupp, das sich der Freundschaft zweier deutscher Kaiser rühmen konnte, dessen Kanonen den Hintergrund für ein halbes Jahrhundert wahnwitziger Rüstungspolitik abgaben und nach dem Willen seines neuen Gönners, Adolf Hitler, jetzt wieder abgeben, ist in den vielen Menschenaltern seines Bestehens keine wirklich kritische Geschichte geschrieben worden.

Der Tatbestand ist erstaunlich, aber nichts weniger als Zufall. Dieses in taktischer Klugheit seinen rüstungsindustriellen Konkurrenten weit überlegene Haus hat sich auf eine recht ungewöhnliche Weise getarnt. Einige hundert grössere Werke und Broschüren, mehr als tausend Fachveröffentlichungen sind die Zeugen einer seltsamen Publizitätsmanie, die in Wahrheit ein genialer Kunstgriff war: das wirkliche Gesicht hinter einem Wust geschickt servierter Tatsachen zu verbergen.

Der Autor bekennt, dass hier die eigentliche Schwierigkeit seiner Aufgabe lag. Ihm bot sich kein wohlütiges Dunkel, in dem jede ermittelte Tatsache ein dankbar begrüßter Fingerzeig ins Unbekannte sein konnte. Schritt um Schritt galt es, Berge von Papier beiseite zu schieben, um doch trotz der tausenden Druckseiten das Wesentliche – zwischen den Zeilen zu finden. Dabei ist ängstlich darauf Bedacht genommen worden, jede mitgeteilte Kritik quellenmässig zu belegen und jede Quelle kritisch zu bewerten. Nur was aus ernsthaften, in der Öffentlichkeit unbestrittenen Mitteilungen stammt, konnte hier Aufnahme finden. Der Autor, dem jede Anlage zum Romanschreiber fehlt, hat dabei in keinem Punkt seine Phantasie spielen lassen, sondern ist stets hinter die Tatsachen zurückgetreten.

Es versteht sich, dass die hier auf gedeckte Verquickung von Politik und Geschäft, Stahl und Völkerschicksal keinesfalls als eine Besonderheit deutscher Geschichte und Gegenwart angesehen wird. Dort, wo hier «Krupp» steht, möge der Franzose «Schneider», der Engländer «Vickers» und jeder sonstwo den entsprechenden Namen setzen.

Nicht blinde Gegnerschaft oder Hass ist es, aus der diese Kritik eines Sektors deutscher Wirklichkeit geboren wurde, sondern Trauer. Trauer um ein gutes, aber irreführtes Volk, um ein edles Land und besonders um den Streifen Erde an der Ruhr, der für immer das Land meiner Sehnsucht bleiben wird.

Prag, im Herbst **1936**.

ERSTES KAPITEL

DIE AHNEN

1.

Im Pestjahr 1599 wankt eine kleine deutsche Stadt, unweit dem rechten Rheinufer, durch das Grauen des schwarzen Todes. Über Nacht werden blühende Familien ausgelöscht; ganze Strassen gleichen, wie die Chronisten berichten, «in ihrer betäubenden Einsamkeit» einem Totenacker.

Inmitten des verstörten Menschenhaufens bleibt der Weinhändler am Salzmarkt ein kühler Rechner. Besitz und Geld haben für die meisten der Überlebenden ihren Sinn verloren, er aber nutzt die Gunst des Sterbens und kauft – für wenige Taler – grosse «Garten und Trifte» vor den Toren der Stadt.

Das ist der Stammvater des Hauses Krupp.

Seine Geschichte beginnt am Hellweg, der uralten Militärstrasse, die Karl der Franke durch den sächsischen Urwald zwischen Ruhr und Lippe schlagen liess. Dort liegt gegen das Jahr achthundertfünfzig der Bauernhof Asnithi. Erbaut auf den Trümmern eines fränkischen Kastells beherrscht er das Land von den Ruhrhöhen bis zum Emscherbruch und zählt zu den wichtigsten Besitzungen Altfrids, des Bischofs von Hildesheim. Noch ist Germanien christliches Kolonialgebiet und Altfrid, man nennt ihn dafür heute den Heiligen, gründet kirchliche Zentren, die gleichzeitig militärische Bollwerke sind. Asnithi macht er zu einem Frauenstift für Töchter aus adligen Häusern; durch Kirchenhand erzogen, sollen sie den heidnischen Trutzgeist der Sachsengeschlechter brechen helfen. An ihrer Spitze steht eine Fürstäbtissin, die landesherrliche Rechte hat und sich mit einem Kriegsgefolge umgibt.

Mit reichen Gütern stattet die Gunst der Kaiser das Stift aus. Seine Besitzungen erstrecken sich von den Kornhöfen des münsterschen Landes bis in die Weingärten am Rhein. Da ist es wichtig, dass die Äbtissin Theo-

phanu das Recht bekommt, einen Markt unter Königsfrieden abzuhalten. Nun wächst um das Stift eine Stadt: Assindia, Essende, später Essen genannt.

Lange Jahrhunderte eines bescheidenen Handelsgeschäfts, nur hin und wieder von den Kämpfen der umliegenden Grossen unterbrochen, prägen ihr Gesicht. In den winkligen Gassen und ihren ärmlichen Häuschen ist wenig vom Glanz reicher Patrizierstädte zu bemerken. Das ändert sich erst, als mit der wachsenden Erschöpfung der Waldbestände droben im Gebirge die kleinen Eisenhütten ins Tal wandern, in die Nähe der Kohle, mit der auch Essendes Boden reich gesegnet ist. Nun beginnt es in den Mauern des geruhsamen Landstädtchens zu hämmern, denn ein zukunfts-trächtiges Gewerbe hat sich dort niedergelassen, ein Waffengewerbe, die Büchsenmacherei. Mit der zunehmenden Überlegenheit des Gewehres über die Armbrust blüht sie mächtig auf. «Es solle einer nicht leichthin einen anderen Ort finden, da mehr allerlei Büchsen gemacht werden, denn eben daselbst», heisst es über Essende in einem zeitgenössischen Städtebuch. Trotz mehrfacher Heimsuchung durch die Pest erhöht sich nun seine Einwohnerzahl auf fünftausend. Und mit grösserem Wohlstand wächst auch der Unabhängigkeitsdrang. Die Stadt gerät in einen religiösen Gegensatz zur Äbtissin: unter Berufung auf die von ihr behauptete aber umstrittene Reichsunmittelbarkeit führt sie Luthers Kirchenordnung durch. Das ist der Beginn endloser blutiger Fehden zwischen Magistrat und Stiftsherrin. Auch innerhalb der Bürgerschaft streiten die Reformierten mit den Lutheranern. In dieser Zeit betritt der erste Krupp den Boden der Stadt.

Das Verzeichnis der essendischen Kaufgilde erwähnt 1587 unter den Neuaufgenommenen einen Arndt Krupe. Jeder weitere Hinweis fehlt; es ist nicht gesagt, woher er kommt, wie alt er ist und wann er zuwanderte. Kruppsche Forscher haben sich vergeblich bemüht, seine Herkunft aufzuhellen. Einige Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass er aus dem linksrheinischen Ahrgau, vielleicht aus Ahrweiler stammt, wo die Namen Krupe, Krup, Krup um diese Zeit mit ziemlicher Häufung vorkommen. An der Ahrmündung in den Rhein, beim heutigen Ort Kripp, befindet sich eine «Krippe» oder «Kruppe», auf der vielleicht einer der Vorfahren als Fährmann lebte – doch das sind nur Mutmassungen.

So dunkel seine Vergangenheit ist, so tatkräftig setzt sich der Mann in

der neuen Heimat durch. Essendes Stadtakten hören von nun an nicht auf, seinen Namen zu nennen. Sie berichten, dass er Kaufmann ist, mit Wein, Spirituosen, gelegentlich auch Vieh handelt und sich bald holländischen «Spezereyen» zuwendet. Es ist kein Zufall, dass ein Ortsfremder sich so vielseitig betätigt, denn vom Fremden, vom Eingewanderten gehen immer starke Ströme der Erwerbsgesinnung aus. Beachtlich bleibt auch, dass Krupe zu den Anhängern der Reformation gehört. Wenn er aus dem Ahr-tal kam – die Äbtissin besitzt dort Weinberge und er beginnt als Wein-händler –, dann war es wohl religiöse Unterdrückung, die ihn nach Es-sende trieb, das als protestantisch bekannt ist.

Drückende Einquartierungen und Kontributionen lasten in diesen Jah-ren auf der Stadt, deren Büchsenmacherei die Heere des kölnischen Krie-ges anlockt. Besonders lange bleiben die Spanier; in ihrem Gefolge for-dert die Pest unzählige Opfer. Doch unbeirrt von Krieg und Hungersnot geht Krupe seinen Weg. Er muss kurz nach dem Eintritt in die Kaufgilde die Ehe mit Gerdruit vor der Gaeten geschlossen haben, die einer begü-terten Familie entstammt. Am Salzmarkt, gegenüber dem Rathaus, kauft er für dreihundert Taler ein Haus, nach Lage und Umgebung ein behagli-cher Patrizierbau, dessen untere Räume dem Weinhandel dienen. Schon bald beginnt er auch, Landbesitz zu erwerben. In diesen Zeiten des Wäh-rungsverfalls und dauernder Kriege ist der Boden die einzig sichere Ka-pitalsanlage. Im Pestjahr 1599 kauft Krupe grosse Ländereien vor den To-ren, später den «Supskamp» und auch Rentenbriefe. Daneben Geldge-schäfte, meist Darlehen an Leute, die ein reales Pfand zu geben haben. «Die Höhe der von Arndt Krupe angelegten Gelder lässt schon um 1600 auf einen recht wohlhabenden Mann schliessen», meint Berdrow, der kruppsche Hausbiograph, und verzeichnet eines der Geschäfte: «Für die Summe von 150 Rtlr. und die entfallende jährliche ‚Pension‘ von 9 Tlr. gaben ihm z.B. Johann Osterfeld und Anna dessen Frau Sicherheit nicht nur mit ihrem Haus in der Limbeckerstrasse nebst zwei Braukesseln, son-dern auch mit ihren sämtlichen Erbgütern, gereiden und ungereiden, praesentibus et futuris, um sich daran vorkommendenfalls zu erholen.» Bei solcher Vorsicht sind Verluste selten. So kommt es, dass Krupes Ver-

mögen wächst, während alles um ihn wankt, alte Geschlechter untergehen und eine schwere soziale Rebellion das Landstädtchen erschüttert.

Unter den Bürgern rufen Krieg, Pestilenz und Hunger der Jahrhundertwende eine tiefgreifende Gärung hervor, die über das Murren in den Gassen bald zu Tumulten führt. Vergebens versucht der Rat, zu besänftigen. Die in ihm vertretenen Patrizier – einst haben sie selber die alten Geschlechter, die Lehnsleute des Stiftes, gestürzt – sind durch Misswirtschaft, die den Rat als erbliche Pfründe betrachtet, längst um alles Ansehen gekommen. Rechtfertigungsversuche bleiben wirkungslos, ebenso eine Scheinwahl, die beruhigen soll. Am 22. Februar 1600 erzwingt eine offene Rebellion den Rücktritt des Rates. Zum Bürgermeister wird der Calvinist Philipp v. Sevenar gewählt. Unter den neueintretenden Ratsmitgliedern befindet sich – Arndt Krupe. Er gilt als der Vertreter der Zünfte und Gilden, der heftigsten Opponenten gegen das alte Stadtregiment.

Die essendischen Dokumente sprechen jetzt nur noch von «Arndt Krupen Raidtzverwandten», vom ratsverwandten Krupe. Der neue Mann wird zu den üblichen Ämtern berufen. Als städtischer Hallenmeister hat er den Verkauf von Fleisch und Fisch zu beaufsichtigen; später ist er Verwalter der «grossen Spende», denn seit der Reformation betreut der Rat die eingezogenen Stiftungen. Schliesslich erhält er das Amt des Rentmeisters, der die städtischen Finanzen zu führen hat. Man muss sich das Durcheinander in den öffentlichen Kassen des ausgehenden Mittelalters vorstellen, um zu ermessen, welcher Einfluss in den Händen dessen liegt, der Steuern vereinnahmt, schnelle Anleihen aufnimmt und Schulden bezahlt. Privatgeschäfte und Amtstätigkeit werden selten getrennt: so gewährt Krupe dem Rat ein Darlehn von vierhundertfünfzig Talern und schreibt ihm dabei fünfzig für erlassene Einquartierung gut – die Ratsherren halten sich molestierende Söldner aus dem Hause und zahlen dafür gern ein gewiss nicht zu hoch berechnetes Geldopfer. Die Stadtrechnung von 1611 berichtet über ein Gelage, das am Dienstag vor Petri beim Rentmeister Krupe stattfand, wo der ehrsame Rat nicht weniger als zweihundersieben Gulden vier Schilling Zeche macht; zum «Maydrank» 1612 sind es fünfundsechzig Gulden. Beides grosse Summen, offensichtlich Entschädigungen für sonstige Dienste.

Arndt Krupe muss im Ruf eines geschickten Mannes stehen, denn man überträgt ihm auch auswärtige Angelegenheiten. Als Differenzen zwischen Reformierten und Lutheranern auftreten, richtet der Magistrat ein Schreiben an die Schirmvögte der Stadt, die Grafen von Neuburg und Brandenburg: «item ahm 7 Aprilis der Herr Licentiat Basselrodt und Rentmeister Arndt Krup eine schriftliche Antwort vom Ehrsamem Raedde an die Herren Fürsten überliebert.» Dass es sich um eine religiöse Angelegenheit handelt, darf nicht verwundern. Krupe ist ein tätiges Mitglied der lutherischen Gemeinde, deren Gesangbuch «in Verlegung Arnold Krupen und Tilemann Leimgarten» erscheint.

Was die Stadtakten über den Stammvater der Krupps enthalten, sind meist geschäftliche Notizen. Man erfährt nur wenig über den Menschen selber, aber das wenige genügt, unbeugsame Härte erkennen zu lassen. Da ist sein Schwager in einen Streit geraten, der nach Schimpfworten zu einer wüsten Schlägerei führt. Vorm Hallengericht wirft man ein, Krupe sei in der Verteidigung v. d. Gaetens zu weit gegangen, habe ihn wohl gar aufgehetzt. Erregt zieht dieser eine Pistole und hat, wie es heisst, dem Köhler Thys «aufs Leib gehalten». Als er einmal beleidigt wird, fühlt er sich als Ratsmitglied gekränkt und verlangt, dass sein Gegner, «der nichts geguedet», also vermögenslos ist, am Leibe gestraft werde. Aber wenn man das alles nicht wüsste, würde allein der rasche Aufstieg in dunkler Notzeit von Energie sprechen, der Rücksichten fremd sind. Darin liegt kein Widerspruch zu seiner kirchlichen Haltung. Für den Stammvater der Krupps ist Religion nicht Weltflucht, er verbindet Erwerbssinn und Frömmigkeit in fruchtbarer Harmonie: voll Eifer besucht er mit seinem Sohn den von Katholiken bekämpften lutheranischen Gottesdienst im Dom zu Werden; ebenso eifrig strebt er nach Besitz und Geltung. Schon bei ihm «ist Arbeit Gebet», wie es sein grosser Nachkomme bekennen wird.

1624 stirbt Arndt Krupe. Siebenunddreissig Jahre vorher aus dem geschichtslosen Dunkel aufgetaucht, hat er für sich und seine Kinder – Anton, Catharina, Georg und Margarethe – die Position geachteter Bürger erobert. Eine der letzten Nachrichten über ihn ist hart und karg wie er selber: er habe, berichten die Akten, aus der öffentlichen «Stenkuhle» einen Leichstein für zwei Ratstaler gekauft. Der war für ihn selbst bestimmt.

2.

Ursprünglich wurde Essendes Gewehrhandel von den Handwerksmeistern betrieben. In kleinen Werkstätten verfertigten sie mit Gesellen und Lehrlingen die Büchsen und nahmen den Verkauf an Agenten der Heere oder Fürsten selber vor. Ihre Gewinne, wohl auch ihr zünftierischer Trotz, erregten den Neid der reichen Handelsgeschlechter, denen der Rat gefährliche Macht gab. Eine Magistratsverordnung erlaubte den Meistern schliesslich nur noch den Absatz in der Stadt, während den Kaufleuten der Grosshandel nach auswärts zugesprochen wurde. Bei einer Fabrikation, die vom Export lebte, war das der Todesstoss gegen die Selbständigkeit des Handwerkerturns; es geriet nun unter die Kontrolle des Rates, der durch einen Büchsenmeister die Produktion überwachen liess.

Zu den Namen, die im essendischen Gewehrhandel häufig genannt werden, gehören die Krösen, eine alte Patrizierfamilie, der verschiedene Stadtoberhäupter entstammten. Für den Rentmeister Krupe ist es deshalb eine grosse Ehre, dass sein Ältester, der 1588 geborene Anton, die Ehe mit Gertrud Krösen eingeht. Die Hochzeitsfeier findet im Rathaussaal statt, da beide Familien ratsverwandt sind, brauchen dafür keine Gebühren bezahlt werden. («Tönnes Krup Brutloff uf dem raethuess gehalten, dweil ir Eiteren des raeds: ergo nihil.») Anton Krup, so erscheint der Name jetzt in den Akten, ist im Gewerbe des Vaters tätig. Er handelt mit Spirituosen, spanischen Weinen, Spezereien und wird zur Steuer, wegen «ein- und usforth» herangezogen. Es muss aber schon etwas von der flackernden Unruhe in ihm gewesen sein, die uns auch bei späteren Krupps begegnen wird, denn er wendet sich bald dem Handelszweig zu, der grosse Gewinne verspricht und oft bringt, dessen Basis aber doch sehr spekulativ ist: dem Gewehrhandel.

1615 erscheint sein Name zum erstenmal im Büchsengeschäft, wenig später bricht der grosse Krieg aus. Das Reich wird für dreissig Jahre ein Tummelplatz fremder Heere; niedergebrannte Häuser, zertretene Äcker, geplünderte Kassen bleiben auf ihren Spuren. Im Schloss der Äbtissinnen regiert Maria Klara von Spauf, in der das inquisitorische Feuer der Gegenreformation glüht. Den Spaniern denunziert sie Essende als «zelotisch evangelische und höchst feindselige Stadt, die zum Gehorsam zurückzu-

führen ein verdienstvolles Werk» sei. Von einer Reise nach Brüssel bringt sie fünf Kompagnien Italiener mit, die einen kurzlebigen Rat einsetzen. Einquartierungen, oft nicht weit von Plünderung entfernt, dauern endlos. So gross ist die Verzweiflung dieser Jahre, dass die Bürger den Kaiser «bitten, in das Kurkölnische auswandern zu dürfen».

Doch ein Gewerbebezweig prosperiert: 1608 sind vierundzwanzig Meister und Händler in der Gewehrfabrikation tätig, 1620 schon vierundfünfzig. Essendes Lage zwischen den Kampfparteien ermöglicht ihm gute Geschäfte. Es liefert den protestantischen Niederlanden, dem katholischen Kurköln und dem neutralen, reformierten Brandenburg. Anton Krup wirft sich mit Energie in das Kriegsgeschäft – das erste der kruppschen Geschichte. Sein Umsatz erreicht tausend Läufe, ein beträchtlicher Anteil der Jahresproduktion, die etwa fünfzehntausend Stück umfasst. Für ihn als Patrizier, den eigentlich nur die händlerische Seite interessiert, ist es ein Schritt ins unbekannte Technische, dass er auch Rohstofflieferungen übernimmt. Grosse Mengen sauerländischen «Iser» führt er ein, bis zu achtundzwanzig Karren gleichzeitig, über deren Wiegegelder die Stadtakten getreu berichten. Nicht minder gut geht es dem krupeschen Weinhandel in dieser Zeit, da viele durstige Soldatenkehlen vom Magistrat angefeuchtet werden müssen. Niemand wundert sich deshalb, dass der Weinhändler und Waffenexporteur Krup ein Haus am Rott erwirbt und die Steuer für Mehl und Korn pachtet.

Nicht nur das Geschäft des Vaters hat Anton Krup übernommen, er betätigt sich auch in der Welt öffentlicher Ämter, die ihm dieser erschloss. Anscheinend ist er ein guter Verhandler, nicht ohne juristisches Wissen. Er wird häufig unter den Abgesandten genannt, die Streitfälle mit den Führern der eingelagerten Truppen zu schlichten haben. 1641 richtet der Rat ein Beglaubigungsschreiben für «unsern hochgeehrten Herrn Patriot, den Märkischen Ritterbürtigen Herrn Anthon Krupp» an Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den «Grossen Kurfürsten» der preussischen Geschichte. Die Stadt bittet ihren Schirmvogt um Einbeziehung in den Neutralitätszustand der westdeutschen Besitzungen Brandenburgs. Es ist nicht bekannt, ob die Übergabe in Berlin oder in Cleve stattfand, des Kurfürsten Antwort lautet jedenfalls zustimmend.

In diesem Leben eines erfolgreichen Geschäftsmannes macht sich gegen das fünfzigste Jahr ein Umschwung bemerkbar. Anton Krups Vermögen, abweichend von den Gewohnheiten des Vaters weder in Grundstücken noch in Renten angelegt, schmilzt sichtlich dahin. Vielleicht stellen sich Verluste im Büchsengeschäft ein, wahrscheinlicher aber ist, dass bestimmte Charaktereigenschaften bei dem alternden Mann stärker hervortreten und ihn von den Geschäften ablenken. Es liegt viel Konfliktstoff in der Luft dieser Zeit, doch er scheint aus eigenem an Streitlust und Prozessfreudigkeit hinzuzutun. Die Angelegenheiten seiner Frau, hauptsächlich Erbschaftsfragen, führen ihn immer wieder vor Gericht und machen seinen Namen zu dem meistgenannten der essendischen Gerichtsprotokolle. Ganz im Geiste der gewalttätigen Zeit kommen die Gegner auch handgreiflich aneinander: so wird gemeldet, dass Anton Krup «ist bestraft worden um Rtlr. 8, dass er Dr. Hasselmann auf der Strassen geschlagen».

Während des Waffenhändlers Name erlischt und seine Söhne Essende verlassen, führt der Weg Catharinas, seiner ältesten Schwester, beharrlich nach oben. Sie ist die Gattin des Kaufmanns Sander Huysz, dessen Familie aus Flandern stammt, von wo sie vor den Ketzerverfolgungen der Spanier ins Brandenburgische flüchtete. Sander Huysz ist nicht unbegütert und verfügt wohl auch über glänzende Geschäftsverbindungen. Er erwirbt von einem essendischen Adeligen das Patrizierhaus «im Stern» und wird nach seiner Einheirat in die Familie Krupp zum Mitglied des Rates gewählt.

Catharinas Eheglück währt nicht lange. Bald schon steht sie als Witwe mit zwei Kindern da. Sie überlebt ihren Mann um fünfundfünfzig Jahre, ein Menschenalter, in dem sie sich als kluge und ungewöhnliche Frau erweist. Den Kaufhandel führt sie erfolgreich weiter und vereinigt bald einen bedeutenden Besitz in ihrer Hand: Gärten, Wiesengelände und einen grossen Baumhof im Südwesten der Stadt, wo der Boden künftige Wertsteigerungen verspricht. «Und dann sehen wir diese Käufe Jahre und Jahrzehnte hindurch fortgehen, während hunderte in Essen verarmten und selbst der Rat mehr als einmal gezwungen war, sich kostbarer Besitzstücke zu entäussern.» Von den Erben des Bürgermeisters Erisberg hat Catharina vierzehnhundert Reichstaler zu bekommen, sie lässt sich dafür

eine Forderung an den Junker Ekel zum Kränge zedieren. Bald sind ihr die engere und weitere Verwandtschaft, zahlreiche Mitbürger und Adlige der Nachbarschaft verschuldet. Bei einer Veranlagung für Einquartierungskosten wird sie zu dreissig Talern herangezogen; damit ist sie die grösste Steuerzahlerin der Stadt geworden; nach ihr kommt als zweite die Witwe ihres Sohnes Henrich, die fünfundzwanzig Taler zahlen muss.

Dieser Aufstieg Catharinas wäre wohl unmöglich gewesen, wenn sie nicht eine unvergleichliche Stütze in ihrer Sippe gehabt hätte. Der Mann ihrer Schwester Margarethe ist Ratsmitglied, ein anderer Schwager Bürgermeister; ihr Bruder Anton ist Vorsteher der Kirchengemeinde und später wird ihr Neffe Matthias Stadtsekretär, während ihr Sohn Henrich das Amt des Stadtrentmeisters einnimmt. Das ist eine verwandtschaftliche Verbindung, die alle Positionen der kleinen Reichsstadt beeinflusst. Kaum eine Angelegenheit, die Catharina zu regeln hat, bei der ihr nicht als Vertreter des Rats ein enger Verwandter zur Seite träte. Das bedeutet viel in einer Zeit, die «die städtischen Ämter mit der gleichen Selbstverständlichkeit dem Familieninteresse dienstbar machte, mit der Kaiser und Fürsten den Staat als Vorspann ihrer Familienpolitik benutzten», wie Berdrow beschönigend bemerkt. Der Rat belegt mit Steuern, verteilt Einquartierungen und vergibt günstige Anleihen gegen Verpfändung städtischer Einnahmen. Wer da gute Verbindungen hat, kann reich werden. Oft greift die Verwandtschaft der Witwe Husz helfend unter die Arme, wie in der Angelegenheit der zweiten Ehe ihrer Tochter mit dem Bochumer Richter Hugenpoet. Vor der Heirat hat dieser, wohl durch Drohung mit dem Rücktritt von seinen Absichten, einen Vertrag durchgesetzt, nach welchem ein Viertel des Vermögens der Schwiegermutter in diese Ehe fallen muss. Nach dem plötzlichen und frühen Tode Hugenpoets widerruft Catharina die Verpflichtung feierlich als ein ihr «abgedrungenes, ja durch Drohungen und unter Ausnutzung ihrer weiblichen Schwachheit erzwungenes Versprechen». Der Rat, vertreten durch ihren Neffen, den Stadtsekretär Krupp, stimmt diesem einseitigen Rücktritt schnell und ohne Einwände zu; eine offensichtliche Rechtsbeugung zugunsten der Muhme Catharina.

Was sonst in diesem Leben war, darüber ist nichts zu sagen. Ob es individuelle Schicksale, höhere Interessen kannte? Geschäfte allein werden berichtet. Gewiss, die knappen Eintragungen der Stadtakten und Kirchenbücher könnten kaum mehr erzählen; aber auch bei Frauen dieses Hauses, die uns zeitlich näherstehen, ist alles in das Grau eines Alltagsdaseins getaucht. Was sie waren: gute Hausverwalterinnen, erfolgreiche Mütter. Am Abend ihres langen Lebens blickt Catharina Husz auf eine blühende Nachkommenschaft. Das Geschlecht der Huyssen strebt mächtig nach oben; schon unter den Enkeln wird es geadelt und mündet Generationen später in die Industriellenfamilie Haniel.

Catharina Husz stirbt 1675, als älteste der Krupps und reichste Frau Essendes.

3.

Im Jahre 1648 läuten die Friedensglocken durch das Reich. Der furchtbare Dreissigjährige Krieg ist zu Ende. Damit beginnt auch für Essende die Rückkehr zum bürgerlichen Alltag, nachdem es den Abzug der letzten Truppen erkauf hat. Hinter dem endlosen Grauen muss die Hoffnung auf junge unverbrauchte Kraft erwacht sein: das Stift hat soeben in der jugendlichen Gräfin Anna Salome eine neue Äbtissin erhalten und gleichzeitig setzt der erst fünfundzwanzigjährige Matthias Krupp als Stadtschreiber seinen Namen unter das erste amtliche Protokoll.

Der junge Secretarius ist das einzige Kind des Weinhändlers Georg Krupp, des zweiten Sohnes von Arndt Krupe. Das Schicksal der Eltern war tragisch: «obiit peste», berichten düster die Stadtakten von 1623. Der zweijährige Matthias kam unter die Obhut seiner Oheime, Anton Krup und Matthias Klocke, gebildeter und geistig interessierter Leute. Auf sie ist es wohl zurückzuführen, dass der Junge, der ein beträchtliches Erbe erhalten hat, einen besonderen Weg einschlägt: er besucht die duisburger Lateinschule und das «Gymnasium illustre» in Bremen, das einer Universität nahekommt. Denn er ist für einen wichtigen Posten ausersehen worden, den des Secretarius. Während Bürgermeister und Rat häufig wechseln, verkörpert der auf Lebenszeit angestellte Stadtschreiber die Perma-

nenz und Sachkunde in der Verwaltung. Er hat weitgehende Rechte, darf Zahlungen selbständig vornehmen und führt Steuerlisten und Schuldbücher. Das reguläre Gehalt ist gering, doch sorgen Gebühren und häufige Ehrengaben dafür, dass das wichtige Amt auch einträglich wird.

Der junge Stadtschreiber greift eine Reihe langverschleppter Aufgaben an. Die Verpflichtungen aus dem grossen Krieg sind drückend hoch und fordern dringend Abtragung; es wird ein Schuldenplan aufgestellt und die erste Tilgungsanleihe eingebracht. 1670 ergeht das Urteil des Reichskammergerichts zu Speyer im Prozess zwischen Stift und Stadt um die Souveränitätsfrage; er hat hundervier Jahre gedauert und riesige Kosten verschlungen. Die Entscheidung ist nichtssagend und symbolisch für die Ohnmacht des Reiches: sie zieht einfach die Mittellinie zwischen beiden Auffassungen und bezeichnet Essendes Stellung als «Freistadt unter einem Landesherrn». Im gleichen Jahr unterfertigt der Secretarius eine «Verfügung betreffend der Flinten und Feuerschlösser», die die Verhältnisse im essendischen Gewehrhandel neu ordnet.

Hinter den Ereignissen des Amtes tritt das Privatleben Matthias Krupps völlig zurück. Im reifen Alter heiratet er und erwirbt das imposante «Haus zur Krone», das früher schon den Markgrafen von Brandenburg als Gast in seinen Mauern sah. Zu ererbten Besitzungen innerhalb der Mauern kauft er auch grössere Ländereien in der nordwestlichen Gemarkung der Stadt, Boden, auf dem Jahrhunderte später die Gussstahlfabrik errichtet wird.

Essendes Hoffnungen auf den Frieden erfüllen sich nicht. Der Krieg, der draussen zu Ende ist, geht im Innern weiter. Zwischen Reformierten und Lutheranern grollt es bedrohlich. Das Machtwort des brandenburgischen Schirmherrn erzwingt zwar eine äusserliche Einigung, doch die Bürger fordern in tumultuösen Protesten den Rücktritt des Stadtoberhauptes und des Stadtschreibers, die sich um Verständigung bemühten. Noch aufgeregter gestaltet sich das Verhältnis zum Stift. Die Äbtissin tritt in die Fusstapfen ihrer eifernden Vorgängerin: im Verlauf eines Streites lässt sie die Stadt von Stiftsbauern überfallen, Bürgermeister nebst Stadtschreiber gefangennehmen und nach Borbeck verschleppen. Brandenburgische Räte mit Soldaten und Geschützen müssen aus Cleve herbeieilen, sie zu befreien. 1673 benutzt Anna Salome die Anwesenheit französischer Hee-

re am Rhein, um mit ihrer Hilfe einen neuen Magistrat einzusetzen, der wieder nur bis zum Abmarsch der Truppen amtiert.

Ehe Neuwahlen die Verhältnisse ordnen, scheidet der Stadtschreiber aus Amt und Würden. Vielsagend ist die Todesnotiz der Akten: «Secretarius Matthias Krupp starb am 8. Februar 1673. G. Krupp, dessen Sohn, wurde sein Nachfolger. Dr. Westerdorff führt bis zu dessen Befähigung die Vertretung.» Von den drei Söhnen ist der älteste erst sechzehn Jahre alt, deshalb wird ihm das Amt des Vaters freigehalten. Die städtische Pfründe ist für die Krupps erblich geworden. Aus den Reihen der Emporkömmlinge sind sie in die Position gesicherter Patrizier aufgestiegen.

Georg Dietrich, der älteste der Söhne, ist eine Erscheinung, die an jenen Jörgen erinnert, den Conrad Ferdinand Meyer zeichnete. Es liegt um ihn die Gewitterluft übergrosser Energien, die nach Entladung drängen. Wie Jürg Jenatsch ist auch er in einen Rahmen enger Bürgerlichkeit gestellt, den er aber nicht zerbricht, so sehr er sich auch an seinen Grenzen stösst. Denn sein Nährboden ist nicht die heroische Alpenlandschaft, sondern das kleine, ärmliche Ackerstädtchen.

Sein Leben scheint wie üblich in seiner Sippe zu verlaufen, nur sind die Konturen schärfer, eigenwilliger. Geboren 1657, im Knabenalter zum Nachfolger des Vaters gewählt. Während dessen Freund Westerdorff den Platz freihält, kurze Studien in Duisburg. Ohne Abschluss, denn eben einundzwanzigjährig muss er das Amt des Secretarius übernehmen, das er ganze vierundsechzig Jahre innehaben wird.

Vierundsechzig Jahre... das Jahrhundert des blutigen Religionskampfes geht zu Ende, im Osten steigt der Ruf des preussischen Soldatenreiches und über dem Rhein der Glanz des Sonnenkönigs auf, das freudig begrüßte Säculum der Humanität beginnt mit dem Weltkrieg um die spanische Erbfolge, endlich kommt der erste fridericianische Vorstoss gegen das Kaisertum – und während dieser übermenschlich langen Zeit siegelt Georg Dietrich essendische Stadtakten und baut beharrlich an der Machtstellung seines Hauses.

Spät heiratet er und trifft eine Wahl des Verstandes: Anna Elisabeth Huyssen ist ihm blutsverwandt, eine Base zweiten Grades von der grossen

Catharina her. Aber eine reiche Erbin, die mehrere Brüder in angesehenen Stellungen hat. Das breite Patrizierhaus «zur Krone», das Georg Dietrich aus dem väterlichen Erbe erhält, wird für ein halbes Jahrhundert zum Mittelpunkt des essendischen Lebens. Der Stadtsekretär steht im Gewimmel naher Verwandter und zahlloser «Vettern» als überragende Gestalt. Von ihm ist, wie von allen Krupps, bis auf die beiden letzten, kein Bild erhalten. Essendes Armut verhindert, dass sein Kulturleben sich aus der Sphäre alltäglicher, theologisch-sektiererischer Interessen in die behagliche Luft künstlerischer Fruchtbarkeit erhebt, als deren Zeugen Bildnismalerei und Architektur auf die Nachwelt gekommen wären. Man begnügt sich mit einem französelnden Firnis, unter dem der Kleinstadtgeruch immer wieder hervorbricht. («Ihro hochedelgeborene Mefrau Syndici Elisabeth Krupp née d’Huysen», heisst die Frau Stadtsekretärin im Kirchenbuch.) Doch das geistige Bild des Mannes ist in seinem Lebensweg gezeichnet, ein Holzschnitt von herber Grösse.

Über seine Tätigkeit als Secretarius später. Hier nur, dass sie vom dumpfen Grollen des Volkes gegen die Vetternschaft droben im Rat begleitet ist. In monotoner Beharrlichkeit tauchen dazu alle Differenzen auf, mit denen schon viele Generationen rangen: der ewige Streit mit dem Stift, lastende Einquartierungen, innere Kämpfe im Lager der Bürger und über allem die elende Lage der städtischen Finanzen, jeden Fortschritt hemmend. Wie ein unheilbares Gebrest schleppt man das alles mit, ohne Kraft, die erlösenden Schnitte zu tun.

Neben der Bürde des politischen und gelehrten Amtes, das zeitraubende Debatten und lange handschriftliche Protokollierungen von ihm verlangt, entwickelt Georg Dietrich eine bienenhafte geschäftliche Tätigkeit. Niemand, der ihre Daten und ihren Umfang verfolgt, würde auf den Gedanken kommen, dass es sich um jemand handelt, der das alles nur nebenbei erledigt, so gewaltig ist ihr Bereich. Er erwirbt eines Onkels Haus am Rott, Grundstücke, kleine und grosse, auch Gärten vor den Toren. Dazwischen Geldgeschäfte; bis zu wenigen Talern verleiht er, nicht nur gelegentlich. Es ist wie bei einem berufsmässigen Geldverleiher: stets mit guter Sicherheit. Für wenige Taler lässt er sich gleich ein ganzes Haus verschreiben. Im Viertel der Armen hat er Besitz; daneben liegt das Wohnhaus eines alten Ehepaares, das sich in der Zeit nicht mehr zurecht-

findet und der Armenverwaltung zur Last fällt. Den geschäftlich unerfahrenen Leuten kauft Georg Dietrich das Haus um einen geringen Betrag ab, dazu ein zweites, dessen Inhaber ihm verschuldet ist. Die Wohnungen vermietet er an ärmste Bürger. Das ist ein Geschäft, zu dem Härte gehört, dessen Gewinn aber üppig ist.

Georg Dietrich verschmäht keinen Gewinn. Auch nicht solchen, zu dem seine Stellung der Schlüssel ist. Da sind die riesigen Schulden der Stadt. Ein soeben zusammengestelltes Register weist die Namen von achtzig «inwendigen Creditors» auf, ungerechnet die ausserhalb der Stadt, deren einige schon Jahrzehnte auf Abtragung warten, sodass der Bürgermeister Huyssen beim Besuch in Amsterdam in den Schulturm gesperrt wurde. Man muss schon über gute Beziehungen verfügen, um Geld zu erhalten. Am besten lässt man sich eine Steuer oder Pacht verpfänden. So macht es Georg Dietrich mit den Geldern, die er gelegentlich vorstreckt. Für ihn ist die Stadt ein prompter Schuldner, auch in ihren ältesten Verpflichtungen. Er kauft diese sogar für wenig Geld bei verzweifelten auswärtigen Gläubigern auf und präsentiert sie zum vollen Nennwert, für den er sich jederzeit schadlos halten kann. Ähnlich bedenkenlos sind andere Geschäfte. Vor den Toren liegt eine städtische Mühle, die regelmässig verpachtet wird, um die Kassen zu stärken. Georg Dietrich ersteigert sie gemeinsam mit dem Vetter Huyssen für zwölfhundertneinzig Taler. Bald klagt er über den baulichen Verfall der Mühle und fordert, die Stadt müsse besondere Beihilfe leisten. Man gewährt ihm zwei Jahre lang je hundertfünfundzwanzig Taler, entschädigt ihn also, anstatt Pachtzins zu bekommen.

Nicht Reichtum und Stellung allein heben den Secretarius über die Männer des Rates hinaus. Mit Weitblick ringt er um jede frei werdende Position und besetzt sie zu Dutzenden mit Verwandten und Freunden, verlässlichen Stützen seiner Herrschaft. Dabei sind ihm seine Brüder wichtige Nebenfiguren. Der jüngste, Arnold Krupp, hat sich mit einer lateinischen Dissertation über das Feudalrecht in Giessen den juristischen Doktorhut geholt. Man will aus den ihm bei dieser Gelegenheit gewidmeten Reimereien schliessen, dass er ein eifriger Wissenschaftler gewesen sei, doch sein späteres Leben lässt jede Beziehung zu Dingen des Geistes ver-

missen. Neben den üblichen Geldgeschäften treibt er für den Grafen von Styrum die Abgaben bei Pächtern in der essendischen Gemerkung ein. Als jüngstes Mitglied des Rates wird er, eben dreissigjährig, zum Bürgermeister gewählt, zeitweilig ist er der erste der beiden Stadtoberhäupter, dann neben dem reichen Vetter Huyssen zweiter. In der Annahme städtischer Dienste scheint er besonders bedenkenlos: aus dem öffentlichen Brunnen am Rott lässt er eine Rohrleitung in sein Privathaus legen. «Was angesehenen Bürgern wohl verstatet wurde, aber doch ungewöhnlich blieb.» Später erwirbt er das Haus «zum Aschenbroch», einen parkumhegten Adelsitz innerhalb der Stadtmauern. Seine Umbauten erregen Missstimmung in der Bürgerschaft. Die erzählt sich, der Bürgermeister habe Material aus der öffentlichen «Stenkuhle» ohne Zahlung verwendet. Von drückenden Steuern hat sich das Stadtoberhaupt in Gemeinschaft mit dem Bruder Stadtsekretär und dem Vetter Bürgermeister fast befreit.

Neben diesem geschäftigen Arnold und dem herrischen Georg Dietrich steht schweigend der dritte Bruder, Matthias. Er übt – bei einem Krupp ist das jetzt schon erstaunlich – einen kaufmännischen Beruf aus, den des Händlers mit Tuch und Wolle. Besitz und Umfang seines Geschäftes sind klein. Dass er die Steuer für Korn und Mehl in Pacht hat und als Verwalter des Waisenhauses eines der lohnenden Ehrenämter bekommt, bleibt ein auffallend bescheidener Anteil an der städtischen Pfründe; geringe Geistesgaben und schwache Energie mögen der Grund solcher Zurücksetzung sein. Und doch ist gerade dieser Mann der Anstoss zum wichtigsten Ereignis der kruppschen Frühgeschichte.

4.

Ein Jahrhundert ist vergangen, seit Arndt Krupe von der Rebellion gegen den Rat der adligen Patrizier nach oben getragen wurde. Die Pfründe sollte er sprengen, frisches Blut in das erstarrte Sippenwesen bringen. Die Urenkel des Stammvaters gehören schon zu den Privilegierten, zu denen, die an der Quelle sitzen. Unter ihnen aber, in der geplünderten Masse, beginnt es zu grollen. Zunächst noch vorsichtig, denn die «Krupen und

Huysen», wie man sie nennt, sind zu mächtig, als dass es jemand leichtfertig auf einen Konflikt ankommen liesse.

Es scheint, dass Georg Dietrich im Jahre 1707 den Zeitpunkt für gekommen erachtet, seine Gegner in der Stadtführung aus der letzten ihnen noch verbliebenen Position zu verdrängen, dem wichtigen Vorsteheramt der grossen Kaufgilde. Bei der wie üblich anstehenden Wahl wird gegen den bisherigen Gildemeister Havik als Kampf kandidat plötzlich Matthias Krupp auf gestellt und mit dem starken Einfluss der Sippe auch durchgebracht. Die Wahl des wenig beliebten Mannes erfolgt unter heftigem Widerspruch. Sie ruft in der Stadt und bei den Gilden einen Sturm der Entrüstung hervor. Religiöse Gegensätze spielen hinein: es heisst, man habe Havik «verdrungen», weil er reformierten Glaubens sei, ihn mit Hilfe von Wahlfälschungen seines Amtes beraubt, das bisher stets auf Lebenszeit in gleicher Hand geblieben sei. Freunde und Anhänger Haviks planen eine Beschwerde an den Schirmvogt der Stadt, den König von Preussen, der selber Reformierter ist. Die kruppsche Ratsmehrheit verbietet unter Drohungen einen solchen Schritt. Der Preussenkönig, erklärt sie, habe damit nichts zu tun, Havik dürfe sich nur an den deutschen Kaiser wenden; angesichts der hundertjährigen Dauer des essendischen Prozesses vorm kaiserlichen Gericht ist der Hohn unverkennbar.

Doch jetzt zeigt sich, dass Georg Dietrich den Bogen überspannt hat. Die Ratssitzungen, Gildenversammlungen und sonstigen Zusammenkünfte der Bürger kommen nicht mehr zur Ruhe. Gegen die Krupps sammelt sich eine starke Opposition, an ihrer Spitze gewichtige Männer: der ehemalige Bürgermeister Beckmann, Rentmeister von der Borg und als Wortführer die Ratsherren Doktor Markus und Doktor Westerdorff. Durch die Stadt schwirren erregte Gerüchte, die Beschuldigungen gegen die allmächtige Verwandtensippe nehmen immer bestimmtere Form an. Eine Ratssitzung des Jahres 1708 bringt den Ausbruch. Heftige Reden über die Leitung der Stadtgeschäfte führen zu Kontroversen, bei denen man an Beschimpfungen nicht spart. Zum erstenmal werden die Vorwürfe gegen Stadtsekretär und Bürgermeister vor aller Öffentlichkeit erhoben: man beschuldigt sie der Unterschleife, des Betruges und gewalttätiger Geschäftsführung. Ein letztes Mal versuchen die Krupps, ihre Gegner zu er-

schrecken: der Bürgermeister verweist die Ankläger des Rathauses und enthebt sie ihrer Ämter.

Die aufs Höchste gereizte Opposition geht nun den Beschwerdeweg nach Cleve, wo der nächste zuständige Vertreter des Preussenkönigs sitzt. Ein Schreiben mit fünfzig Klagepunkten fordert die Regierung zum Eingreifen auf. Diese erkennt, dass die Lage bedrohlich ist und entsendet zwei Hofräte, den Streit zu schlichten. Das ist angesichts der masslosen Erregung des Landstädtchens nicht leicht. In einer öffentlichen Verhandlung auf dem Rathause soll deshalb zunächst der Versuch gemacht werden, die umstrittenen Tatbestände zu klären.

Die Ankläger erhalten das erste Wort. Zahllos sind die Vergehen, die sie dem Stadtsekretär zur Last legen: seine Rechnungsführung sei unvollständig, wichtige Belege fehlen. Mit Absicht handhabe er die Kassengeschäfte unklar, vermenge die Gelder und mache oft Anleihen in der Steuer seines Bruders Matthias. Man brauche sich nicht zu wundern, dass er zu den reichsten Männern der Stadt gehöre, er entrichte keine der von den übrigen Bürgern verlangten Abgaben, nicht einmal die schwere Notsteuer. Häuser und Güter habe er gekauft, ohne den Zehnten zu zahlen. Von drückenden Kontributionen sei er ausgenommen. Auch Bürgermeister Huysen führe die Geschäfte uneigennützig und gewalttätig. Doktor Arnold Krupp habe Steine aus städtischem Besitz ohne Entgelt an sich gebracht und Gildemeister Matthias sein Amt nur durch Wahlbetrug erhalten.

Die Vergehen dieser Männer sind aber nur Nebenfragen, die nicht besonders erregen, mit erhöhter Schärfe wenden sich die Sprecher wieder der Hauptperson zu: Georg Dietrich sei Essendes «ungekrönter König». Die Bücher des Rates, deren Platz das Archiv sei, verwahre er in seinem Privathaus; damit nehme er Gegnern die Möglichkeit, sich zu informieren, wo bestimmte Einnahmen bleiben. Das Haus «zur Krone» sei das wirkliche Rathaus; in ihm fänden geheime Sitzungen statt, zu denen nur verwandte und befreundete Ratsmitglieder eingeladen würden. Um die Freiheit in der Stadt stehe es schlecht: die Krupen und Huysen mit ihren Vettern und Kreaturen tyrannisieren den Rat und schüchtern ihre Gegner durch Prozesse ein, die sie auf öffentliche Kosten führen. In ihnen trete dann der Bürgermeister als Advokat auf.

Ihren Einfluss verdanke die Verwandtensippe nicht etwa der Volksmeinung. Sie habe sich mit «Wahlküpereyen» ihre Mehrheit verschafft. Kritik an diesen Machenschaften sei bisher vergeblich gewesen. In öffentlichen Ratssitzungen habe der Stadtsekretär sich geweigert, zu protokollieren, was gegen ihn ausgesagt wurde. Er habe die Feder hingeworfen und sei nach Hause gegangen, sodass eine weitere Ratssitzung unmöglich war.

Das alles bringt die Opposition unter lebhafter Zustimmung ihrer zahlreichen Anhänger in tagelangen Verhandlungen vor. Inmitten des lärmenden Disputs sitzen die cleveschen Räte und protokollieren umständlich das halbe Hundert Anklagepunkte und ihre Begründung.

Zur Antwort spricht Georg Dietrich. Wer geglaubt hat, dass die Lawine der Anschuldigungen ihn erschüttern werde, der sieht sich bald getäuscht. Er hat diesen Ausbruch längst erwartet und stellt sich ihm. «Mit einem leichten Anflug von Hochmut», schildert ihn Berdrow, «Selbstbewusst in der reichen und gewählten Tracht der gutgestellten Männer seiner Zeit.» Zur Sache selber muss er mehr zugeben, als er bestreiten kann. Es stimme, dass ein Teil der Stadtrechnungen ungeprüft sei. Er habe auch keine Steuern für Käufe gezahlt, darin genieße er dieselbe Freiheit wie der Bürgermeister. Kontributionen? «Man solle ihn nur anschlagen, dann werde er zahlen.» Gewiss, er sei ein reicher Mann – aber seit wann gelte es als verabscheuungswürdig, Güter zu kaufen? Dass er unberechtigt Entnahmen aus der Kasse gemacht habe, sei Verleumdung. Die Segerothgelder und die Einnahmen aus der essendischen Heide werden zur Schuldentilgung verwendet; wie das geschehe, gehe Ämter und Gilden nichts an. Man werfe ihm vor, Privatgeschäfte mit den Stadtschulden gemacht und Gelder aus der Akzise genommen zu haben? Da sehe man, wie elend die Kassenlage sei. Man möge ihm doch sein Geld zurückgeben, das er der Stadt vorstreckte. Neulich habe er ihr tausend Taler geliehen; glauben die Opponenten etwa, dass er das ganz umsonst tun werde? Er leugne nicht, Stadtbücher in seinem Hause aufzubewahren. Dort brauche er sie, werde jedoch niemandem Einsicht verweigern, der ein Recht darauf habe.

So behandelt er Punkt um Punkt der Anklage. Leugnet den einen, interpretiert den andern. «Es bleibt immer noch genug übrig, um zu bewei-

sen, dass er nach damaliger Sitte seine Ämter sich nicht zum Schaden gebraucht hat – was er keineswegs bestreitet.»

Die Opposition gibt sich mit Erklärungen, die nichts erklären, nicht zufrieden. Sie stellt fest, dass sich ausser Büchern auch das Siegel der Stadt in des Secretarius Privatwohnung befinde. Hier greift Doktor Markus ein: er fordere, das Gebäude sofort gerichtlich untersuchen zu lassen. Man wolle wissen, was sich an Archivstücken dort befinde. Auch müsse das Stadtsiegel sichergestellt werden, damit niemand Unredlichkeiten mit ihm verüben könne.

Nun scheint Georg Dietrich doch nervös zu werden. Erregt wirft er ein, seine Ankläger seien Verleumder, deren Bestrafung er fordere.

Doktor Markus bringt Beweise für Gratifikationen, die sich die leitenden Männer gegenseitig bewilligt und ausgezahlt haben. Um das zu verschleiern, enthalte man den Ratsherren die Stadtrechnungsbücher vor. Das Regiment der Krupp und Huysen sei eine Klügelwirtschaft, die Essende ausplündere.

Das ist zuviel. In wilder Entrüstung protestieren die Freunde und Vettern Georg Dietrichs gegen diese Ausführungen. Es kommt zu Tumulten. Unaufhörliche Beschimpfungen und Drohungen machen jede weitere Verhandlung unmöglich. Unter Handgreiflichkeiten gehen die Ratsherren auseinander. Die Sitzung ist gesprengt.

Die cleveschen Räte sind machtlos. Erst nach tagelangen Bemühungen bringen sie beide Parteien wieder an den Verhandlungstisch, um über den Fall zu entscheiden. Ihr Urteil ist in der Sprache vorsichtig, aber das Verhalten der Krupps wird scharf verurteilt. Die Wahlfälschungen seien erwiesen, wer künftig solchen Machenschaften sein Amt verdanke, solle abgesetzt und der Bekleidung öffentlicher Ämter für unwürdig erklärt werden. Bücher und Akten müssten auf dem Rathaus bleiben, das auch der einzig zulässige Ort für Ratszusammenkünfte sei. Von nun ab solle schneller Rechnung gelegt werden und eine strengere Kassenprüfung stattfinden. In der Zahlung von Steuern und Kontributionen dürfe auch für die leitenden Männer keine Ausnahme gemacht werden. Besonders gerügt wird die Absetzung Haviks: der König werde in Zukunft Essendes Reformierte «durch geziehende Mittel» zu schützen wissen.

Des Stadtsekretärs Forderung, die Ankläger wegen Ehrabschneidung zu bestrafen, wird abgelehnt; aber auch Georg Dietrich und Bürgermeister Huyssen behalten trotz der erwiesenen Verfehlungen ihre Ämter. Der Kampf endet also unentschieden. Doch hat sich gezeigt, dass die Macht der Krupps Grenzen hat. Die Ermahnung der cleveschen Räte, die Verfassung zu achten, da der königliche Schirmherr sonst eingreifen werde, steht drohend hinter ihr.

Während das Leben der beiden jüngeren Brüder nach diesem grellen Zwischenakt nur noch Ausklang und Resignation ist, hält Georg Dietrich die Zügel der Macht fest in seiner Hand – noch ganze fünfunddreissig Jahre hindurch. Alle überlebend, seine Zeitgenossen an Erfahrung und Charakterstärke weit hinter sich, sitzt er im Haus «zur Krone» und kämpft hartnäckig um Vorrechte und finanzielle Aufrechnungen. Es ist das Ringen eines Mannes, der nicht abtreten, nicht einmal beiseitetreten will. Dabei umschliesst sein Horizont durchaus nicht nur materielle Interessen. Während Essendes Stadtleben kulturlos und ungeistig ist, Rat und Gilden in endlosen Schmausereien ihre Hauptaufgabe sehen, beschäftigen den Secretarius die grossen Probleme der Zeit. Sein Briefwechsel mit dem halenser Philantropen August Hermann Francke zeigt, dass er zum Pietismus neigt, der religiösen Erneuerungsströmung, die eine Verinnerlichung des Protestantismus anstrebt.

Georg Dietrich ist nun schon ein Greis von über achtzig Jahren; um ihn ergraute Leute, die geboren wurden, als er sich bereits in Amt und Würden befand. Da wird es Zeit, den Nachfolger zu suchen. Sein eigener Sohn ist im Kindesalter gestorben, aber das vom Vater ererbte Amt soll wieder an einen Krupp übergehen. Von den drei Söhnen seines Bruders Arnold zeichnet sich keiner durch Geistesgaben aus. Schliesslich zieht er doch den Zweitältesten, Henrich Wilhelm, als Secretarius Adjunktus heran. Über die Begleitumstände dieser Wahl liegen Berichte eines Augenzeugen im Geheimen Staatsarchiv in Berlin: recht kritische Briefe des Hofrats Spener an die Regierung. Spener schreibt, es habe, «als im Jahre 1739 der alte Stadtsyndikus gern einen Adjunkten hat haben wollen, ein Teil des Rates sich gleich zusammengefunden, um das untüchtigste Subjekt unter den zahlreichen Bewerbern auszuwählen, weil derselbe ausser den fünfhundert Thalern, die in das Stadt-Ärarium zu zahlen sind, noch 1'500 Tha-

ler an die Ratsmitglieder habe versprochen zu zahlen, die ihm diese Stelle verschaffen wollen.» Unter solchen Umständen vollzieht sich der Übergang des Stadtschreiberamtes an den dritten Krupp.

Erneut erheben sich in der Bürgerschaft Proteste. Es kommt zu den alten, nie ganz verstummten Beschuldigungen gegen den Stadtsekretär, die beweisen, dass sich trotz des einstigen Entscheides der cleveschen Räte nichts geändert hat. Man bezichtigt Georg Dietrich – wie vor dreissig Jahren – falscher Führung der Rechnungen und Stadtbücher, bestreitet auch die Höhe der Summen, die er der Ratskasse geliehen haben will. Zwei Jahre später erhält der Secretarius von der Regierung ein Schreiben mit einer Reihe von Beanstandungen gegen seine Amtsführung und Fragen nach suspekten Punkten. Gleichzeitig wird ihm mitgeteilt, dass sein Gehalt bis zur Klarstellung der Angelegenheit gesperrt sei. Mit diesem grellen Misston geht des Secretarius Amtszeit zu Ende, denn so schnell er sich auch an eine Widerlegung der Anklagen macht – der Tod nimmt ihm die Feder aus der Hand.

Am 2. März 1742 stirbt Georg Dietrich Krupp im Alter von fünfundachtzig Jahren. Die Stadt horcht für einen Augenblick erschüttert auf, denn der Mann, der da tot liegt, ist der letzte Zeuge einer vergangenen grossen Epoche. Dann aber überwiegt Hass und Gegnerschaft. Die Notiz der Stadtakten am Todestag des Mannes, der vierundsechzig Jahre Essendes bedeutendste Persönlichkeit war, teilt mit, dass «an des H. Syndici Kruppen Haus das Archiv obsigniret (versiegelt) worden». Noch ist die Leiche nicht kalt und schon legt die Stadt ihre Hand auf den Nachlass. Entgegen der vor drei Jahrzehnten gegebenen Anordnung der Räte hat der Secretarius städtische Archivalien also weiter in seinem Hause verborgen gehalten.

Die Gegner im Rat beschliessen nun, Ansprüche der Stadt auf den Nachlass anzumelden, um bis zur Klarstellung über die strittigen Fragen Sicherheiten zu haben. Das Erbe ist beträchtlich: neben grossem Grundbesitz in der Stadt umfasst es sechs Bauernhöfe, dazu Mengen wertvoller Silbersachen. Es soll zu gleichen Teilen an die ledige Tochter Anna Sophia Krupp und drei Schwiegersöhne fallen, den essendischen Bürgermeister Doktor Kopstadt, Hofrat v. Müller und den hagener Bürgermeister Doktor Emminghaus.

Zwischen den Erben und der Stadt kommt es zu einem Prozess am Clever Oberlandesgericht. Die Angelegenheit erhält dadurch neue Verschärfung, dass Emminghaus als preussischer Untertan sich weigert, die hohe essendische Erbschaftssteuer zu entrichten. Bürgermeister Kopstadt und Secretarius Henrich Wilhelm Krupp stimmen der Ansicht des Schwagers und Vettters zu. Das ist für die Gegner der Anlass, die beiden letzten Säulen der Krupenherrschaft zu stürzen. Sie werden vom Rat ihrer Ämter enthoben, weil sie das Familieninteresse über die gebotene Unparteilichkeit gestellt haben.

Der Streit erschüttert das von keinem Hauch politischer oder geistiger Interessen berührte Städtchen aufs Tiefste. Wie vor vierzig Jahren – man schreibt jetzt 1751 – müssen königliche Räte von Cleve kommen, den Konflikt zu schlichten. Es bedarf langer Verhandlungen, die strittigen Komplexe zu entwirren, deren einzelne Fragen auf jahrzehntealte Vorgänge zurückgehen. Als erstes erhalten die Abgesetzten ihre Ämter wieder. Auch in der Sache selber ergeht ein Urteil, das die Forderungen der Erben als zurecht anerkennt. Das gesperrte Gehalt des Stadtsekretärs muss nachgezahlt und die Hälfte der Prozesskosten ersetzt werden. Das ist ein totaler Sieg der Krupps und ein posthumer Triumph des Toten. Allerdings sind den Krupps in Cleve mächtige Helfer entstanden: dort sitzt Geheimrat Elbers, einer ihrer Schwäger, und Regierungsrat Emminghaus, Georg Dietrichs Enkel.

Eine letzte Bestimmung des Richterspruches verpflichtet die Erben, alle Dokumente und Stadtrechnungen dem Magistrat auszuliefern. Weder der Streit zu Beginn des Jahrhunderts, noch die Versiegelung des Totenhauses haben also die gesuchten Beweisstücke zutage gebracht. Dem längst gestorbenen Secretarius können sie erst nach restloser Erfüllung seiner Forderungen aus der Hand gewunden werden.

Mit dem Tode Georg Dietrichs ist die grosse Zeit des Hauses Krupp zu Ende. 1749 feierte der Rest der Sippe das hundertjährige Jubiläum des Stadtschreiberamts in der Familie. Es war ein letztes glanzloses Aufflackern. Der noch amtierende Henrich Wilhelm Krupp ist ein schwacher, unbegabter Mann. Vergebens wendet er sich dem Bergbau zu; die alte essendische Zeche Secretarius soll von ihm ihren Namen haben. Aber das



ESSEN UM 1500

(nach einer zeitgenössischen Darstellung)

Kohlengeschäft ist noch zu unsicher, um lohnend zu sein. Henrich Wilhelm muss schliesslich sein Haus verkaufen, um die drängenden Gläubiger zu befriedigen. 1760 stirbt er, der letzte Stadtschreiber des Namens Krupp. Sein einziger Sohn folgt ihm bald darauf. Das Erbe ist so zerrüttet, dass die Witwe den Konkurs anmelden muss. Als sie später die Stadt verlässt, behaupten die Gläubiger, sie sei «heimlich entwichen».

5.

Widerspruchsvoll sind die Gesetze der Vererbung. Die Natur erschöpft sich in ihren repräsentativsten Trägern. Weder die reiche Catharina noch der mächtige Georg Dietrich führen den Krupenstamm weiter. Was in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Essen den Namen Krupp trägt, sind Nachkommen ihrer Geschwister, Sprossen der Nebenzweige. Selbst hier schleicht langsam Entartung ins Blut. Die Ehen der Väter bewegten sich in enger Sippe; aus Gründen der Erbfolge, der Macht und auch als natürliche Folge der Enge des Landstädtchens. Die Natur aber vergisst nichts. Immer häufiger wird die Ehemüdigkeit kruppscher Söhne. In der Generation nach den drei Brüdern verengt sich die Familie bedrohlich. Georg Dietrichs einziger Sohn stirbt im Kindesalter; des Gildemeisters Spross verbringt als menschenscheuer Sonderling ein langes Leben. Von den Söhnen Doktor Arnolds bleibt allein der älteste, Jodokus. Auf diesen zwei Augen steht die Fortführung der Familie.

Friedrich Jodokus Krupp, geboren 1706, ist die Brücke von der mittelalterlichen Glanzzeit zum industriellen Aufstieg der Krupps. In ihm rebelliert der Händlergeist der Familie gegen die patrizische Bildung der vorigen Generation, mit nüchternen Schritten steht er auf dem Boden der Wirklichkeit, vom Staub des Alltags behaftet. Er ist Kaufmann, versucht sich zunächst als Viehhändler und gründet dann ein Geschäft in Kolonialwaren und Spezereien. Eben zwanzig schreitet er zur Ehe. Seine Erwählte ist ein ältliches Mädchen von zweiunddreissig Lenzen; eine reiche Erbin, schon Georg Dietrich hat sich mit den verzweigten Geldgeschäften ihrer Familie befasst. «Entschlossen, seinen Weg zu machen», greift Jodokus zu. Die Ehe ist kinderlos, doch der materielle Segen bleibt nicht

aus. 1737 erwirbt er ein im Mittelpunkt Essendes gelegenes Gebäude. Dieses Haus, Ecke Flachsmarkt und Limbeckerstrasse, ist das Stammhaus der jüngern Linie Krupp. Nur kurze Zeit verlebt Jodokus mit seiner Frau im neuen Besitz. Dann stirbt sie und hinterlässt einen Witwer gereiften Alters, mit dem nach menschlichem Ermessen die Familie erlöschen wird. Er interessiert sich jetzt für eine geruhsame Betätigung im öffentlichen Leben; man wählt ihn in den Rat, der ihm kleine Ehrenämter überträgt.

Da kreuzt ein blutjunges Mädchen den Weg des Senators und Mercators Krupp. Sein Nachbar und etwa gleichaltriger Berufsfreund Ascherfeld hat eine Tochter, die neunzehnjährige Helene Amalie. Das kluge und auffallend energische Mädchen erringt rasch die Zuneigung des hoch in den Vierzigern stehenden Mannes. Nach erhaltenem Dispens, der die Aufgebotszeit abkürzt, heiraten die beiden. Helene Amalie – sie selber nennt sich modisch Helena Amelia – ist für den industriellen Weg der Krupps von grösster Bedeutung geworden. Sie bringt in eine absteigende Familie neue Willenskraft und geschäftliche Intuition. Da ist es reizvoll, festzustellen, dass sie ebenfalls von Arndt Krupe abstammt, dessen Tochter Margarethe die Urgrossmutter ihres Vaters ist.

Während die junge Frau die Leitung des Geschäfts mit kluger Hand aufgreift, betätigt sich Jodokus mehr in der Öffentlichkeit, wo er eine geachtete, nicht überragende Rolle spielt. Einundfünfzig Jahre alt, stirbt er. Helene Amalie führt den Kaufhandel als «Firma Wittib Krupp» weiter. Während der Osten noch unter den Folgen des Siebenjährigen Krieges dahinsiecht, drängt im Westen, am Rhein, eine neue Zeit mit Macht vor. Der kruppsche Handel wächst. Schon unter Jodokus umfasste er neben Kolonialwaren auch Farben, Leinen, Kattun, Fleisch und sogar Lotterielose. Es zeugt für Initiative der jungen Witwe, dass sie die Geschäftsbeziehungen erweitert und zu den grossen Handelsplätzen Amsterdam und Köln in Verbindung tritt. Auch sonst geht sie neue Wege: sie nimmt eine Schnupftabakmühle in Betrieb und gibt ihre Tuche und Linnen Heimarbeitern in Auftrag. Es müssen beträchtliche Summen durch ihre Hand fliessen, denn das Vermögen, das sie nun erwirbt, ist gewaltig. Vom Manne hat sie Haus und Grund geerbt, auch aus der Hinterlassenschaft des Va-

ters fällt ihr einiges zu. Aber das alles wird in den Schatten gestellt durch die Erwerbungen, die sie nun Jahr um Jahr vornimmt.

Die Gestalt dieser Frau überschattet den neben ihr stehenden Sohn völlig. Friedrich Wilhelm Krupp hat das Naturell seines geistig bescheidenen Vaters geerbt. Wie dieser liebt er städtische Geselligkeit, die Ernennung zum Leutnant der Schützengilde und zum Mitglied des Rates sind die einzigen erschütternden Begebenheiten seines Lebens. Wichtig ist er nur als Vater. Seine Ehe mit Petronella Forsthof, der Erbin eines bäuerlichen Besitztums bei Düsseldorf – sie ist die Tochter eines sechzehnjährigen Vaters und einer achtzehnjährigen Mutter –, mischt dem etwas biedereren Charakter der Krupps einen Schuss leichten, abenteuerlichen Blutes bei.

Als Buchhalter im mütterlichen Besitz verfasst Friedrich Wilhelm eine genaue «Spezificatio der Erbgüther», die einen Blick in die riesige Verschuldung des Bauerntums an die städtischen Handelsleute tun lässt. Als Kruppsches Eigentum sind da verzeichnet: der Pfungstmannskotten und das Grundschüttelkämpchen in Steele, der Niermannshof in Hordel, der Forsthof bei Düsseldorf, ferner zur Hälfte der Schonnebeckshof nahe Mühlheim und der Schulte Bulmke Hof bei Gelsenkirchen. Der gesamte Besitz wird auf mehr als hundertzwanzigtausend Taler geschätzt. Mit der Führung der Bücher des Kaufhandels und gelegentlichen Reisen fürs Geschäft scheint sich die Lebenskraft des jungen Krupp doch erschöpft zu haben. 1795 stirbt er. An seinem Grab stehen drei Kinder: Helene, Friedrich und Wilhelm.

Auch der Tod des Sohnes lähmt die Tatkraft der Helene Amalie nicht. Je älter sie wird, desto kühner werden ihre Geschäfte. Sie erwirbt für mehr als zweitausend Taler die nördlich Essens gelegene «Walkmühle». Dann stösst sie auf ein Gebiet vor, das für die Krupps entscheidend werden soll: die Industrie.

Bei Sterkrade, auf preussisch-cleveschem Gebiet, hat Eberhard Pfandhöfer 1781 die kleine Eisenhütte «Zur guten Hoffnung» gegründet. Pfandhöfer ist ein handfester Hüttenmann, doch fehlt ihm kaufmännischer Blick und vor allem Geld. Die Krupps strecken ihm im Verlaufe mehrfacher Schwierigkeiten namhafte Summen vor. Es zeigt sich trotzdem bald, dass der Betrieb auf solch beschränkter Grundlage nicht rentabel ist. Über sein weiteres Schicksal berichtet Helene Amalie in ihrem Vermögensverzeichnis:

«Die Guthe Hoffnungs Eisenhütte liegt in Starkrad, und war ein Guth, welches Eberhard Pfandhoever besass. Da dieser sich heimlich wegmachte, so ging seine Haab und Güther zum Concurs und wurde wegen meine grosse Forderung die ich an Ihm hatte gezwungen dieses Hütten Werk anzukaufen – ich brachte es bei öffentliche gerichtliche Verkaufung an mir mit allen gebäuden rechten und Gerechtigkeiten für die Summe von Rthlr. 12'000 Berl. Ct. macht Rthlr. 15'000.» Zunächst setzt die energische Frau einen eigenen Hüttenmeister ein und versucht, den Betrieb selber zu beaufsichtigen. Dann fällt ihr Blick auf den jugendlichen Enkel Friedrich. Damit ist ein entscheidungsreicher Moment der Kruppgeschichte gekommen.

Sechs Generationen seit Arndt Krupé sind nun schon dahingegangen. Jetzt hält die Familie beim Urenkel seines Urenkels. Aus dem Jahre 1587 stammt die erste Kunde über den Stammvater – 1787 wird Friedrich Krupp geboren. Manches verrät uns die Familiengeschichte dieser zwei Jahrhunderte. Kein Bauer, kein Handwerker ist in ihr zu verzeichnen, nur Händlern, Geldverleihern, Ämterschacherern begegnen wir, Männern, deren Denken um Geld kreist und die mit sicherer Hand ihre Gewinne häufen.

Die Enkel verleugnen ihre Ahnen nicht. Als die Stunde der Landschaft zwischen Ruhr und Emscher schlägt, als die Industrie beginnt, ihr Zyklonpenwerk aufzubauen, da greifen die Krupps zu. Das Händlerblut in ihren Adern lässt sie die grosse Chance mit hellseherischer Sicherheit erkennen.

ZWEITES KAPITEL

DER GRÜNDER

1.

Mit Peter Friedrich, dem Enkel der Helene Amalie, beginnt die engere, die industrielle Geschichte der Krupps. Er wird am 17. Juli 1787 geboren. Es ist das Jahr, in dem Frankreich den Staatsbankrott erklärt und damit eine Lawine grosser Ereignisse einleitet. Friedrich der Zweite von Preussen ist soeben gestorben. Im Innern der Stadt gibt es die letzten Kämpfe zwischen dem Magistrat und der Fürstäbtissin Maria Kunigunde, die ihr geistliches Amt für eine vergebliche Brautnacht mit dem Sohn der Maria Theresia erhielt. Die Bürger schütten der Äbtissin einen Kohlenschacht zu, bewaffnete Stiftsbauern dringen in die Stadt und nehmen Rache. Später kommen Truppen der vereinigten Könige und nach ihrem Rückzug die französischen Heere. 1802 fällt Essen an Preussen und die tausendjährige Herrlichkeit der freien Reichsabtei findet ein Ende. Wenige Jahre nachher ist auch Preussen geschlagen, das Reich bricht auseinander und Essen wird dem französischen Hoheitsgebiet einverleibt.

Es ist eine Zeit, in der die Jugend erkennen lernt, dass ausser dem Wechsel der Dinge nichts ewig ist. Friedrich Krupp, der mit acht Jahren seinen Vater verliert, wird den Stempel dieser unbeständigen, genialischen Epoche nicht mehr loswerden. Andere Einflüsse sind gering. Die essendische Schule hat am Ausgang dieses Jahrhunderts ihren Tiefstand erreicht. Trotz einiger Gymnasialjahre bleibt Friedrichs Wissen dürftig; kaum einen Brief vermag er richtig zu schreiben. Er ist ein unbeständiger, leicht begeisterter, niemals zu ernster Arbeit angeleiteter junger Mann.

Nachdem Essen preussisch geworden, ersucht die Grossmutter, den Betrieb der Gutehoffnungshütte zu erweitern. Sie richtet ein Gesuch um Regierungsunterstützung nach Berlin und erhält als Subvention Bestellungen überwiesen, darunter solche auf Geschützkugeln – nach dem Ge-

wehrhandel im Dreissigjährigen Krieg der zweite Fall kruppscher Waffengeschäfte. Es scheint, dass Helene Amalie schon beim Erwerb der Hütte daran gedacht hat, sie ihrem Enkel zu vermachen. Nach kurzer kaufmännischer Lehre im Geschäft am Flachsmarkt überträgt sie ihm 1807 die Leitung und bald darauf das Eigentumsrecht, «um ihm ein ordentliches Auskommen zu verschaffen». Die Gedanken der Grossmutter über die Versorgung des Enkels sind nicht zufällig; er hat sich, eben neunzehnjährig, mit der um drei Jahre jüngeren Therese Wilhelmi verlobt.

Der junge Krupp ist dem Posten, den er auf der Hütte antritt, nicht gewachsen. Die Briefe aus dieser Zeit zeigen einen streitlustigen, wenig sachkundigen Jüngling, dessen erste Tat ist, den erfahrenen Faktor hinauszuerwerfen. Sein Aufenthalt im Werk wird nur in einer Hinsicht bedeutungsvoll, er bringt ihn mit zwei Männern in Verbindung, die zu den Pionieren der rheinisch-westfälischen Industrie gehören: Dinnendahl und Jacoby. Der ehemalige Schweinehüter und Schreiner geselle Franz Dinnendahl hat sich durch technische Intuition einen Namen gemacht. In einer Zeit, da nach seinen eigenen Worten im Ruhrgebiet kein Schmied vorhanden ist, der eine ordentliche Schraube verfertigen kann, baut er die ersten Dampfmaschinen. Gottlob Jacoby sitzt auf benachbarten Werken; er ist gelernter Hüttenfachmann, kennt die Metallurgie und beschäftigt sich mit der Gussstahlfrage.

Schon die ersten Monate der Hüttenarbeit offenbaren eine gefährliche Unbeständigkeit des jugendlichen Leiters. Auf den Rat Dinnendahls, der auch keinen kaufmännischen Blick hat, plant er eine Änderung der gesamten Produktion. Die Hütte hat bisher Öfen, Platten, Pfannen, Töpfe und Gewichte verfertigt, also recht einträgliche Fabrikate; jetzt will er sie auf die kostspielige und finanziell noch zweifelhafte Arbeit an Maschinenteilen, Kolben, Zylindern und Dampfzylinder umstellen. Er trägt sich auch mit Neubauplänen. Es kommt nicht zur Durchführung dieser Absichten, denn der rapide Rückgang der Geschäfte macht die Grossmutter stutzig. Während der Enkel krank daniederliegt, entzieht sie ihm das Besitzrecht wieder und betreibt den Verkauf des Werkes. Es zeigen sich bald Interessenten, die die auf essendischem Gebiet liegende Hütte «Neuesen», die kurkölnische «Antonyhütte» mit der cleveschen «Gutehoff-

nungshütte» vereinigen wollen. Zu den Teilhabern dieses Konsortiums gehören bedeutende Gründernamen der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie: Gottlob Jacoby, Heinrich Huysen und dessen Schwiegersöhne Franz und Gerhard Haniel, reiche Kohlenreeder. Im November 1808 erfolgt der Besitzwechsel; der Preis der Hütte ist mit 37'800 Reichstalem verhältnismässig hoch.

Friedrich Krupp, der mittlerweile geheiratet hat, kehrt zum Kaufhandel zurück. Er nimmt im grossmütterlichen Hause Wohnung; bei der Mutter, wenige Schritte daneben am Flachsmarkt, bleiben Wilhelm und Helene, die mit dem Secondeleutnant v. Müller, verheiratet ist. Den jungen pläne-reichen Mann fesselt die Arbeit am Ladentisch aber nicht lange; bald findet er ein Unternehmen, das leichteren Gewinn verspricht.

Aus der Geschichte der Rothschilds wissen wir, wie faszinierend der durch die napoleonische Kontinentalsperre hervorgerufene Warenmangel auf kaufmännische Köpfe wirkt. In diesen Jahren geht Nathan Rothschild nach London und die von ihm auf dunklen Wegen gesandten Textilien und Goldbarren legen den Grundstein zum Aufstieg des frankfurter Bankierhauses. Seit 1809 wird, um die Sperre zu verschärfen, der Import von Kolonialprodukten aus den Niederlanden nach den Rheinbundstaaten verboten. Eine Douanenkette von Rees bis Bremen soll gelegt werden, bestimmt Napoleon durch das Dekret von Schönbrunn. Nun setzt ein intensiver Schmuggel nach westfälischen und rheinischen Städten ein. Das ist ein Unternehmen, dem der junge Krupp mehr Geschmack abgewinnt als ruhiger solider Arbeit. Im November 1809 schliesst er mit den Kaufleuten Winters, Mensinck & Cie in Borken einen Vertrag über den Schmuggel holländischer Kolonialwaren, hauptsächlich Kaffee, Indigo und Meilis. Die Lieferung erfolgt von Amsterdam nach Essen – «auf gemeinschaftliches Risiko». Krupp steckt den borkener Freunden etwa zehntausend Taler vor, die er gemeinsam mit der Familie aufbringt.

Es zeigt sich bald, dass das «Risiko» keine Phrase ist. Der Schmuggelbetrieb wird sehr gefährlich. Besorgt heisst es in den Briefen der borkener Geschäftsfreunde: «Hier ist die Linie durch acht Douanen versperrt, Kerls wie Hunde, haben aber noch nicht gebissen.» Bald ist der Ton schon ernster. Die Sperre wird schärfer gehandhabt; es gibt Beschlagnahmungen,

Schiessereien und auch Tote. Am 2. Dezember 1809 berichten Winters & Mensinck ihrem Essener Kompagnon:

«Lieber Freund! Ihren sehr wehrten vom 29ten Novbr. benebst die beyden Scheine für die Herren Reynst u. Quack und Marckgraf in Arnheim erhielten wir gestern Abend, die darauf bemerkten Güter werden wir so schleunigst wie möglich zu befördern suchen, nur müssen wir bemerken, dass sich hier vorgestern Nacht eine sehr unglückliche Geschichte zugezogen hat, was in der Assecurans eine grosse Sensation und Steigung veruhrsacht hat. Der Propsting Müller nehmllich ist in einem Wagen durch die Linie gefahren, und von den Douanen angehalten worden, dieser hat sich und seine Güter wahrscheinlich retten wollen, und ist gleich Tod geschossen, drey andere sind schwer verwundet, des Müllers Knecht ist mit zwei Kugeln durch die Brust geschossen und ist wahrscheinlich schon Tod. Dieses hat hier eine solche Furcht erregt, dass man hier fast keine Leute für Geld mehr haben kann . . .»

Der junge Krupp kann beim «gemeinschaftlichen Risiko» nur gelegentlich ein paar hundert Taler verlieren. Unbekümmert treibt er deshalb das gefährliche Geschäft weiter, das einen bedeutenden Umfang annimmt und seinen Absatz bis hinunter nach Frankfurt erstreckt. Die Briefe der borkener Geschäftsfreunde werden immer pessimistischer. Schliesslich heisst es, dass «dem Kolonial jetzt gänzlich das Loch gesperrt» ist. Bald raten sie von Bestellungen in Amsterdam völlig ab. Das ertrage reiche Geschäft geht damit zu Ende.

Im Kaufhandel am Flachsmarkt tritt um diese Zeit eine grosse Veränderung ein: am 9. Mai 1810 stirbt die Grossmutter Helene Amalie. Aus den Anfängen des vergangenen Jahrhunderts ragt die ungewöhnliche Frau in eine neue Zeit hinein. Sie hinterlässt nach fünfundfünfzigjähriger Wittenschaft ein bedeutendes Vermögen, das vornehmlich aus Grundbesitz und sicheren Schuldverschreibungen besteht; es wird auf mehr als hundertzwanzigtausend Taler bar geschätzt, die Liegenschaften nicht eingerechnet. Aus dieser Erbschaft erhält Friedrich Krupp zunächst vierzigtausend Taler; sie sind als der finanzielle Grundstock seiner künftigen Betätigung anzusehen. Auch das Geschäft am Flachsmarkt fällt ihm zu; er widmet sich ihm ein wenig, nicht ohne Pläne für eine Umstellung auf alleinigen Grosshandel in Kaffee und Zucker zu machen.

Der Zwanzigjährige ist jetzt ein begüterter Geschäftsmann geworden, der sich seiner Stellung durchaus bewusst ist. Einem essendischen Kaufmann schreibt er: «Um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Ihre Dummheit zu würdigen weiss, erlaube ich Ihnen, die für den Betrag Ihrer Rechnung erhaltenen Waren sämtlich mir gleich zurückzuerstatten.» Als Gewerke der Zeche «Wolfsbank» richtet er an Hermann Stinnes in Mühlheim die brüske Mahnung, bei weiterem Zahlungsverzug «die fernere Abholung von Kohlen, sogar die des zuletzt angegriffenen Haufens, zu verweigern. Wir hoffen indessen, dass Sie unsere oftmalige Nachsicht nicht misskennen ...» Es steckt viel Selbstvertrauen in diesen und anderen Zeilen. Der junge Mann pocht auf seinen Geldbeutel. Darin gehörte er ganz zum begüterten Bürgertum des Landstädtchens, das mit dem Aufstieg rings im Revier einen bequemen Weg zu Erfolgen und Reichtümern vor sich sieht. Eine ernste Aufgabe kennt er nicht; dass er gelegentlich Pferde handelt und verhandelt, sind Zufallsgeschäfte, wie sie der Tradition der Händlerfamilie entsprechen. Aber schon liegt ein anderes Problem in der Luft und beschäftigt die unruhigsten Köpfe des Kontinents: die Gusstahlfrage.

Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts beginnen die Wirtschaftskräfte im Westen des Reiches sich zu regen. Hier sind genug Bodenschätze, einem industriellen Aufstieg die Basis zu geben: in der Eifel, im Westerwald, an der Saar, im Hunsrück, im Bergischen Land, im Rheintal bei Neuwied, überall finden sich reiche Erzvorkommen. Aus primitiven Stollen wird der Eisenstein gefördert, meist sackweise auf menschlichen Schultern zutage gebracht. Die Verhüttung findet zunächst im Gebirge selber statt, nahe den Meilern, deren Holzkohle man zur Lösung des reinen Metalls vom Gestein in den kleinen Schmelzöfen braucht. Neben den «Hütten» treibt das Gefälle der Bergwässer die «Hämmer», in denen das Eisen «gereckt» wird. Diese Industrie steht noch ganz auf organischen Voraussetzungen, auf Naturkräften, die sich versagen können. «Das Festhalten an der alten Technik liess nur die Wahl, entweder die Eisen- und Metallindustrie in ihrer Entwicklung in Einklang mit dem langsamen Nachwachsen der verbrauchten Waldbestände zu halten, d.h. auf jede stärkere Entwicklung zu verzichten, oder aber am Walde Raubbau treiben

und dann in absehbarer Zeit für die ganze Industrie die Unterlage zu vernichten.» (Wiedefeld.) Der technische Ausweg ist nicht leicht zu finden. In den Tälern der Ruhr, Wurm und Saar wird zwar genug Kohle gefördert, aber erst der in England erfundene «Coaks» ermöglicht die Loslösung der Eisenproduktion vom Holz. Nun setzt das Wandern des Erzes auf die Kohlenlager ein – die Industrie steigt vom Gebirge herab und zieht in die Ebene.

Die schicksalsvolle Verknüpfung des Eisens mit der Kohle eröffnet ganz neue Perspektiven. Das beginnende Maschinenzeitalter verlangt einen Rohstoff von besonderer Härte, den Stahl. Bei Herstellung in grösseren Mengen fehlt ihm aber die Gleichartigkeit des Materials, ohne die moderner Maschinenbau unmöglich wäre. Dieser wichtigsten Bedingung entspricht erst der Gussstahl. Ein Stahlkonsument selber, der Uhrmacher Benjamin Huntsmann aus Sheffield, löst das Problem, wie man Stahl schmelzen kann, ohne dass er Kohlenstoff aufnimmt, was seine Verwandlung in Gusseisen zur Folge hätte. Das Mittel ist einfach; kleine, luftdicht-verschlossene Tiegel werden durch eine Esse auf die notwendigen Temperaturen gebracht. In ihnen erzeugt man einen Stahl von bisher nie gekannter Güte, der ein halbes Jahrhundert lang Englands Geheimnis bleibt und zu einem unerhörten Aufstieg des Städtchens Sheffield's führt.

Mit dem durch die Kontinentalsperre hervorgerufenen völligen Erlöschen der Einfuhr englischer Waren stellt sich im Ruhrgebiet bald ein tödlicher Mangel an diesem wichtigen Rohstoff ein, der ganze Industriezweige mit dem Erliegen bedroht. Laut «Mercure de Departement de la Roer» hat Napoleon deshalb einen Preis von viertausend Francs für die beste fabrikmässige Herstellung eines dem englischen ebenbürtigen Gussstahls ausgesetzt. Verschiedene solcher Prämien rufen in Essen eine Erfinderepidemie hervor; der Schwager Krupps braut einen «approbierten Patentkaffee».

Die ersten Techniker des Kontinents sind um die Gussstahlfrage bemüht. In Solingen ist sogar eine «Erfindungsgesellschaft» gegründet worden. Man sucht vielfach nach einem geheimnisvollen chemischen Zusatz, das «Flussmittel», ähnlich dem Projektionspulver der Alchimisten. Mehr als um metallurgische Rezepte geht es aber um die Praxis einer lohnenden fabrikmässigen Herstellung. Auf Napoleons Preisausschreiben melden

sich 1807 die Brüder Poncelet in Lüttich und der Deutsche Fischer aus Schaffhausen; später sechs weitere Bewerber, von denen einige auch Preise erhalten. Im Ruhrrevier sind am weitesten fortgeschritten die Erfolge der «Gutehoffnungshütte», über die der «Westfälische Anzeiger» 1811 schreibt: «Auch Herr Jacoby zu Starkrade, ein bekannter, vortrefflicher Hüttenmann, ist im Besitz des Geheimnisses und hat schon seit mehreren Jahren davon Gebrauch gemacht, ohne ein Brevet nachzusuchen.»

Friedrich Krupp ist nicht der deutsche Erfinder des Gussstahls; diesen Titel hat ihm eine unwissende Legende zugesprochen. Während schon Erfinderpreise verteilt werden, bleibt ihm seine Fabrikation ein unbekanntes Gebiet. Wahrscheinlich hat er sich mit dem Problem nicht einmal ernsthaft befasst, denn der Anstoss zur Beschäftigung damit kommt von aussen: durch das Erscheinen der Brüder v. Kechel. Diese pensionierten nassauischen Offiziere behaupten, das Geheimnis der Gussstahlproduktion zu kennen.

Der unbeständige junge Kaufmann, der «keinen Gefallen mehr an Spezerey» hat, tut sich mit ihnen zusammen, macht erste Versuche und richtet dann im Herbst 1811 auf der von seinem Bruder gekauften Besetzung «Walkmühle» die «Gussstahlfabrik Fried. Krupp».

Der sanguinische Gründer muss bald erfahren, dass er die Schwierigkeiten unterschätzt hat. Erste Rückschläge und Differenzen stellen sich ein. Die Essener Geschichtsschreibung gibt die Schuld daran den Kechels und bezeichnet sie als unfähige Abenteurer. Zu Unrecht, denn Krupp lernt durch sie die Anfangsgründe der Gussstahlproduktion kennen: er sieht ihnen ab, wie man einen feuerfesten Tiegel verfertigt, eine brauchbare «Beschickung» zusammensetzt und den Ofen mit hinreichender Schmelzglut leitet. Dagegen zeugt sein Verhalten von kurzsichtigem Übereifer. Er macht Bestellungen, die ihn auf Jahre hinaus festlegen. Mitten in diesen Anfängen wird dem jungen Fabrikanten am 26. April 1812 der erste Sohn geboren; die Brüder v. Kechel sind die Paten des kleinen Alfried, des späteren Kanonenkönigs.

Nach langen kostspieligen Versuchen zeigt sich immer mehr, dass die weitgespannten Hoffnungen unerfüllt bleiben. Krupp hat etwa dreissigtausend Taler in das Unternehmen gesteckt und einen vollständigen Fabrikbetrieb mit Wasserkraft, Schmelzraum und Tiegelkammer eingerichtet.

tet, aber der Erfolg bleibt aus. Es gelingt nur, Gussstahl in kleinsten Mengen herzustellen. Wohl schon unter dem Druck der Familie entschliesst der enttäuschte Krupp sich, die Sache zunächst aufzugeben. Im Herbst 1814 kommt das Werk völlig zum Stillstand. Die Brüder Kechel wirft er kurzerhand hinaus.

Ein Jahr später hat Krupp seine Finanzen mit dem Erbe des Bruders Wilhelm und durch eine Anleihe beim «Juden Moses» wieder gestärkt. Er verbindet sich erneut mit einem technischen Helfer, dem Rittmeister a. D. Friedrich Nicolai. Dieser besitzt ein königliches Patent, allein zwischen Elbe und Rhein Gussstahl herstellen zu dürfen; das «allein» bezieht sich aber nur auf seine besondere Füllung der Tiegel. Es ist nicht klar, ob Krupp die komplizierte patentrechtliche Formulierung durchschaut hat. Er stürzt sich jedenfalls mit Eifer in das neue Unternehmen, wobei die Fabrik diesmal den Namen «Nicolai & Krupp» erhält. Wieder kommt es bald zu Differenzen mit dem Kompagnon, der von den Krupps als Scharlatan und Betrüger beschimpft wird. In Wahrheit handelt es sich um einen industriellen Spekulanten, dem, ebenso wie seinem Teilhaber, Ausdauer und Nüchternheit fehlen. Nicolai bringt übrigens einige Tausend Taler bar und auch Stahlbestellungen mit, bei den geschwächten Vermögensverhältnissen Krupps eine nicht zu unterschätzende Hilfe. Trotzdem wird er nachträglich als Drohne hingestellt, die auf den Taschen des gutmütigen Kompagnons gelegen habe. Der Streit der beiden führt zu unerquicklichen Szenen. Es kommt soweit, dass die Arbeiter der Fabrik wegen ausbleibender Lohnzahlungen einen Überfall auf Nicolai planen. Die Polizei muss eingreifen und Nicolai spricht mit deutlichem Seitenblick auf den Kompagnon von einem geplanten Meuchelmord. Im Juli 1816 lässt Krupp die Fabrik erneut schliessen.

Essener Publikationen behaupten seit Jahrzehnten unangefochten, die ersten Misserfolge des Fabrikgründers seien die Folge der Unfähigkeit seiner Mitarbeiter. Dutzende von Biographien schreiben ihnen das nach. Was daran wahr ist, zeigt eine Affäre aus gleicher Zeit, der Plan einer Fabrikgründung in Moers. Da das linke Rheinufer seit dem Frieden von Luneville zu Frankreich gehört, ergeben sich gewisse Möglichkeiten zur Umgehung der hohen Zollsätze. Darauf stützt sich Krupps Plan, in Moers

eine Feilenfabrik zu eröffnen. Er greift ihn mit der Begeisterung projektfreudiger Naturen auf. Um einen ortskundigen Teilhaber zu gewinnen, wendet er sich an den jungen Kaufmann Friedrich Diergardt, der kurze Zeit im Geschäft am Flachsmarkt tätig war. Dessen Vater, der Pfarrer in Moers ist, nimmt regen Anteil an der Gründung. Die Diergardts treffen grosse Vorbereitungen, sie opfern Zeit und Geld für den Plan. Zu ihrem Erstaunen müssen sie aber feststellen, dass Krupp sich plötzlich desinteressiert zeigt. Vergeblich senden sie Brief um Brief; der wetterwendische, längst ernüchterte Essener antwortet nicht einmal. Damit ist der Fall erledigt. Dieser verhinderte Kompagnon wird später ein bedeutender Textilfabrikant, er stirbt als Freiherr v. Diergardt. Deshalb kommt er in den kruppischen Biographien auch wesentlich günstiger weg, als die andern Teilhaber, die als unfähige Grosssprecher und Schwindler hingestellt werden. Über die Frage, woher Krupp seine metallurgischen und fabrikatorischen Kenntnisse bezog, schweigen sich die Ankläger allerdings aus. Sie müssten sonst eingestehen, dass der Gründer der Gusstahlfabrik rücksichtslos über seine ersten Helfer hinwegschritt.

Das Schicksal der Nicolai-Kechel ist typisch für die deutsche Industriegeschichte. Nach der Verarmung des Dreissigjährigen Krieges liegt im Reich das Handwerkertum geschwächt am Boden; aus ihm heraus können sich die Kräfte für den industriellen Aufstieg nicht regen. Geld zur Finanzierung der Industriepläne besitzt nur die reiche Kaufmannschaft. Der Besitzer der ersten Industrieanlagen ist in Deutschland in den wenigsten Fällen der Erfinder selber, sondern meist der Finanzier. Der Techniker spielt in der deutschen Industrie – im Gegensatz zu Frankreich und England – stets nur eine subalterne Rolle. Wo er einmal zum industriellen Fabrikanten aufsteigt, gerät er bald unter die Räder reicherer Konkurrenten. Das zeigt der Verrat der Gutehoffnungshütte an Dinnendahl: nachdem sie dem genialen Konstrukteur seine Kenntnisse im Maschinenbau abgelauscht hat, macht sie ihm tödliche Konkurrenz, die ihn in den Zusammenbruch treibt. Auch Friedrich Krupp hat sich seiner technischen Wegweiser mit wenig Skrupel entledigt.

2.

Im Jahre 1805 verlässt Preussen die Waffenbrüderschaft mit Österreich und Russland: gegen das Versprechen, Hannover zu erhalten, tritt es Cleve und Wesel an Napoleon ab. Diese Gebiete sind der Kern des Grossherzogtums Berg. Der Reitergeneral Murat, verheiratet mit der schönen Caroline Bonaparte, besteigt als «Joachim, Prinz und Grossadmiral von Frankreich» den Thron der seltsamen Staatsgründung, die ein militärischer und politischer Brückenkopf gegen Deutschland ist. Murat strebt nach Vergrösserung seines Gebietes, denn der kaiserliche Schwager hat ihm an jährlicher Revenue sieben Gulden für jeden Einwohner zugesagt. Als sein Wunsch nach mehr Untertanen nicht erfüllt wird, beschliesst er, selbständig zu handeln. Vor den Grenzen seines Gebietes liegen die Reichsabteien Essen, Werden und Elten. Aus ihrer früheren Vereinigung mit Cleve leitet Murat nun Ansprüche ab und lässt sie militärisch besetzen. Ein unerwarteter Gegenstoss preussischer Truppen, die zur Nacht Essens Stadtmauern erklettern, wirft ihn wieder hinaus. Die «affaire des trois abbayes» droht zu einer hochpolitischen Angelegenheit zu werden. Napoleon ist über Murat empört. Diesem wird es nicht schwer, sich zu verteidigen. Er weist darauf hin, dass soeben eine Deputation einflussreicher Essener und werdener Bürger um Einverleibung ins französische Hoheitsgebiet gebeten hat. Höhere Rücksichten zwingen den Kaiser zur Ablehnung: «Ich finde es lächerlich, dass Sie mir die Meinung des westfälischen Volkes entgegenhalten; was kommt auf die Meinung von Bauern an bei politischen Fragen!» Murats Hoffnungen gehen erst beim Frieden von Tilsit in Erfüllung: im Januar 1808 wird Essen dem Grossherzogtum Berg einverleibt.

Die fremde Herrschaft ist für das Land an der Ruhr sehr drückend. Frankreich räumt zwar mit dem Mittelalter auf, schafft die Leibeigenschaft, die Zünfte und Gilden ab, verbietet die Religionshetze durch «Controverspredigten», reformiert das Recht, dekretiert eine fortschrittliche Kohlenverwaltung und führt jene bürgerliche Gleichheit durch, die z.B. in Essen bewirkt, dass erst jetzt in den Personallisten alle Einwohner gleichmässig das Prädikat «Herr» erhalten. Das alles wird aber wettge-

macht durch schwere Steuern, die das Land bedrücken, durch Tabakregie, Kontinentalsperre und die fortgesetzten Militärkonskriptionen, die es seiner Söhne berauben, um sie auf den Schlachtfeldern ganz Europas sterben zu lassen.

Von einer Mitbestimmung der Bevölkerung ist keine Rede. Essen untersteht einem Maire, zwei Adjoints und sechzehn Conseillers municipaux. Diese werden aber nicht von der Bürgerschaft gewählt, sondern vom französischen Präfekten ernannt, und, wenn notwendig, wieder abgesetzt. Sie sind das Feigenblatt einer schlecht verhüllten Autokratie.

Im Jahre 1812 wird es dem Maire von Essen sehr schwer, für einen ausscheidenden Munizipalrat Ersatz zu finden. Es gärt im niedergeworfenen Deutschland bedenklich, besonders in seinem Westen; unaufhörlich ereignen sich Unruhen und im ganzen Land zirkulieren aufrührerische Proklamationen. Bei dieser Lage haben bereits drei Kandidaten das ihnen angebotene Amt des essendischen Munizipalrats abgelehnt: Freiherr von Asbeck unter Berufung auf sein Alter, Rechtsanwalt Tutmann, um nicht im Beruf gehindert zu werden, und Krupps Schwager v. Müller, weil er noch keinen Abschied als preussischer Offizier erhalten habe.

Nun wird Friedrich Krupp in Vorschlag gebracht. Er hätte einen bequemen Grund zur Ablehnung, es fehlt ihm nämlich das gesetzliche Mindestalter. Aber der junge «Stahlwarenfabricant en gros» stimmt trotzdem zu. Er ist damit einverstanden, dass er um drei Jahre älter gemacht und zum offiziellen Kandidaten erklärt wird. Seine Ernennung erfolgt nach Vereidigung auf den Kaiser Napoleon.

Die im Auftrag der Familie herausgegebene Sammlung der Briefe und Dokumente Friedrich Krupps – sie umfasst zweihundertfünfzig Seiten – unterschlägt die folgende, im Archiv der Stadt Essen liegende Urkunde:

«Actum Essen den 17ten December 1812.

Communicatio-Verfügung der hohen Bezirks-Präfektur hier selbst vom 16ten ds.M., womit die Anstellungs-Urkunde für den Kaufmann Herrn Friedrich Krupp allhier als Municipal-Rath übermacht worden, gedachter H. Krupp wird heute zur Verpflichtung eingeladen.

Als derselbe erschienen, so leistete er die Pflichten, nach welchen er Treue Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen, König von Italien und Beschützer des Rheinbundes und Gehorsam gegen die Gesetze des Staates versicherte, worauf ihm die urschriftliche Anstellungs-Urkunde der hohen Departements-Prefectur vom 3. v. M. eingehändigt wird.

V. G. u. U.

Fried. Krupp

a. u. s.

v. Tabouillot

Maire»

Man beachte das Datum: Dezember 1812! Angefacht durch die russische Katastrophe hat eine Welle nationalen Freiheitswillens ganz Deutschland ergriffen. Friedrich Krupp nimmt daran wenig Anteil. Berdrow bescheinigt ihm, dass er seine Pflichten als Munizipalrat gewissenhaft erfüllt habe. Seine Funktion ist die eines Einquartierungskommissars. Er hat für die Unterbringung französischer Truppen in Bürgerhäusern zu sorgen; besonders werden die Eltern der zahlreichen Deserteure durch «Einlage von Garnisairs» bestraft. Mit der rotweissen Nationalkokarde geschmückt vollzieht Krupp die Strafmassnahmen der fremden Verwaltung. Goecke kommt in seiner «Geschichte des Grossherzogtums Berg» zu der Feststellung, dass dem «beredten Schweigen der Masse» die «Kriecherei des offiziellen Volkes» gegenüberstand. In verächtlicher Würdelosigkeit boten sich Besitz und Adel den fremden Herren an. Der Munizipalrat Krupp gehört darin ganz zu ihnen. Diese Tatsache ist der Essener Geschichtsschreibung sehr peinlich. Sie bestreitet ängstlich, dass in der Familie «französische Neigungen» bestanden hätten. Als «Mensch und deutscher Mann» habe Krupp gegen die napoleonische Herrschaft gestanden. Dem widerspricht, dass er ausser seiner Tätigkeit als Munizipalrat auch in enge Beziehungen zu den umstrittenen Inhabern der Essener Gewehrfabrik tritt; er steckt den Franzosen Pieul und Peletier gelegentlich Gelder für ihr Unternehmen vor.

Im Frühjahr 1813 setzen in Remscheid, Solingen, Elberfeld und Barmen Aufstände der Arbeiter ein; in Düsseldorf werden zahlreiche standrechtliche Erschiessungen vollstreckt. Die Tage der französischen Verwaltung am Rhein sind gezählt: bergsche Truppenteile desertieren korpo-

rativ an die Seite der verbündeten Gegner Frankreichs. Der Munizipalrat Krupp aber bleibt dem stürzenden Regime treu, solange es noch die Macht hat. Er gehört zu dem Häuflein Ergebener, das mobilisiert wird, als alle Dämme brechen. Im Herbst 1813 – Blüchers Heer ist schon im Anmarsch – wirft Friedrich Krupp für die französische Armee vor Wesel Schanzgräben aus.

Man könnte von heroischer Ergebenheit an Napoleon sprechen, wenn er sich nicht mit wenig überzeugender Eile der neuen Macht zuwenden würde: als die Truppen der Verbündeten Essen besetzen, stellt er sich sofort um. Aus dem Munizipalrat wird ein Stadtrat, aus dem französischen Einquartierungskommissär ein preussischer Landsturmadjutant.

Im Spätherbst 1816 nimmt Friedrich Krupp den Betrieb der Gussstahlfabrik wieder auf. Doch es steht ein böser Stern über dem Unternehmen – die Zeit ist für einen industriellen Aufstieg Deutschlands noch nicht reif. Der Krieg, der Europa zwei Jahrzehnte heimsuchte, alle Grenzen verschob und ein ganzes Zeitalter zertrümmerte, ist zwar zu Ende. Wer aber erwartete, dass das Wirtschaftsleben wieder pulsieren, Handel und Gewerbe aufsteigen würden, sieht sich bald getäuscht. Der Kontinent ist zu sehr verarmt. Sofort nach Friedensschluss überschwemmt England ihn mit Waren, die oft weit unter Preis abgesetzt werden. Daneben ist die Lage der jungen deutschen Industrie fast hoffnungslos. Verstärkt wird die wirtschaftliche Rückständigkeit durch den Druck politischer Reaktion, die sich über das in mehr als dreissig Despotien zersplitterte Reich legt. Im Deutschland des Vormärz fehlen alle wirtschaftlichen und politischen Voraussetzungen für einen industriellen Aufstieg.

Zunächst scheint es, als bessere sich die Lage ein wenig. Das neubelebte Handwerk benötigt vorübergehend Gussstahl. Krupp bemüht sich, durch das Anbringen englischer Firmenzeichen auf seinen Produkten, am Geschäft des gefährlichen englischen Konkurrenten teilzunehmen. Auch findet das Werk 1817 einen Grossabnehmer, die preussische Münze. Der Leiter ihrer westdeutschen Prägeanstalt, Direktor Nölle aus Düsseldorf, tritt in ein freundschaftliches Verhältnis zu dem jungen Fabrikanten, den er wohlwollend fördert. In der Person Nölles steht Friedrich Krupp der

Chance seines Lebens gegenüber, aber er erkennt sie nicht. Den einzigen bescheidenen Konjunkturpunkt bringt das Jahr 1818. Auch die Gutehoffnungshütte zahlt zum erstenmal einen grösseren Gewinn aus; ähnlich ergeht es Dinnendahl, der nun schon sechzig Arbeiter beschäftigt. Die Ursache dieser Belebung sind die nach Deutschland fliessenden Kriegsschädigungsgelder, die eine erste, vorübergehende Gründerhausse hervorrufen.

Der unruhige Krupp ist damit nicht zufrieden. Ihm fehlt die Beharrlichkeit, auf einen langsamen Anstieg zu warten. Trotz des gebesserten Geschäftsganges versucht er, eine Preiserhöhung durchzuführen, was auf Protest bei den Kunden stösst. Wenn sich die Wirklichkeit den angenehmen Träumen entgegenstellt, dann fort mit ihr – der junge Fabrikant entwirft Pläne, die mehr zu bringen versprechen. Eine neue, grössere Fabrikanlage soll helfen. Zwar drücken bereits dreissigtausend Taler Schulden bei der Familie, aber die Mutter, die ihren Sohn Wilhelm beerbt hat, und der Schwager v. Müller schiessen neues Geld vor. Auch werden einige der ererbten Grundstücke verkauft. Als Ort der neuen Bauten wird die Gegend vorm Limbeckertor gewählt, wo der Boden uralter kruppscher Besitz ist. In der Nähe liegt die Zeche Sälzer-Neuack, doch ist die Landschaft noch ländlich. Wo Jahrzehnte später sich das schwarze Steinmeer des Werkes erhebt, geht jetzt die Landstrasse nach Mülheim durch weite Bauernfelder, Gärten und Büsche. Wie immer ist Krupp beim Bau grosszügig: eine langgestreckte hohe Halle, «Schmelzbau» genannt, erhält die Anlagemöglichkeit für sechzig Öfen, aber nur acht werden eingebaut, denn sie genügen vorläufig. Im Laufe des Jahres 1819 wird der Bau vollendet. Erneut sind dreiundzwanzigtausend Taler angelegt. Die Fabrik produziert jetzt keine Feilen mehr, nur noch Prägestempel und Gussstahlbarren. Da es dem Buchhalter Grevel gelungen ist, in die frankfurter Oberpostamtszeitung einen Artikel über kruppsche Erzeugnisse zu lancieren, hebt sich der Absatz ein wenig. Aus den königlichen Hütten am Rhein kommt eine Bestellung auf Stahlblöcke für Bajonette und Kanonenrohre.

Noch einmal, 1823, erreicht das Werk höhere Produktionsziffern, davon nimmt aber die Münze zwei Drittel ab. Es ist nur ein letztes Aufflackern, denn innere Gründe führen unaufhaltsam die Auszehrung herbei.

Krupps Finanzen sind durch kostspielige Bauten ruiniert, sein Kredit ist untergraben, die engsten Verwandten ziehen sich von ihm zurück. Erste Folge der Geldnöte ist Rohstoffmangel, der das Werk zwingt, Schrott zu verwenden. Soweit es seine Kunden nicht mit unpünktlicher Lieferung verärgert hat, verliert es sie jetzt durch mangelnde Qualität. Auch im Technischen versagt der Betrieb. Grevel berichtet später, die Hauptschwierigkeit habe darin bestanden, dass die Tiegel platzten und der Guss in die Asche lief. Dem neuen Bau fehlt ausserdem ein Hammer, was Transporte zur Walkmühle und in befreundete Fabriken notwendig macht.

Wohl schon desillusioniert, beginnt Krupp, immer weniger Interesse zu zeigen. Der Buchhalter muss ihn oft im Wirtshause aufsuchen, um eine Unterschrift zu erhalten. Grevel leitet allein die Produktion, die kaufmännische Geschäftsführung und bemüht sich sogar um Geldbeschaffung. Auch dieser letzte Helfer erfährt beschämenden Undank: der Krupphistoriker versucht, ihn persönlich herabzusetzen, anstatt auf die ernsten Vorwürfe des Mannes zu antworten. Vergeblich bemüht sich das Werk um Regierungshilfe. Der Kampf für Staatssubventionen zieht sich wie ein roter Faden durch die Kruppgeschichte. Gesuche auf Gewährung von etwa zwanzigtausend Talern werden in den Jahren 1817, 1818, 1819 und endgültig 1823 ablehnend beschieden. Berlin antwortet sogar durch Gründung eines eigenen Gussstahlwerkes, als dessen Leiter sich Krupp erfolglos anbietet. Voll Ärger richtet er zwei Angebote an die «Hohe Kaiserlich-Russische Regierung», im Zarenreich eine Fabrik mit Staatshilfe zu errichten. Auch das wird abgelehnt.

Das Jahr 1824 ist der Anfang vom Ende. Die Verwandten sind um die Sicherheit ihrer vorgestreckten Gelder ernstlich besorgt. Verschiedentlich muss die Mutter eingreifen, die Wogen zu glätten. Im April erwirkt der Schwiegervater Wilhelmi ein gerichtliches Urteil auf sofortige Zahlung von vierzehntausendfünfhundert Talern. Im Verlauf einer Einigung wird ihm das Haus am Flachsmarkt abgetreten, das nahezu ein Jahrhundert im Besitz der Familie war und das eigentliche Stammhaus der jüngeren Krupps ist. Später wird es zum Verkauf gestellt und von den Eltern des Grossindustriellen Grillo erworben. Krupp bezieht mit Frau und Kindern die Aufseherwohnung draussen in der Fabrik. Er begründet den Umzug

mit der Notwendigkeit «theils um meine Gesundheit in freyer Luft wieder herzustellen und theils um an Ort und Stelle das Fabrikationswesen besser und nützlicher betreiben zu können». Äusserungen dafür, dass er das kleine Haus als Zuflucht in grösster Not betrachtet, fehlen vollständig, besitzt er doch noch die schöneren und behäbigeren Räume der Walkmühle, die an einen Bekannten verpachtet sind.

Die Familie Krupp hält diese schwere Belastungsprobe gemeinsamer Sorgen nicht aus. Nun, da die Lage ausweglos ist, gerät sie in böse Differenzen. «Ein bitteres Verhältnis zwischen den einzelnen Zweigen der Familie blieb als Bodensatz dieses Streites zurück. (Berdrow.) Es scheint, dass die Enttäuschungen die Widerstandskraft des Mannes gebrochen haben. Er muss zwei Jahre mit kurzen Unterbrechungen auf dem Krankenbett verbringen. Jetzt wird es einsam um ihn: die Familie grollt, den letzten Mitarbeiter Grevel hat er brüsk verabschiedet, auch die Mutter zieht sich in die Stadt zurück. Fäden, die ihn mit dem Leben verbinden, zerreißen einer nach dem andern. Das Amt als Stadtrat legt er nieder. Er hat es vierzehn Jahre nicht ohne Geschick bekleidet. Schon vorher in der Steuerliste gelöscht, wird er Oktober 1825 aus dem Verzeichnis der «Kaufleute mit Rechten» gestrichen. Das ist der äussere Schlussstrich unter den finanziellen Zusammenbruch des einst begüterten Mannes. Die Gussstahlfabrik hat bis dahin etwa achtzigtausend Taler verschlungen.

Am 8. Oktober 1826 stirbt er, erst neununddreissig Jahre alt. Die Ärzte geben als Todesursache Brustwassersucht an. Begraben wird er auf einem Friedhof mitten in Essen, der Jahre später dem Wachstum der Stadt zum Opfer fällt. Kein Bild, nicht einmal die Grabstätte des Begründers der Gussstahlfabrik blieb erhalten.

Im Namen der Firma «Fried. Krupp» lebt er weiter, ganz im Schatten seines grossen Sohnes. Nichts an ihm war so bedeutend, dass er herausgetreten wäre aus der Reihe der andern essendischen Patrizier. Die Tat seines Lebens, die Gründung der Gussstahlfabrik, erhielt ihr Gewicht nur durch den Aufstieg des Werkes, der erst nach einem halben Jahrhundert einsetzt. Es ist eine fromme Familienlegende, dass Friedrich Krupp gehaut haben soll, welch gewaltige Zukunft der Gussstahl hatte. Er hoffte auf ein mittleres Qualitätsgeschäft, denn Stahl war ein teures Spezialfabrikat, das mit

keinem Massenabsatz rechnen konnte. Der Mut, mit dem er sich auf ein ihm völlig unbekanntes Gebiet wagte, ist erstaunlich, fehlten ihm doch alle Voraussetzungen zu einem Industriellen: er war kein Erfinder, kein Hüttenfachmann, nicht einmal ein weitblickender Kaufmann. Als er das Werk, bis zum Bankerott heruntergewirtschaftet, zurückliess, konnten die «Gutehoffnungshütte» und der junge Harkort bereits ihre ersten guten Geschäftsjahre verzeichnen.

Was er sonst war: ein Kind seiner Zeit. Genialisch, stets voller Projekte, zu deren Durchführung ihm aber die Kraft des wirklichen Genies fehlte. Ein phantastischer Pläneschmied, dem «angenehme Entwürfe» seltsame Genugtuung bereiteten. Im tiefsten fehlte es ihm, bei allen genialischen Zügen, an Spannkraft. Trotz einer Epoche voll Dramatik, in der das Schicksal Geberlaune zeigte, blieb sein Weg eintönig und ohne innere Entwicklung.

Seine Zeit trug alle Zeichen des Übergangs. Mit den napoleonischen Kriegen brach das neunzehnte Jahrhundert in die kleinstädtische, mittelalterliche Welt Rheinpreussens. Bestaunt, aber noch unverstanden, hatte soeben die erste Dampfmaschine ihren Einzug in diese handwerkliche Industrie gehalten. Als Friedrich Krupp starb, beförderte der erste Schienenweg Ruhrkohle und das erste Dampfschiff zerteilte die Fluten des Rheins. Es war die Zeit, in der die Pioniere des auf dämmernden Industrialismus ins Grab sanken.

*DRITTES KAPITEL***DER KANONENKÖNIG****1.**

Der Vierzehnjährige, in dessen Hand nun die Geschicke der Gussstahlfabrik gelegt sind, unterscheidet sich sehr von seinem Vorgänger: Friedrich Krupp hatte einen weiten Geist und einen schwachen Willen, Alfred Krupp hat einen engen Geist, aber einen zähen Willen. Der Vater war ein Kind der dramatischsten, bewegtesten Epoche der modernen Geschichte, der Sohn wächst auf im Frieden der Restauration, in Opposition gegen die ideenreichen, überschäumenden Köpfe der Generation seiner Väter. Man höre das Ressentiment dieser Worte: «Vom Vater haben wir kein Vermögen geerbt, auch keine Kenntnisse und keinen Namen.»

Was ihm dieser hinterlassen hat, die Gussstahlfabrik, steht allerdings auf wankender Grundlage. Fünfundzwanzigtausend Taler betragen die Schulden, denen fünfzehntausend als Aktivum gegenüberstehen. Therese Krupp tritt das Erbe nur allein an; für die unmündigen Kinder – Ida, Alfred, Hermann und Friedrich – lehnt sie ab. Wenige Tage nach dem Tode des Mannes verkünden Essener Zeitungen und Briefe an Geschäftsfreunde, dass die Fabrikation weitergehe. Der Verstorbene habe «das Geheimnis der Bereitung des Gussstahls» seinem ältesten Sohne mitgeteilt. Es sind merkwürdig kühle Briefe, die die junge Witwe schreibt, kaum eine Wendung, die an Trauer erinnert, alles rein geschäftsmässig. So fasst auch der junge Alfred seine Aufgabe an. Bereits in der Quarta nahm ihn der Vater aus dem Gymnasium und beschäftigte ihn im Werk, wo er sich schnell die ersten Kenntnisse der Fabrikation einprägte. Der schon Schwerkranke behandelt ihn wie einen Erwachsenen und macht einen frühreifen, jeder kindlichen Freude abholden Menschen aus ihm.

Die Fabrik findet jetzt, was unter ihrem Gründer gefehlt hat: Beständigkeit. Alfred steht den ganzen Tag in der Werkstatt, beobachtet die Ar-

beiten, leitet und lernt zugleich. Mit nüchterner Beharrlichkeit, die ein Hauptzug seines Charakters ist, prüft er die Rohstoffe, probt jede Art der Tiegelherstellung und beobachtet den Guss. Damit wird er nicht zu einem geschulten Techniker, doch eignet er sich wichtige handwerkliche Fähigkeiten und eine empirische Kenntnis der Metallurgie an. Seine besondere Sorge gilt einer peinlich korrekten Arbeitsweise der vierköpfigen Belegschaft. Auch wird die zahlenmässig zusammengeschmolzene, in ihrem Vertrauen erschütterte Kundschaft wieder gewissenhaft bedient. Eine feste Hand schafft nun Ordnung in den Resten des Familienbesitzes. Oberförster Griesenbeck, seit Jahren Pächter der Walkmühle, wahrscheinlich ein schlechter Mietzahler, schreibt erbittert an Frau Therese: «Kaum sind die Gebeine seines Vaters zur Ruhe, – da will der 14jährige Sohn schon eine Herrschaft über einen seiner ältesten Freunde ausüben!!»

Das ganze nächste Jahrzehnt ist eine Periode mühevollen Ringens um die Existenz der Fabrik überhaupt. Sie offenbart ein tragisches Missverhältnis zwischen Wille und Möglichkeit, dem Mann und seiner Zeit. Dabei sind die Anstrengungen gewaltig. Der junge Krupp zeigt bald seine vorwiegend kaufmännische Begabung, im bergischen und märkischen Land wandert er von Hammer zu Hammer und sammelt, oft nur talerweise, die Aufträge. An der Enneperstrasse stösst er auf handwerkliche Gewehrproduzenten, die ihre Läufe aus Schmiedestahl herstellen. Da zu dieser Zeit die Essener Gewehrindustrie gänzlich nach Mühlheim übersiedelt ist, müssen solche Anregungen ernst genommen werden. Bisher war der Essener Stahl nur als Halbfabrikat oder verarbeitet zu Münzstempeln und Gerbergeräten verkauft worden. Alfred strebt danach, die Qualität der Produktion zu steigern. Der wichtigste Schritt dazu ist die Umstellung auf Walzenfabrikation. Ihr gelingt es, den Ertrag zu verdoppeln: der Umsatz erreicht jährlich dreitausend Taler, mehr als der Vater in den besten Jahren zu verzeichnen hatte.

Ab 1830 bahnt sich eine leichte Besserung an. Durch Europa geht eine Welle von Unruhen; das Zeitalter der Heiligen Allianz erhält den ersten Stoss. Im wirtschaftlich zurückgebliebenen Deutschland gerät nur der Westen in Gärung, wo es zur Demolierung von Maschinenfabriken kommt.

Der Anschluss Kurhessens an den norddeutschen Zollverein erweitert das Absatzgebiet für die rheinische Industrie um aufnahmefähige Landstriche. Auf einer Geschäftsreise in die Täler des Main und Neckar wirbt der junge Fabrikant um die handwerklichen Kunden dieser Gebiete. Der Erfolg bleibt nicht aus: 1831 steigt der Umsatz von sechshundert auf sechzehnhundert Taler. Das Werk beschäftigt jetzt schon elf Arbeiter. Hermann Krupp, der seine Lehre im solinger Bezirk beendet hat, greift tatkräftig in seine Leitung ein. Im Schmelzbau wird eine Schmiedepresse und auf der Walkmühle das erste Hammerwerk errichtet, alles noch recht primitiv, mit Maschinen, die grösstenteils aus Holz sind.

Dieser Erfolg der Frühzeit offenbart das eigentümliche Dilemma des Werkes, dem es sich erst nach Jahren wird entziehen können: die Steigerung der Produktion ist zu gering für die Rentabilität, ihre Vergrösserung scheitert an den maschinellen Mitteln und deren Erweiterung wiederum an den Finanzen. Infolge mangelnder Wasserkraft muss Krupp auswärts hämmern lassen, denn der Kauf einer Dampfmaschine überstiege seine Möglichkeiten. Erneut richten sich die Hoffnungen der Familie auf Staatshilfe. Ein Gesuch an den preussischen Innenminister wird 1828 abgewiesen. Im nächsten Jahr erhält das Werk einen kleinen Probeauftrag für die Berliner Münze, der aber nicht fehlerfrei ausgeführt wird. Auf eine dritte Eingabe an den König um Gewährung eines Darlehens von fünfzehntausend Talern erfolgt 1830 eine kühle Ablehnung. In welcher Lage sich die Fabrik damit befindet, zeigt ein Brief vom Dezember dieses Jahres: «Seit drei Wochen, als ich im Begriff war, die für Sie bestimmten Güsse ausschmieden zu lassen, sind durch ausserordentlich starken Regen die Gewässer hier gänzlich angeschwollen gewesen, dass alle am Wasser gelegenen Werke total ausser Betrieb kamen.» So schwierig ist die Situation immer noch, nach achtjährigem Ringen! Aber es sind Kräfte am Werk, stärker als der kleine Fabrikant an der Ruhr: die wirtschaftliche Einigung des Reiches bricht sich Bahn mit der Gründung des deutschen Zollvereins.

In der Neujahrsnacht 1833/34 fallen alle innerdeutschen Zollschränken. Unbehindert durch die Grenzen von sechsunddreissig kleinen Vaterländern liegt der grosse deutsche Markt mit dreissig Millionen Menschen auf achttausend Quadratmeilen nun offen da.

Versehen mit Mustern und Empfehlungen tritt der junge Krupp gleich im März 1834 eine längere Reise an, die ihn über Frankfurt, Stuttgart, München nach Leipzig und Berlin führt. Als er im Juni zurückkehrt, bringt er neben wertvollen Einblicken in den süddeutschen Handwerksbetrieb auch grosse Aufträge heim: für 6'000 Gulden Walzen sind ihm bestellt worden, viel für ein Werk, dessen Jahresumsätze bisher zwischen zweitausend und dreitausend Taler schwankten. Mit den bisherigen Mitteln ist das nicht zu bewältigen, ein trockener Sommer hat gerade jetzt die Hämmer zum Stillstand gebracht. Aber nun sind die Möglichkeiten doch ganz andere als noch vor kurzem. Unterstützt vom Vetter v. Müller, der als stiller Teilhaber eintritt, kauft Krupp bei der Gutehoffnungshütte die erste Dampfmaschine. Sie kostet fünftausend Taler und arbeitet mit zwanzig Pferdekräften. Der junge Optimist glaubt, nun den gesamten Stahlbedarf des Reiches allein decken zu können.

Wenn Wiedenfeld über die rheinische Montanindustrie schreibt, dass in ihrer Entwicklung «das Wirken der sachlichen Produktionsmittel mit einer gewissen Einseitigkeit» zutage tritt, so gilt das besonders für die Kruppgeschichte. An die Zeit primitivster Zersplitterung und Enge schliesst sich jetzt eine schon fruchtbarere Übergangsperiode, in der das Werk seinen Aufstieg vom Kleinbetrieb zum Mittelbetrieb vollzieht. Die Umstellung auf Dampfkraft bedeutet den ersten Schritt über die Basis der Anfänge hinaus. Bisher haben die vom Gründer errichteten Gebäude ausgereicht; jetzt werden Neuanlagen notwendig. Stahlerzeugung und Belegschaft wachsen:

| | | |
|------|--------------|---------|
| 1833 | 9'000 Pfund | 11 Mann |
| 1834 | 28'000 Pfund | 30 Mann |
| 1835 | 50'000 Pfund | 67 Mann |

Das ist eine beachtliche Erweiterung. Deutschlands handwerkliche Abnehmer allein genügen ihr nicht, dafür locken jenseits der Grenzen reiche Absatzgebiete. Schon in diesen Jahren setzt das kruppsche Auslandsgeschäft ein. Nach Österreich, Russland, Holland, Italien und in die Türkei gehen Agenten und Offerten. Besonders aussichtsreich ist das Geschäft in Frankreich. Da dort der Import einzelner Walzen verboten ist, verfertigt

Essen wertlose Mustergestelle mit eingelegten neuen Walzen und lässt sie als «Maschinen» über die Grenze gehen.

Von einer endgültigen Konsolidierung bleibt das Werk aber noch weit entfernt. Die vom Zuge technischer Entwicklung erzwungenen Neuanlagen verschlingen insgesamt achtzehntausend Taler und brauchen das vom Vetter geliehene Kapital restlos auf. Februar 1835 richtet Therese Krupp, als nominelle Inhaberin der Fabrik, an die Regierung das achte Gesuch um Gewährung eines zinsfreien Darlehns von zehntausend Talern. Es wird, ebenso wie eine Eingabe an die Ruhrschiffahrtskasse, abschlägig beschieden. Auch Hüttenbesitzer Brüninghaus, der Eisenlieferant des Werkes, dem eine Verbindung vorgeschlagen wird, lehnt ab. Woher dieses Misstrauen, das alle Bemühungen auf frostige Absagen stossen lässt? Die chronischen Geldverlegenheiten Essens erwachsen nur zum Teil aus dem Zwang zu immer grösserer Entwicklung des Werkes. Es zeigt sich schon jetzt, dass Alfred Krupp den Künsten der Finanzierung nicht gewachsen ist. Er versteht nicht, flüssige Mittel in seiner Hand zu vereinigen und den Kredit auszubauen. Neben den Neuanlagen werden immense Summen in langdauernden Reisen investiert. Er ist selber häufig unterwegs, auch Hermann macht Geschäftsfahrten in die Schweiz, nach Frankreich und England. Es gibt Wochen, da alle leitenden Leute abwesend sind.

Und doch ist das Essener Werk nun schon ein Mittelbetrieb geworden, dessen Ruf durch den Westen des Reiches geht. Auch in der Lebensweise der Familie vollzieht sich ein Wandel. Die Hausbiographien stellen voll Stolz fest, dass man seit etwa 1837 wieder «zur Gesellschaft» gehört. Einige Pferde stehn im Stall, ein Wagen wird gekauft und die weiblichen Familienangehörigen leisten sich Badereisen. Es ist tendenziöse Schwarzmalerei, wenn die Firmenlegende später behaupten wird, Krupp habe ein Vierteljahrhundert mit schwerster persönlicher Not gekämpft.

2.

Der Mann, dessen Schultern diese Entwicklung tragen, ist eben fünf- undzwanzig Jahre alt. Es ist ein Jüngling, dem «keine Zeit zum Heiraten» bleibt, der sich von seinen Altersgenossen absondert, den eine auffällige

Unruhe immer wieder ins Werk, vom Werk an den Kontortisch und vom Kontortisch aufs Pferd zum Besuch auswärtiger Kunden treibt. Er ist, wie er später selber sagt, «Prokurist, Korrespondent, Kassierer, Schmied, Schmelzer, Koksklopfer, Nachtwächter beim Zementofen und sonst noch viel dergleichen mehr». Die Essener Biographen bemühen sich, ihm dazu den Lorbeer eines Erfinders zu sichern. Mit welchem Recht, das zeigt besonders deutlich die Geschichte der Essener Walzenproduktion, des Hauptgegenstandes der kruppschen Frühzeit.

Diese Walzen werden von Goldarbeitern und Uhrmachern benötigt, sie müssen sehr hart und von gleichmässiger Oberfläche, dürfen aber nicht spröde sein. Jahrelange Versuche bleiben erfolglos. Die rohen Walzen, die Krupp verschiedentlich an Münzen liefert, sind nicht gleichmässig durchgeschmiedet und zerspringen schnell. Der Anstoss zur ersten Verbesserung der Essener Fabrikation kommt von dem Schleifer Rocholl aus Barmen, der einst mit Alfreds Vater auf der Gutehoffnungshütte tätig war. Wahrscheinlich bei einem Besuch gibt er dem jungen Fabrikanten einen Wink: er erklärt ihm, dass die bisherigen Walzen gesprungen seien, weil ihr Gefüge nicht fest genug war, ein Dichtschmieden sei aber nicht möglich, solange der Stahl rund gereckt werde; notwendig sei, den Stücken eine viereckige oder achteckige Form zu geben. «Noch nie war Alfred ein Licht von solcher Bedeutung aufgegangen.» (Berdrow.) Erst jetzt erkennt er, was ihm bei seinen eignen Versuchen immer verborgen geblieben ist und begibt sich sofort an die fabrikatorische Auswertung.

Bald steht er vor einem neuen Problem. Seine Walzen sind nur bis zu zehn Zentimeter stark, bei grösserer Dicke verliert der Kern die Festigkeit und im Härten zerspringt das ungleiche Stück. Man bemüht sich vergeblich, schwere englische Walzen zu produzieren. Wie das endlich gelingt, erzählt wieder Berdrow sehr nett: «Alfred hatte öfter gussstählerne Ringe für Mechaniker geliefert und erfuhr, dass diese sie zur Anfertigung von Walzen mit einem eisernen oder einem stählernen Kern benutzten. Er versuchte solche Walzen selbst und bot sie seinen Freunden an . . .» Bei weiteren Fortschritten ist es ähnlich. Von Stieber in Roth verschafft man sich abgenutzte englische oder Wiener Walzen für neue Versuche. Und bei den

süddeutschen Silberarbeitern lernt Krupp eine wirksame Härtemethode kennen, die er sofort zu Hause nachahmt. Alle diese «Erfindungen» zur Walzenproduktion haben also denselben Ursprung: man benutzt unbedenklich technische Methoden und Ideen, die man ändern abgeschaut hat und beutet rücksichtslos sogar die Geheimnisse der eigenen Kunden aus.

Das zeigt am peinlichsten die bedeutendste Konstruktion dieser Jahre, die Löffelwalze. Um sie hat sich ein ganzer Legendenkranz gewoben. Rührend schildert Ehrenberg, wie der junge Alfred jahrelang an ihr herumbastelte und «als sie entzweibrach, dennoch nicht verzweifelte, sondern in der festen Überzeugung von der Richtigkeit seiner Idee nach der Ursache des Konstruktionsfehlers forschte, und nachdem er ihn gefunden, rüstig wieder von vorn anfang.» Was ist Wahres an dieser Geschichte? In München sitzt in den dreissiger Jahren ein Goldschmied und Graveur namens Wiemer, der verschiedentlich Gussstahl und auch Walzen aus Essen bezogen hat. Er ist ein erfinderischer Konstrukteur, der schon einmal eine Maschine zur Herstellung gravierter Bleche bauen liess. Im Sommer 1838 wandert Wiemer nach Mexiko aus. Vorher versieht er sich mit neuen Werkzeugen und Spezialmaschinen. Er bestellt in Essen eigenartige, ganz aus dem Rahmen fallende Walzen von besonderer Stärke. Hermann und Fritz Krupp interessieren sich für das geheimnisvolle Ding. Sie untersuchen seine Konstruktion und kommen dahinter, dass Wiemer durch besonders gravierte Walzen maschinell Löffel und Gabeln herstellen will, die bis jetzt nur mit der Hand produziert werden können. Alfred befindet sich gerade in Frankreich; auf eine Mitteilung Hermanns antwortet er, das Verfahren habe vielleicht eine Zukunft, man möge sich die Konstruktion genau merken. Das geschieht. Alfred Krupp zeigt keine Skrupel, sich die Erfindung Wiemers anzueignen. Ehe er auch nur eine fertige Löffelwalze gesehen hat, bietet er sie einer belgischen Firma zum Kauf an. Im Werk wird unterdessen an ihrer Vervollkommnung gearbeitet. Für die bevorstehende Auseinandersetzung zwischen den Geschwistern ist die Feststellung wichtig, dass die Verbesserungen das alleinige Werk von Hermann und Fritz sind. Alfred bemüht sich nur um ihre geschäftliche Verwertung.

In seltsamem Kontrast und doch wohl nicht ohne innere Beziehung zu dieser Unbedenklichkeit gegenüber fremden Geheimnissen steht die

Angst des jungen Fabrikherrn um seine eigene Produktion. Obwohl seine Belegschaft noch klein ist und aus erprobten, längst bewährten Arbeitern besteht, lässt ihn quälende Sorge keinen Augenblick zur Ruhe kommen. «Selbst die Rolle des Nachtwächters ist nicht zweifelsfrei, bei Tage läuft der Mann zuviel in der Fabrik herum, in der Nacht – wenn man ihn doch durch einen zweiten und diesen durch einen dritten überwachen könnte!» So nagt das Misstrauen. Der Gedanke, das Werk ohne Beobachtung lassen zu müssen, nimmt ihm die Ruhe. In seinem Geheimtagebuch notiert er: «Altemüller ist nicht ächt, Lucas plump, Kreitzkamp und Kaiser sind dumm, Vigelius ist ein Augendiener, Buch ist noch näher zu prüfen.» Das ist schon eine schwarze Liste. Bei nächster Gelegenheit werden die so Charakterisierten hinausgesetzt.

Auch den übrigen traut er nicht. Er lässt zwei Geheimabteilungen einrichten, eine Härtekammer und eine Polierstube, in denen die wichtigsten Spezialarbeiten zur Fertigstellung der Walzen vorgenommen werden. An ihrer verschlossenen Tür befindet sich ein Klingelzug. Nur ganz Vertraute haben Zutritt. «Schweigen! Niemand Auskunft geben! – Andere sind neugierig! – Das Geheimnis ist unser!», heisst es in einer Anweisung an diese Arbeiter. Auch das genügt ihm nicht. Er wendet sich an die Regierung mit dem Ersuchen, sie möge ihm gestatten, seine Arbeiter auf Wahrung der Betriebsgeheimnisse zu vereidigen. Berlin lehnt das ungewöhnliche Ansinnen ab. Der Fabrikherr weiss sich aber zu helfen: er lässt sich den verbotenen Eid nun privat, und zwar «auf Ehre» leisten. Diesen Schwur fordert er auch von dem Arbeiter Borgmann, den er selber auf Reisen geschickt hat, um bei der Konkurrenz «die Kunstgriffe der Stahlhärtung zu erlisten».

Während er die eigene Produktion derart sichert, beschäftigt ein verwegener Plan den jungen Fabrikanten. Der Essener Tiegelstahl bleibt nämlich trotz aller Versuche für die Verarbeitung zu Werkzeugen ungeeignet. Alfred Krupp glaubt, dass die Ursache im Rohstoff, nicht in der Verarbeitung liege. Über diese letzten Geheimnisse der Stahlproduktion und über manches andere will er sich in – England selbst Aufklärung holen. Für die Spionagefahrt in die industrielle Metropole werden entsprechende Vorbereitungen getroffen. Er lässt sich einen Pass auf den englisch

klingenden Namen «A. Crup» ausstellen, der sein Gewerbe als Gussstahlfabrikant verschweigt. Nach den Erinnerungen des alten Drehers Benning soll er einige Zeit im Schmelzbau gearbeitet haben, damit seine Hände rau würden, denn er habe sich als Arbeiter in einen englischen Betrieb einschleichen wollen. Das stimmt mit anderen Tatsachen nicht ganz überein, beweist aber, wie genau man im Werk weiss, was der Chef plant.

Sommer 1838 begibt sich Alfred Krupp auf die grosse Reise. Das Werk bleibt unter Leitung der Brüder, von denen Hermann ein geschickter Kaufmann, Fritz ein begabter Techniker ist. Neben ihnen stehen schon Buchhalter und Betriebsführer; man ist längst über die Enge des Kleinbetriebes hinaus. Alfreds Reise geht zunächst nach Paris. Er findet sich schnell in die französische Sprache und besucht hunderte von Handwerkern. Im Oktober kommt er in London an. Über den englischen Aufenthalt, der sich ein halbes Jahr hinzieht, sind durch Zufall Eindrücke eines Augenzeugen erhalten, die berichten, wie geschickt sich der kleine Gussstahlfabrikant im Zentrum der Weltindustrie an das heranpirscht, was ihn interessiert. Hermann v. Mumm, ein deutscher Diplomat, erzählt in seinem Buch «Meine Erlebnisse zu Pferde»:

«Den Winter zuvor machte ich in Liverpool die Bekanntschaft eines Deutschen namens Schropp; wir nannten ihn den Baron, er war ganz jung, sehr gross und schlank, sah sehr delikate, aber schön und interessant aus. Er trug immer kleine silberne schwanenhalsige Sporen und war quite a gentleman. Ich nahm keinen Anstand, ihn bei mir bekannten Familien einzuführen und wir sahen uns häufig. Eines Tages war er ungewöhnlich feierlich und bat mich um eine Privatunterredung. Er dankte mir für die Gefälligkeiten, die ich ihm erwiesen, namentlich dass ich ihn in Familien eingeführt habe, aber gerade dies bringe ihn in eine falsche Lage, er reise unter falschem Namen, obgleich er einen preussischen Ministerialpass auf diesen Namen besitze. Sein Vater sei Stahlgussfabrikant in Essen. Diese Fabrikation sei in Deutschland noch nicht auf der Höhe der englischen Fabrikation angelangt, er sei hierher gekommen, um Englisch zu lernen und dann die englischen Fabriken zu besuchen, um Weiteres in dieser Branche zu lernen. Sein Name sei Krupp.»

Wie er lernt, das schildert anschaulich ein Brief, der Ende Januar 1839

aus Liverpool an Hermann abgeht: «...und so wie mir bis jetzt in England in jeder Beziehung bisher die gebratenen Tauben in den Mund geflogen sind, welchen Gefallen der liebe Herrgott nicht jedem tut, so habe ich das Vertrauen, wird er mich ferner zu meiner Zufriedenheit leiten. Noch gestern habe ich hier 5 Meilen entfernt, woher ich mit Fritz Solling spazierte, ein neues Walzwerk für Kupferplatten, das erst seit kurzem geht und wo niemand hineingelassen wird, ohne alle Empfehlung gesehen. Ich war gehörig gestiefelt und gespornt und der Besitzer fühlte sich geschmeichelt, dass so ein paar fidele Freunde sein Werk zu besehen würdigten.»

Wie anders schreibt J.A. Henckels, der Schöpfer der solinger Zwillingswerke, fast zu gleicher Zeit aus Sheffield: «Eine Dampf- und mehrere Bachschleifereien wurden besichtigt und wir haben Aussicht, weil wir Kaufleute sind, Eintritt in sämtliche Fabriken zu erlangen. Die Besichtigungen erfolgen von zehn Uhr morgens bis zehn Uhr abends.» Henckels geht offen in die Fabriken, auch in sheffielder Werke der gleichen Branche. Er macht dabei soviel Beobachtungen, dass er ein ganzes Reisetagebuch damit füllen kann. Alfred Krupp vermeidet die graden Wege, er hilft sich mit trügerischer Verkleidung.

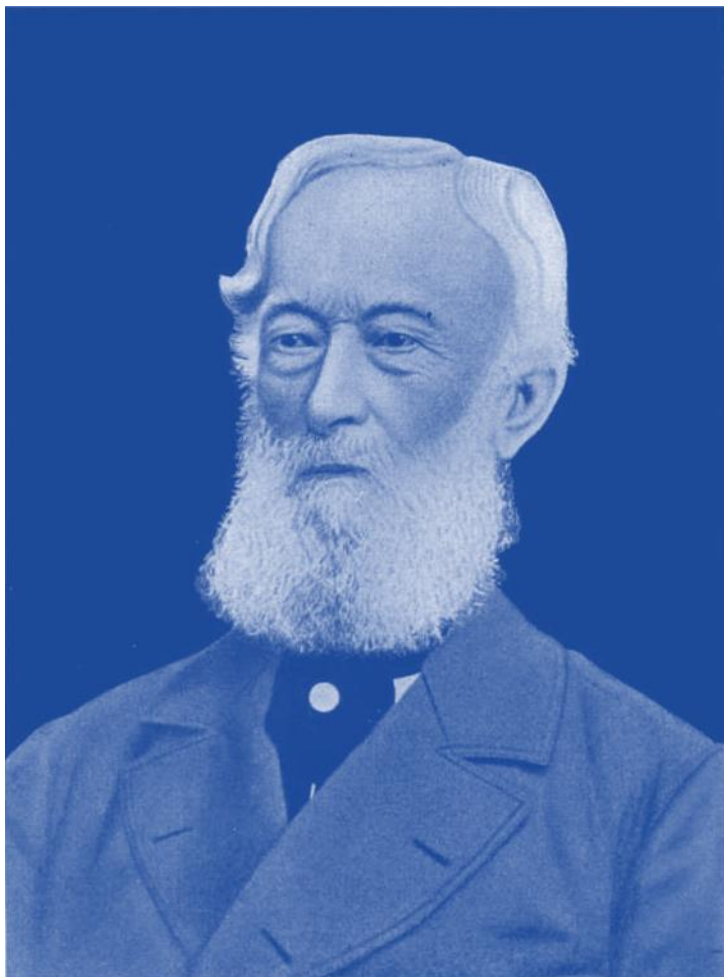
Die englische Reise eröffnet dem jungen Fabrikanten allerlei Erkenntnisse. Viel zitiert ist sein Wort, er habe erst in England begriffen, «welch einen umfassenden Markt sich eine gute Sache erwerben kann». An Hermann resümiert er: «Es ist sicher, dass es nur vom Eisen abhängt, eine gute Qualität Stahl zu machen, nach dem was ich hier gesehen habe.» Der Rückweg geht über Paris und Belgien. Mittlerweile beginnt sich die Geschäftslage zu verschlechtern. Die Krise des Jahres 1839 räumt unter dem Gros der Essener Kunden gewaltig auf, die kleinen Handwerksmeister werden von der Industrie erdrückt. In Paris gerät Krupp in politische Unruhen. Ein echter Geldverdiener, meint er gelassen: «Wenn es die Geschäfte verbessert, dass die Bürger ein Ministerium erzwingen, so mögen sie sich in Teufels Namen klopfen.» Nach fünfzehnmonatiger Abwesenheit erwarten ihn im Werk allerlei Schwierigkeiten. Ein tüchtiger Reisender, der gute Verbindungen in Berlin und Moskau angeknüpft hat, ist gestorben. Die Aufträge stoppen, Geld ist nur schwer hereinzubekommen

und das Bankhaus Herstatt in Köln mahnt dringend. Die Familie hat aber noch Kapitalreserven: das grossmütterliche Gut Baumhof wird für achtzehnhundert Taler an den Freiherrn v. Bodelschwingh verkauft und etwas später auch die Walkmühle für zwölf hundert Taler veräussert.

Nur wenige Wochen bleibt Alfred Krupp in Essen. Er gibt Anweisung über die Verwendung der aus England mitgebrachten schwedischen Erze und geht dann wieder auf Reisen, die sich über Jahre ausdehnen. Schon jetzt liegt eine seltsame Hast in seinen Geschäften. Er fährt von Berlin nach Wien, von Wien nach Warschau, ohne sich Zeit zu nehmen, nach Essen zurückzukehren. Im Vordergrund stehen nicht mehr einzelne Walzen, sondern komplizierte Walzmaschinen. Die Firma Vollgold in Berlin bestellt 1840 die Errichtung eines ganzen Walzwerks, ein Auftrag von über fünftausend Talern. Nach Fertigstellung wird die Anlage, etwa hundert Zentner Stahl, per Achse über die Landstrasse nach Berlin befördert. Dort wird sie nicht an eine Kraftzentrale angeschlossen, sondern mit Pferden betrieben. So steht noch Altes neben Neuem, industrieller Fortschritt inmitten ackerbürgerlicher Rückständigkeit.

Wie gering der technische Weitblick Alfred Krupps ist, zeigt noch eine Affäre dieser Jahre, die das Werk unversehens an den Rand des Bankrotts führt. Nach langer Geschäftsverbindung hat die Wiener Münze der Essener Firma einen riesigen Auftrag zukommen lassen: Lieferung eines Justierwerkes aus fünf Maschin'en mit zweiunddreissig Walzen nebst einer Vorstreckanlage. Der Preis beträgt nahezu dreissigtausend Gulden, für die Essener Verhältnisse ein gewaltiger Wurf. Allerdings hat Wien den Auftrag an schwere Bedingungen geknüpft. Ein Kernpunkt des Vertrages fordert, dass «für Groschen kein Justieren, für Fünfer und Zehner nur ein Weissjustieren und für alle grösseren Münzgattungen weniger des Justierens erforderlich sein werde, als von Walzwerken irgendeiner anderen Münzstätte bis jetzt geleistet wurde».

Einen Vertrag mit dieser Klausel unterschreibt Alfred Krupp. Es heisst, er habe nicht durchschaut, dass damit unmögliche Ansprüche an die Präzision der Walzen gestellt wurden. Er hat jedenfalls versprochen, was er nicht halten kann. Die Münzleitung nimmt seine weitgehenden Zusagen natürlich ernst. Doch nach erfolgter Lieferung stellen ihre Techniker fest,



ALFRED KRUPP

1812-1887

dass die Hauptbedingung nicht erfüllt ist. Wien besteht nun energisch auf dem Vertrag und verlangt ein Walzwerk, dessen Produkte nicht mehr nachjustiert zu werden brauchen. Krupp versucht zunächst, die gelieferte Anlage zu verbessern, muss sich aber schliesslich ausserstande erklären, sie der vertraglichen Bedingung entsprechend zu gestalten. Daraufhin verweigert die Münze die Zahlung.

Nach Krupps Darstellung ist das Verhalten der Münzdirektion nur Tücke und Voreingenommenheit, die ihre Ursache in unlauteren Konkurrenzmanövern habe. Er spricht von Sabotage und behauptet, seine Walzen seien durch Überdruck verdorben worden, wofür jeder Beweis fehlt. Ein ganzes Jahr dauert der Kampf. Das Ausbleiben des in Essen erwarteten Geldes droht den Zusammenbruch herbeizuführen. Endlich erhebt ein Helfer in dem Präsidenten der Hofkammer, v. Kübek. Der empfindet Mitleid mit dem verzweifelten jungen Fabrikanten. Er veranlasst, dass eine zweite einwandfreie Lieferung sofort bezahlt wird, die übrige Summe nach einem Gesuch an den Kaiser. Noch eine andere Wiener Bestellung aus gleicher Zeit macht wenig Freude. Ernste Einwände, die gegen die Lieferung gemacht werden, tun die Hausbiographien schimpfend ab: «Der Auftraggeber erwies sich als gerissener Geschäftsmann, als schlechter Zahler und als das, was Krupp einen Schikanör übelster Art nannte.»

In der Verzweiflung des Wiener Kampfes fasst der junge Fabrikant erstmalig einen Entschluss, dem wir noch häufig begegnen werden. Er hat einen Agenten des russischen Finanzministers kennengelernt, der für die industrielle Erschliessung des Zarenreiches tätig ist. Der machte ihm den Vorschlag, in Russland eine Zweigfabrik zu eröffnen. Von Wien aus antwortet Krupp: «Die Königl. Preussische Regierung hat nichts für mich getan. Ich glaube daher auch keinen Undank zu begehen, wenn ich, mein Vaterland verlassend, mich in einem Reiche niederlasse, dessen weise Regierung es sich zum Hauptziel gesetzt hat, die Industrie, wo sie nur kann, tätig und fördernd zu unterstützen.» Es war schon ein Lieblingsplan Friedrich Krupps, nach Russland auszuwandern. Fast bei jeder ernsten Enttäuschung ist auch der Sohn bereit, den Staub des Vaterlandes von seinen Füßen zu schütteln.

Zu einem grossen und erfolgreichen Geschäft führt die Löffelwalze. Im Jahre 1843 verbindet sich Krupp mit dem Wiener Zweige des alten rheini-

schen Fabrikantengeschlechts Schöllner. In Berndorf bei Wien wird eine Fabrik zur Herstellung von Bestecken und Neusilberblechen errichtet. Schöllner übernimmt die kaufmännische Leitung, Krupp die technische. Er wird erst dann gleichberechtigter Teilhaber, wenn er dieselbe Summe wie Schöllner eingezahlt hat, was einige Jahre später der Fall ist. Auch diesmal geht es nicht ohne Differenzen ab. Alfred Krupp hat mündlich zugesagt, er werde kein zweites Löffelwerk verkaufen, solange die Berndorfer Firma nicht gesichert dastehe. Als nun entsprechende Pläne für Berlin und das Rheinland auftauchen, macht Schöllner mit Recht Einwendungen. Krupp antwortet, sein Versprechen sei nur eine Sicherung für Essen, nicht für das berndorfer Werk gewesen. Zur Austragung dieser Differenz, bei der Krupp zweifellos im Unrecht ist, kommt es aber nicht, da die deutschen Pläne sich zerschlagen.

Als Kompagnon war dabei der elberfelder Fabrikant Jäger in Aussicht genommen, der in engen verwandtschaftlichen Beziehungen zum dortigen Bankhaus v. d. Heydt steht. Eine solche Verbindung wäre für das in ewigen Geldnöten befindliche Werk von grösster Wichtigkeit. Auch sind die v. d. Heydts an der neugegründeten Bergisch-Märkischen Eisenbahngesellschaft beteiligt, die manchen fetten Auftrag bringen könnte. Nach anfänglich erfolgreichen Verhandlungen, die schon zu Detailfragen übergehen, bricht Krupp ohne Angabe ernster Gründe ab. Er glaubt beobachtet zu haben, Jäger wolle ihn täuschen und private Vorteile aus dem gemeinsamen Betrieb ziehen. Ein Brief, in dem er dies begründet, wirkt nicht überzeugend. Selbstsüchtig und egoistisch ist Alfred Krupp zu kameradschaftlicher Zusammenarbeit unfähig und vermutet überall unfaire Zweideutigkeiten, die doch eigentlich nur bei ihm selber festzustellen sind. Einige Zeit später erfährt er, dass Jäger unter den Erzeugnissen seiner Fabrik auch Kürasse ausstellt (Brustpanzer für die nach ihnen benannten «Kürassiere»), ohne zu erwähnen, dass sie aus Essener Gussstahl sind. Voll Zorn droht er: «Sein Verfahren bestätigt sich immer mehr als Lug und Trug, und vielleicht bin ich genötigt, ihn auf eine Weise zum Schweigen zu bringen, dass er das Maul nie mehr auftut.» So energisch kann Alfred Krupp werden, wenn er seine eigenen Interessen beeinträchtigt glaubt.

3.

Zu Beginn der vierziger Jahre ist die Fabrik in ein lebhaftes Fahrwasser geraten. Neben der Ausrüstung ganzer Walzwerke verlangt der Markt jetzt Maschinenteile und Stahlfedern. Der Betrieb hat sich mächtig ge-
reckt. Aus den vier Arbeitern von 1826 sind neunundneunzig geworden. Im Mittelpunkt steht noch der alte Schmelzbau, aber neue Hallen umgeben ihn: Kesselhaus, Schleiferei, Schmiede und das zweistöckige Magazin. Neben dem Gebäude, das die Familie seit achtzehn Jahren bewohnt, wird ein grösseres Wohnhaus errichtet.

Nur eines fehlt – die Tendenz zu ruhiger und sicherer Entwicklung. Um die Wende 1843/44 stellt sich wieder ernste Geldknappheit ein. Die Möglichkeiten des Veters sind erschöpft, hat doch erst ganzen Besitz für einen Kredit des Kölner Bankiers verpfändet. Jetzt streckt Alfreds Jugendfreund Fritz Solling, Inhaber einer grossen Handelsfirma, gelegentlich Summen vor. Schliesslich wird er durch Einzahlung von fünfzigtausend Talern stiller Teilhaber, nachdem v. Müller ausgeschieden ist. Solling entstammt einer essendischen Familie, die vor Jahrhunderten mit den Krupps verwandt war. Er ist ein vorsichtiger Rechner, kennt den internationalen Markt und wird ein unermüdlicher Kritiker der kruppschen Geschäfts-massnahmen. Kostspielige Reisen, unaufhörliche Neubauten und die oft vollständige Entblössung von Geldmitteln missbilligt er. Zu scharfen Reibungen kommt es, als der im Vertrag vorgesehene Fall eintritt, dass er seine Einlage auf fünfundsiebzigtausend Taler erhöhen muss. Krupp schreibt manchen dringenden Brief an den Teilhaber in Köln, ehe sich dieser zur Zahlung entschliesst.

Das Jahr 1844 ist für Preussen-Deutschland ein wirtschaftspolitischer Wendepunkt, den der Weberaufstand in Schlesien grell beleuchtet. Dem äusseren Zusammenschluss des Zollgebietes vor zehn Jahren war eine entsprechende innere Bereinigung nicht gefolgt. Symptomatisch dafür ist ein Erlebnis Harkorts, des Pioniers der Dampfmaschine im Ruhrgebiet: als er ein Dampfschiff in Bremen abliefern will, weigert sich der Fährmann im Hannoverschen, das Fährseil herunterzulassen, hierzu sei er nur bei Segelschiffen, nicht aber bei diesen neumodischen Dampfbooten ver-

pflichtet. Gütliche Vorstellungen helfen nicht, deshalb lässt Harkort den Dampfer anlaufen und das Seil zerreißen. So wird jetzt die mittelalterliche, noch vom Zunftgedanken beeinflusste Gewerbegesetzgebung gesprengt; es fällt die staatliche Direktion der Bergwerke und das Gesetz über die Aktiengesellschaften sanktioniert eine Kapitalform, die für die Finanzierung der Grossindustrie von erster Bedeutung werden wird. Den Industriekreisen ist es endlich auch gelungen, Einfluss auf den Staat zu gewinnen. Die englische Eiseneinfuhr war seit Bildung des Zollvereins von zwölf auf fünfundfünfzig Prozent des Verbrauchs gestiegen. Jetzt wird die deutsche Industrie hinter einen Wall von Eisenzöllen verschanzt.

In Essen setzt parallel damit ein lebhafter Auftrieb ein. Bestellungen aus Berndorf und grössere Geschäfte mit Bergbauwerkzeugen lassen die Schloten rauchen. Der Durchbruch der Mergeldecke des Ruhrgebiets in senkrechten Schächten ist endlich gelungen, ein Kohlenfieber erfasst die Ruhrstädte und Zehengewerkschaften schiessen wie Pilze aus dem Boden. Der wachsende Geschäftsgang drängt auf vergrösserte Anlagen. Entsprechend steigt die kruppsche Arbeiterzahl 1844 auf hundertneun und im folgenden Jahr auf hundertvierundzwanzig. Als Betriebsleiter wird der Vetter Ascherfeld eingeführt, ein primitiver Arbeitsmensch, der seine Untergebenen mit dem Knüppel regiert. Es herrscht eiserne Zucht und wenn die Arbeiter in der Frühe durch die engen Gassen zur Fabrik eilen, rufen ihnen Vorübergehende ironisch zu: «Lopt et lüüt» (Lauft, es läutet).

In der Behandlung des Gussstahls hat das Werk jetzt bereits eine reiche Erfahrung. Man kennt eine ganze Skala verschiedener Stahlsorten. Auch darin ist Krupp weit entfernt, seiner Zeit voraus zu sein; soeben hat der französische Hüttenchemiker Le Play die erste wissenschaftliche Monographie der Gussstahlerzeugung erscheinen lassen.

Ein Ereignis dieser Jahre eröffnet Krupp ein neues Feld der Betätigung, die Berliner Gewerbeausstellung. Er beginnt auf ihr seine zähe Arbeit als Propagandist. Im Berliner Zeughaus präsentiert der Zollverein die Wirtschaftsprodukte seines Gebietes. Essen zeigt ein buntes Programm: Goldwalzen, Lahn walzen, ein von Fritz Krupp konstruiertes Stabgeläute und – hohlgeschmiedete, im kalten Zustand gebogene Gewehrläufe.

Eine längere Reise führt Alfred Krupp erneut nach England, das ihm ein Patent für die Löffelwalze erteilt, und nach Frankreich, wohin er sich eine Empfehlung an James v. Rothschild mitgeben lässt. Bedrohliche Nachrichten rufen ihn zurück. Die grosse Industriekrise wirft ihre Schatten voraus: der Umsatz, der 1846 noch achtzigtausend Taler betragen hat, geht 1847 auf die Hälfte zurück. Die Bilanz weist ernste Verluste auf. Solling verweigert Hilfe, weil er diese Entwicklung seit Langem prophezeit hat. Nach zweiundzwanzigjährigem Ringen wankt die Fabrik in ihren Grundfesten.

In dieser Stunde tödlicher Bedrohung bietet die Familie Krupp ein peinliches Bild: sie gerät in schwerste innere Kämpfe und geht auseinander. Die Einigkeit war niemals besonders gross. Zwischen den Zeilen der wenigen bekannten Briefe knistert stets geschwisterliche Rivalität mit. Alfred ist ängstlich bemüht, sein Recht des Leiters der Fabrik nicht antasten zu lassen. Hermann erscheint als kaufmännisch begabter Kopf, ein Mensch von vielen Talenten und nicht so verdüstert wie sein älterer Bruder. Aus Briefen, in denen er ihm wertvolle Fingerzeige gibt, spricht ein erfahrener Fabrikant. Der jüngste, Fritz, ist ohne Zweifel der begabteste Techniker. Er hat durch eine Reihe geschickter Neuerungen die Produktion verbessert und auch kühne erfinderische Experimente gemacht. Er baute das ausgestellte Glockengeläute und macht die ersten Proben mit Stahlfedern. In Mussestunden beschäftigt ihn die Konstruktion eines Staubsaugers und selbstlaufender Wagen. Es ist heute schwer, zu entscheiden, ob er durch seine Versuche wirklich Schaden anrichtete, wie Alfred behauptet. Der schreibt später, genau so schroff wie er sich einst über den Vater geäussert hat: «Mein Bruder, der früher ganz fleissig und treu gearbeitet hat, liess sich verführen, sich zu überheben, nahm wenig Notiz von mir, hielt sich für ein Wundertier...» Darin liegt ein Unterton brüderlicher Intoleranz. Der rücksichtslose Alfred kann nicht als objektiver Beurteiler seines Bruders gelten.

Aber er hat Fritz Solling und die Mutter auf seiner Seite, denn beide sehen in dem älteren und energischeren eine grössere Sicherheit für den Fortgang der Fabrik. Da Therese Krupp-Wilhelmi noch immer nominell Eigentümerin ist, legt man den Geschwistern nahe, sich mit dem Verkauf

der Besitzrechte an Alfred einverstanden zu erklären. Ida und Fritz sollen eine Abfindung erhalten, Hermann die berndorfer Beteiligung übernehmen. Fritz macht Schwierigkeiten. Er kennt seinen Bruder und weiss, dass ihn dieser ganz aus der väterlichen Fabrik entfernen will. Die Mutter setzt in diesen Tagen ihr Testament auf. «Um künftigen Streitigkeiten vorzubeugen» bestimmt sie, dass Fritz auf sein Pflichtteil beschränkt werden soll, falls er «wider Erwarten die Geschäftsgeheimnisse Anderen mitteilen oder selbst ein ähnliches Geschäft für alleinige Rechnung oder in Gemeinschaft mit Andern beginnen» werde. Der so aller Rechte Beraubte verlässt heftig grollend Essen. Er beteiligt sich mehrfach an Gründungen, die aber zusammenbrechen, und lässt sich endlich in Bonn nieder.

Am 24. Februar 1848 – es ist der Tag, an dem in Paris die Revolution ausbricht – erwirbt Alfred Krupp das Werk für den erstaunlich geringen Preis von vierzigtausend Talern unter Übernahme der Aktiven und Passiven. Da sich kurz darauf die berndorfer Fabrik mit Verlusten meldet, die Essen vertraglich mitzudecken hat, wird die Summe sogar auf fünfundzwanzigtausend ermässigt. Jetzt ist der junge Fabrikant, was seinem Wesen so sehr entspricht: Herr im eigenen Hause. In einem Hause allerdings, das noch immer nicht fest genug gefügt ist, seinem Besitzer einen ungeprüften Blick in die Zukunft zu gestatten. Arbeit und Energie allein können es nicht erzwingen, zweiundzwanzig schwere Jahre haben das bewiesen. Aber Alfred Krupp hat, was zu jedem grossen Erfolg notwendig ist: Glück! Von dem Moment seiner Selbständigkeit an, beginnt die Konjunktur die Segel des Geschäfts zu schwellen.

Zunächst muss allerdings die Krise des «tollen Jahres» überwunden werden. Seine Veränderungen sind gewaltig: das Europa der Heiligen Allianz erhält den Todesstoss, Metternich wird gestürzt, Paris verjagt den Bürgerkönig Louis Philippe, in England erhebt die chartistische Arbeiterpartei ihr Banner. Im März stehen die Berliner auf den Strassen und bauen Barrikaden. Auch Essen wird unruhig. «Deutschlands tüchtigste Herzen und Köpfe sympathisieren in diesem Augenblick mit dem französischen Volke», schreibt der junge Friedrich Hammacher, später Präsident des Bergbauvereins, jetzt noch radikaler Demokrat. Während in den Versammlungen der Bürgerwehr schwadroniert wird, sind die Arbeiter sehr

aktiv und erfüllen das Industriestädtchen mit einer revolutionären Atmosphäre, die sich in Zusammenstössen entlädt. Beim Abmarsch der Reserve geht die Menge tätlich gegen einen Offizier vor.

Während das gesamte fortschrittliche Bürgertum des Westens in Bewegung ist und Männer wie v. Beckerath, Hansemann, Camphausen, Mevissen auf Seiten der Revolution stehen, schliesst der Horizont Alfred Krupps mit den Interessen seines Werkes ab. Für ihn handelt es sich bei der ganzen Sache nur um Unruhe, die das Geschäft stört, und um «Aufwiegler», was seiner Meinung nach gleichbedeutend mit moralischer Verkommenheit ist. Bezeichnend seine Bemerkung über die Führer der Bewegung: «Sie können gut reden, aber seht einmal nach, wie es bei solchen Leuten in den Familien aussieht.» Ein Brief Ida Krupps aus diesen Tagen erzählt: «Alfred hat gestern Abend alle Arbeiter versammelt und sie auf die bewegte Zeit aufmerksam gemacht, ihnen gesagt, dass er von ihnen erwarte, dass sich keiner, falls in Essen Unruhe ausbricht, daran beteilige, sondern sie im Gegenteil, wenn in den Wirtshäusern Rede davon wäre, stattdessen das Ihrige dazu beitragen, dass Alles in Ruhe und Ordnung bleibe.» Um seine Belegschaft vor revolutionärer Infektion zu bewahren, hält Krupp sie den ganzen Tag im Werk, wo mangels Aufträgen Putzarbeiten verrichtet werden. Spät abends marschiert alles unter Führung des polternden Reaktionsärs Ascherfeld in die Stadt, die ihre durch den Belagerungszustand verschlossenen Tore besonders öffnet.

Trotz dieser Isolation macht sich in den Reihen der Belegschaft rebellische Stimmung bemerkbar. Da ist der Schmied Marré, der letzte der alten Garde, die Alfred Krupp beim Tode des Vaters vorfand. Der verdiente Veteran wagt es, Forderungen zu stellen und Beschwerden vorzubringen. Krupp empfindet das als «Aufsässigkeit» und entlässt ihn fristlos. Ebenso ergeht es dem alten Schlosser Hülsmann. Brutal setzt sich der junge Chef durch, gerade jetzt will er zeigen, dass er Herr im Hause ist. Eine der vielen kruppschen Legenden behauptet, im Revolutionsjahr sei trotz mangelnder Aufträge niemand entlassen worden. In Wahrheit geht die Belegschaft von hundertzweiundzwanzig auf vierundsiebzig zurück. Man muss natürlich die ausgebildeten Spezialarbeiter behalten, denn die Fluktuation der Beschäftigten ist gross.

Eine kurz darauf erlassene Betriebsordnung zeigt, wie energisch der junge Inhaber die Zügel anzieht: «Das Herumlafen aus der Bellevue und Drechslerei hört gänzlich auf ... wer mit diesen Bestimmungen nicht zufrieden ist, kann sich entfernen.»

Die Krise des Révolutionsjahres richtet auf dem Geldmarkt allerlei Verheerungen an. In Köln schliesst die «Schaaffhausensche Bank» ihre Pforten, Krupp verschafft sich Geldmittel dadurch, dass er das Silber des Familienbesitzes verkaufen lässt. Beim Bankhause Salomon Oppenheim in Köln erlangt er durch Bürgschaft Sollings einen Kredit. Häufige Überschreitungen des Kontos führen zu Differenzen, aus denen ihm zeitlebens ein Groll gegen Banken zurückbleibt. Bald fliessen die Gelder wieder besser. Der Herzog von Leuchtenberg, ein Enkel der Kaiserin Josefine, kauft eine Löffelwalze, was sofort mehr als zwanzigtausend Rubel einbringt. Eine zweite erwerben Elkington, Mason & Co. in Birmingham gleichzeitig mit dem englischen Monopol für achttausend Pfund Sterling. Damit ist Alfred Krupp drückender täglicher Geldsorgen enthoben. Die Löffelwalze, in ihrer jetzigen Konstruktion das Verdienst seiner Brüder, hat ihm dazu verholfen. Kein Wunder, dass Fritz Krupp laut erklärt, er sei überverteilt worden.

Die Fabrik hat jetzt Atemraum für neue Versuche. Das Walzengeschäft geht zu Ende, in den Mittelpunkt des industriellen Interesses rückt die Eisenbahn. Mitte des Jahrhunderts werden in Deutschland die ersten Linien des heutigen Netzes gezogen. Die Köln-Mindener Bahn eröffnet 1847 ihre Strecke am Rande der Ruhrhügel; einige Jahre später erhält Essen an der bergisch-märkischen Linie seinen Bahnhof. In drei Jahrzehnten verzehnfacht sich die Kilometerzahl der preussischen Bahnen. Für die industrielle Produktion beginnt damit eine neue Ära. «Was ist nicht alles an einer Eisenbahn aus dem Material, das ihr den Namen gegeben hat, von der Schiene mit dem Kleinzeug angefangen, welches aus vielen Einzelheiten den geschlossenen Schienenweg zusammenstellt, bis zu den Radgestellen und Kastenrahmen der Wagen und vollends zu den Lokomotiven, deren jede einen Berg von Eisen in sich verkörpert!» (Wiedenfeld.) Krupp empfindet das Eisenbahngeschäft deutlich als Wende, die «die Zukunft so ganz verändert anbahnt», wie er Solling schreibt.

Von 1850 bis 1856 erlebt die deutsche Industrie eine Periode stürmischen Wachstums. Diese erste Gründerzeit folgt der Erschliessung der kalifornischen Goldfelder. Im Essener Werk steigt die Kurve der Bestellungen steil an, bis sie jährlich Tausende von Stossfedern und Wagenachsen erreicht. Ein einzelner Auftrag bringt jetzt oft über hunderttausend Taler. Die soeben erweiterten Anlagen genügen schon nicht mehr. Das Werk dehnt sich auf das Achtfache seines Umfanges: eine mechanische Werkstatt, das langersehnte Walzwerk, ein Hammerwerk, ein Puddelwerk, eine Eisengiesserei wachsen aus dem Boden und in den Hallen dröhnen mehrere grosse Hämmer. Auch die innere Organisation differenziert sich, der Reisende Gantersweiler erhält Prokura und Ascherfeld die technische Oberleitung. Neue Bankverbindungen mit Mendelssohn & Co. und Bleichröder vermögen das grosse Geldbedürfnis nicht restlos zu decken. Durch Verträge auf stille Beteiligung nimmt das Werk von Niemann in Horst und den Brüdern Waldthausen insgesamt eine Viertelmillion Taler auf.

Alfred Krupp ist nicht damit zufrieden, das Eisenbahngeschäft an sich herankommen zu lassen. Er will zu denen gehören, die ihm neue Wege weisen, es sich «tributpflichtig» machen. Auf den Rat des Direktors W. Lueg von der Gutehoffnungshütte wendet er sein Interesse einem der gefährdetsten Punkte zu, den Beschlügen der Räder. Bei der erhöhten Geschwindigkeit und Belastung der Wagen zeigt sich immer mehr die Unmöglichkeit des bisherigen Verfahrens, die Radbandagen zu schweissen, wodurch gefährliche Brüche entstehen. Krupp kennt aus der Walzenfabrikation die Herstellung nahtloser Ringe von gleichbleibender Zähigkeit an allen Punkten. Er entnahm die Idee, wie wir schon berichteten, den Bestellungen einiger Mechaniker. Dasselbe Prinzip wendet er nun im Grosse an, indem er Gussstahlblöcke durch Keile spalten und zu Reifen walzen lässt. Das Verfahren, auf das er sich ein Patent geben lässt, wird wieder ganz geheim betrieben, hinter einem Verschluss in der Fabrikhalle, dem die Arbeiter den Namen «Sibirien» geben. Für die hohe Inanspruchnahme der Eisenbahnräder ist nun ein entsprechendes Reifenmaterial geschaffen. Die Bandagen füllen in den nächsten Jahrzehnten einen grossen Teil der Essener Produktion aus. Ihre Bestimmungsziffer steigt auf jährlich zweiunddreissigtausend Stück. Daneben treten Schiffsachsen und Förder-

maschinen, für die Solling durch seine guten Verbindungen manch lohnenden Auftrag besorgt.

Trotz dieser Erfolge und nun endlich einsetzender Anerkennung bleibt Krupp im Kreise seiner industriellen Kollegen ein Einspänner. In Berlin hat er den jungen Gruson kennengelernt, der als Maschinenmeister bei der hamburger Eisenbahn Essener Probeachsen bezieht. Eine sendet er zur Prüfung an die Konkurrenz Krupps, das Karlswerk in Eberswalde. Von dort wird ein ungünstiger Bericht über Vergleichsversuche zwischen den Essener Gussstahlachsen und gehärteten Achsen verbreitet. Krupp braust auf. Er veröffentlicht eine Gegenschrift, in der er vor gehärteten Achsen warnt. Für eine neue Prüfung schlägt er die Fabrik Borsigs in Berlin vor. Mit Gruson, der sich einen solchen Ton nicht gefallen lässt, ist es damit zum Bruch gekommen, sehr zu Ungunsten Krupps, denn dieser Gegner zeigt sich bald als genialer Konstrukteur, der Essen noch empfindlich treffen wird. Den Versuchen bei Borsig wohnen als Gäste der Verein der Eisenbahntechniker und einige Ministerialräte bei. In der Alterserinnerung schildert Krupp diesen Vergleichskampf: «Vor 35 Jahren hetzte Gruson bei Achsenproben alle Eisenbahndirigenten – 40 bis 50 an der Zahl – gegen mich auf. Werner-Carlswerk machte gehärtete Achsen, ich lieferte ungehärtete. G. verhöhnte mein Material und nannte es Lederzeug, wegen seiner erstaunlichen Zähigkeit... Borsig, ebenfalls mein Gegner, stand auf G's Seite und natürlich die ganze Masse gegen den Einzelnen, Fremden aus unbekannter Gegend.» Seine schroffe Unbeherrschtheit ist auch in diesem Fall der wirkliche Grund, warum er isoliert dasteht. «Wenn Herr Krupp aus Essen kommt – Hunde los!» ruft der polternde Borsig verärgert aus, und Maffei, der süddeutsche Fabrikant, erklärt, er werde in Essen nur bestellen, wenn die Eisenbahnverwaltungen das verlangen. Im Kreise seiner industriellen Partner hat Krupp keinen Freund.

4.

«Offerte in Schwertern und Säbeln! Bestellungen übernimmt die Bernsdorfer Metallwaren-Fabriks-Niederlage in Wien», so war während des grossen Revolutionsjahres in den deutschen Zeitungen zu lesen. Alfred

Krupp, der das Wirken des Bruders aus der Ferne aufmerksam beobachtet, nimmt davon nicht ohne Rivalitätsgefühle Kenntnis: «Mein Bruder in Wien macht statt Löffeln – jetzt Waffen.» Seine eigenen Bemühungen auf diesem Gebiet, er muss es sich schmerzlich eingestehn, sind bisher kaum über das Versuchsstadium hinausgekommen.

Es ist nicht das erstmal, dass sich ein Krupp dem Waffengeschäft zuwendet. Seit Anton Krup, dem Gewehrexporteur im Dreissigjährigen Krieg, verschwand die Familie nie ganz aus dem essendischen Büchsenhandel. Helene Amalie erhielt für die Gutehoffnungshütte Aufträge in Kanonenkugeln und von ihrem Enkel Friedrich forderten die königlichen Hütten Stahlbarren für Bajonette und Geschützrohre an. Von alledem weiss Alfred Krupp nichts. Die lange Geschichte seiner Familie ist ihm unbekannt. Gibt es trotzdem Verbindungen zwischen den Waffengeschäften der Ahnen und der hellseherischen Sicherheit, mit der er sich in die Waffenproduktion einschaltet? Fielen die Beobachtungen, die er bei handwerklichen Büchsenmachern im Ennepegebiet und später in der mühlheimer Gewehrfabrik machte, bei ihm auf besonders fruchtbaren Boden?

Die erste direkte Anregung zur Herstellung gussstählerner Waffen erhält er, wie immer in technischen Dingen, von aussen: 1836 schreibt Hermann Krupp aus München, ein Waffenhändler wolle zwei gussstählerne Gewehrläufe haben, da die eisernen zu leicht rau würden. Anfang der vierziger Jahre greift Alfred diesen Gedanken auf. Eigenhändig macht er sich daran, die Läufe hohl auszuschiessen. Spätere Erinnerungen wollen wissen, dass er die Arbeit bei einem befreundeten Schlosser vorgenommen habe, da ihm das eigene Werk nicht sicher genug erschienen sei. Den ersten «vom mildesten Gussstahl massiv geschmiedeten Gewehrlauf» schickt er 1843 dem Leutnant v. Donat in die mühlheimer Gewehrfabrik, zwei weitere im März 1844 dem preussischen Kriegsminister v. Boyen. Diesem bietet er gleichzeitig an, ein Geschützrohr aus Gussstahl zu liefern.

Aber so leicht ist es nicht, bei der preussischen Bürokratie Beachtung zu finden. Erst als bekannt wird, dass die Regierung Louis Philippes, durch James v. Rothschild auf Krupps Gewehrläufe aufmerksam gemacht,

diese einer Prüfung unterzieht, bequemt man sich in Berlin, das Gleiche zu tun. Die Situation wäre für eine Verbesserung des Büchsenlaufs nicht ungünstig: das neue dreysesche Zündnadelgewehr stellt erhöhte Ansprüche ans Material, denen eiserne Rohre nicht mehr genügen. Preussens Kriegsminister antwortet trotzdem am 23. März mit bürokratischer Zurückhaltung:

«Auf das in Ihrem unterm 1. d. Mts. an mich gerichteten Schreiben enthaltene Anerbieten wird Ihnen eröffnet, dass von demselben in Bezug auf die Herstellung von Gewehrläufen kein Gebrauch gemacht werden kann, da die gegenwärtige Art der Fabrikation derselben und die Beschaffenheit der dadurch produzierten Läufe, bei einem nicht unerheblich geringem Kostenpreise, allen billigen Anforderungen entspricht und kaum etwas zu wünschen übrig lässt.»

Eine kühle Antwort, sachlich gerechtfertigt, für einen Mann voller Hoffnungen trotzdem enttäuschend. Verständlich, dass er sich nur mit Unmut an sie erinnert, sie ungenau zitiert und vergrößert. Ein Legendenkranz umrankt diese Antwort. Baedeker, der meistgelesenste Kruppbiograph, lässt sie lauten, «die preussische Waffe sei so vollkommen, dass sie keiner Verbesserung bedürfe». Krupp habe «das Schreiben später vernichtet, weil er nicht wollte, dass ein die Kurzsichtigkeit damaliger massgebender Kreise in Preussen so blossstellendes Aktenstück einmal in die Öffentlichkeit käme». So steht es noch in der 1912 erschienenen Neuauflage und gelangt von dort in zahlreiche unkritische Schriften.

Nicht zufällig ist Krupp selber die Quelle der Legende vom überheblichen Kurzblick preussischer Bürokraten. Sie wird ihm noch grosse Dienste leisten. Sein Fall verblasst indes vor der erschütternden Eindringlichkeit wirklich tragischer Verkennungen. Das Zündnadelgewehr z.B. wurde von klugen Militärs mit der Begründung abgelehnt, grosse Feuergeschwindigkeit führe zu Munitionsverschwendung, das Schiessen im Liegen schädige ausserdem die Moral. Und im Jahre 1908 erhielten die Brüder Wright von der britischen Marineleitung diese Absage: «Hinsichtlich Ihrer Anregung über die Verwendung von Äroplanen habe ich meine sachverständigen Berater zu Rate gezogen. Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, dass die Admiralität der Ansicht ist, dass diese keinen praktischen Wert für den Marinedienst haben können.»

Das war knapp sechs Jahre, ehe deutsche Flieger Bomben auf London warfen. Mit viel geringerem Recht spielt Krupp die Rolle des verkannten Erfinders, denn auch ernste Gründe sprechen gegen seine Läufe, hält er doch am Hohlschmieden fest, während Bohren schon als zweckmässiger erkannt ist.

Günstiger steht es um die Frage der Gussstahlkanone, denn im Geschützwesen bereiten sich wichtige Veränderungen vor. Seit Jahrhunderten sind Kanonen aus Bronze oder Eisen gegossen worden. Das billige Gusseisen ist spröde und kostet durch Sprünge häufig Menschenleben, wie sich besonders vor Sewastopol zeigt, Bronze hingegen ist teuer und zu schwer für die in ihrer Bedeutung steigende Feldartillerie. Der Impuls zur Umwälzung geht aber von der Konstruktion aus. Die Verbesserung der Gewehre hat ihre Reichweite und Schiessstärke so erhöht, dass gegnerische Batterien schnell ausser Gefecht gesetzt werden können. Denn die Geschütze sind noch Vorderlader und ihre Kugeln durchheilen mit grossem Spielraum das Rohr, was sie zielunsicher macht. Um die Vermeidung beider Fehlerquellen bemühen sich die artilleristischen Techniker. Mit Erfolg* Hüttenbesitzer Wahrendorff in Schweden konstruiert ein Hinterladergeschütz und versieht die Rundkugel mit einem Bleiüberzug, um den Spielraum zu vermindern. Der sardinische Artillerieoffizier Cavalli bringt an der Innenseite des Rohres, der «Seele», vertiefte «Züge» an und baut ein Längsgeschoss mit seitlichen Ansätzen, die in die Züge passen. Nun vereinigt Wahrendorff seinen Hinterlader mit den cavallischen Zügen und dem Längsgeschoss. Dieses erhält einen starken Bleimantel, der sich langsam in die Spirale der Züge einpresst, wodurch es das Rohr ohne Spielraum und in rotierender Bewegung verlässt.

Eine derart verbesserte Konstruktion kann nicht ohne Rückwirkung auf das Material bleiben. Der nunmehr vervielfachten Inanspruchnahme des Rohrs ist nur der Gussstahl gewachsen. Die Essener Historie versucht, seine Verwendung zum Geschützbau als geniale Idee Alfred Krupps hinzustellen. Zu Unrecht, schon Decker verweist in seiner 1816 erschienenen Schrift «Die Artillerie für alle Waffen» ausdrücklich auf den Gussstahl, der bisher nur zu Instrumenten verwendet worden sei. Als der Mann aus Essen mit seiner Gussstahlidee hervortritt, haben auch andere schon er-

kannt, dass im Kampfe zwischen Bronze und Gussstahl, Vorderlader und Hinterlader, glattem und gezogenem Rohr der Sieg dem gussstählernen gezogenen Hinterlader gehören wird. Doch es gilt, die konservative Haltung der Artilleriekommissionen zu überwinden. Und dieser propagandistische Kampf ist allerdings Krupps Verdienst.

April 1844 fordert das Berliner Kriegsministerium ein Versuchsrohr aus Gussstahl an. Es sendet dazu die Zeichnung eines Dreipfünders. Das entsprechende Rohr dürfe im Gewicht aber nicht vermindert werden, da ausreichende Schwere zur Sicherung gegen den Rückstoss beim Feuern notwendig sei. Krupp ist mit seinem Angebot den Essener Möglichkeiten weit vorausgeeilt. Er braucht dazu einen Guss von zweitausend Pfund, für den ihm die Öfen und der Schmiedehammer fehlen. Die Anfertigung zieht sich deshalb lange hin und wird erst 1847 vollendet. Diese Verzögerung ist folgenschwer – sie bringt Essen um die Priorität.

Denn auch Jakob Mayer vom benachbarten Bochumer Konkurrenzwerk richtet im Juni 1844 ein Schreiben an das Kriegsministerium, in dem er auf seine «Kanonengiesserei» aufmerksam macht. Bei den Artilleriebehörden kommt er dem Essener Rivalen sogar zuvor. So teilt Generalleutnant Müller («Die Entwicklung der Feldartillerie») mit: «Im Jahre 1844 hatte eine Bochumer Fabrik der Artillerie-Prüfungskommission ein glattes, gussstählernes Kanonenrohr von 3pfdgem oder 4pfdgem Kaliber angeboten. 1845 bot Friedrich Krupp in Essen derselben Kommission Rohre aus geschmiedetem Gussstahl, aber nur bis zum Gewichte von 150 kg. an ..

Berdrow verdächtigt Bochum ohne jeden Beweis, es habe seine Kenntnisse in der Geschützfrage von entlassenen Essener Arbeitern erhalten. Das hat seinen Grund: es liegt den Krupps daran, in der Herstellung des Gussstahlgeschützes die Priorität zu behaupten, sozusagen als Krönung der schon Friedrich Krupp angedichteten Erfindung des Gussstahls. Auch dies im Widerspruch mit allen Tatsachen. Noch ehe nämlich Essen die erste Kanone in Arbeit genommen hat, kann Jakob Mayer schon ein selbstverfertigtes Geschütz präsentieren. Conrad Mattschoss, wohl der bedeutendste Kenner deutscher Industriegeschichte, bemerkt in «Ein Jahrhundert Maschinenbau», dass die erste Gussstahlkanone aus dem

Bochumer Werk hervorging. Und selbst der sonst kruppfreundliche Bader stellt in seinem «Jahrbuch» des Ruhrreviers konkret fest:

«Wie in Betreff des Giessens von Stahl in Formen gebührt auch hinsichtlich der Anwendung desselben zu Geschützen die Priorität tatsächlich dem Bochumer Verein, aus dessen Werkstätte 1847 die erste Gussstahlkanone hervorging, die, in Wetter bei Kamp & Co. gebohrt und fertiggestellt, in Bochum Schiess- und Sprengversuchen unterzogen wurde.»

Wer zuerst die Idee hatte, Geschütze aus Gussstahl zu produzieren, wird sich wohl nicht mehr feststellen lassen. Unbestreitbar jedoch ist, dass ihre Verwirklichung zum erstenmal dem Bochumer Verein gelang. Trotzdem nimmt Essen, wahrheitswidrig, aber mit grossem Wortschwall, für Alfred Krupp den Ruhm in Anspruch, der «Erfinder des Gussstahlgeschützes» zu sein.

Erst im Herbst 1847 stellt Essen den Dreipfünder fürs Kriegsministerium fertig, der aus einem gussstählernen Seelenrohr und einem gusseisernen Mantel besteht. Längere Zeit lagert er in den spandauer Werkstätten und wird dann im Juni 1849 durch eine Kommission von Artillerieoffizieren einem Probeschiessen unterzogen. Nach etwa hundert Schuss normaler Ladung wird das Rohr schliesslich mit Gewalt gesprengt, um die Haltbarkeit des Materials zu erproben. Die Kommission äussert leise Zweifel, «ob die Fabrikation, besonders die der schweren Rohre, wenn sie künftighin möglich gemacht werden sollte, in dem Grade wird gleichförmig erhalten werden können, dass stets gleiche Erfolge zu erwarten stehen». Und dann resümierend: «Wie vorteilhaft auch die Verwendung des Gussstahls zu Geschützrohren erscheinen mag, so treten derselben doch in den Kosten des Materials unübersteigliche Hindernisse entgegen.» Das Ministerium erklärt dazu, es könne Krupp «nicht aufmuntern, die Versuche fortzusetzen», wenn er nicht mit der Möglichkeit einer Kostensenkung rechne.

Die Kosten – das ist der entscheidende Punkt. Die europäischen Länder stehen um die Jahrhundertmitte in schweren inneren Kämpfen, die ihre Energie von kriegerischen Konflikten ablenken. Die Zeit ist noch nicht reif für ein Wettrüsten um jeden Preis.

Doch zunächst gibt ein anderes Ereignis Krupp die gewünschte Gelegenheit, auf seine gussstählernen Rohre aufmerksam zu machen – die londoner Ausstellung von 1851. In Essen erkennt man sofort die grossen

Möglichkeiten einer solchen Weltausstellung und bringt ein vielseitiges, interessantes Ausstellungsprogramm zusammen. Eine sechspfündige Gussstahlkanone steht neben einem Kriegszelt, von dem Preussens Fahne weht. Polierte Kürasse umgeben sie, ferner Walzen, Eisenbahnachsen, Federn und Münzstempel. Im Mittelpunkt des Pavillons aber liegt ein riesiger Block, ein Stahlgigant von dreiundvierzig Zentnern. Er ist in einem schwierigen Guss aus achtundneunzig Tiegeln zustande gebracht worden und übertrifft ein englisches «monsterpiece» um fast zweitausend Pfund. Für einen mittleren Stahlfabrikanten ist das eine beachtliche Repräsentation. Zum erstenmal gelingt es Krupp, die Augen der Fachmänner ganz Europas auf sich zu lenken. Königin Victoria und der Chef der britischen Artillerie weilen bewundernd vor seinen Stahlblöcken. Die Ehrungen bleiben nicht aus: Essen erhält die in der Stahlabteilung nur einmal erteilte bronzene Council medal. Man wird den Erfolg später dahin übertreiben, Krupp habe die gesamte britische Produktion in den Schatten gestellt. Als unverdächtig Zeuge schreibt jedoch Prinz Wilhelm, der spätere König und Freund Krupps, über die «Exhibition»: Englands Industrie werde «vielleicht nur noch von den französischen Bronzen überflügelt; sonst bleibt sie überall Siegerin».

Nach kleineren Gewerbeschauen in Düsseldorf und München bringt das Jahr 1855 eine neue grosse Gelegenheit zur Propaganda: der unruhige Kaiser Napoleon beruft eine Weltausstellung ein, die das Ereignis des Jahrzehnts werden soll. Krupp beschliesst, wieder einen Riesenblock zu präsentieren, der seinen bewunderten Vorgänger noch übertrifft. Ein Stahlungetüm von hundert Zentnern wird nach Paris gesandt. Hier sorgen geschickte Transportregisseure gleich für «durchschlagende» Erfolge. Schwere Wagen, deren Böden mit Kupferplatten verstärkt sind, brechen beim Aufladen zusammen. Der stählerne Riese bleibt auf dem Strassenpflaster liegen und wird, begleitet vom Heer der Passanten, mit unterlegten Bohlen und Walzen weitergeschoben. Als er schliesslich im kruppischen Pavillon aufgestellt werden soll, schlägt er den Fussboden durch. «La sacrée tête carrée d'Allemand» ist eine Sensation schon vor Beginn der Ausstellung. Krupp übertrifft sich selber: er bietet an, Stahlblöcke bis zu zweihundertfünfzig Zentner zu liefern. Daneben zeigt er eine Guss-

stahlkanone, die nachdem Muster des neuen französischen Feldgeschützes «*canon de l'empereur*» gegossen ist und deren Rohr fast hundert Kilogramm weniger wiegt. Das Interesse der französischen Militärkreise und des Kaisers ist mit einem Schlage geweckt. Napoleon ernennt Alfred Krupp zum Ritter der Ehrenlegion, was dieser dankend annimmt. Die Ausstellungsjury erkennt ihm die Goldene Medaille zu.

Und doch ist Paris kein ungetrübter Erfolg Krupps. Vor diesem kritischen internationalen Forum tritt ihm ein Konkurrent entgegen, dem er schon manchen Ärger verdankt – die Bochumer Gussstahlfabrik. Seit die von dem Schwaben Jakob Mayer gegründete kleine Stahlschmelze als «*Bochumer Verein*» unter Leitung von Louis Baare steht, entwickelte sie sich zu einem unbequemen Rivalen. Es kam verschiedentlich zu Differenzen, besonders als Bochum das kruppsche Bandagenpatent anfocht. Nicht ganz mit Unrecht behauptete es, Essen wende ein altes, jedem Schmied bekanntes Verfahren an, das auch in Bochum seit Jahren geübt werde. Die Patentabteilung stellte sich auf Seiten Krupps. Der liess nach bewährter Methode durchblicken, Bochum habe sein Verfahren von entlassenen Arbeitern kennengelernt. Zum offenen Kampf steigern sich diese Reibereien, als Jakob Mayer eine wirklich grosse Erfindung auf dem Gebiet des Gussstahls gelingt: der *Stahlfaçongufi*, heute *Stahlformguss* genannt. Er löst damit das schwierige Problem, Stahl in beliebige Formen zu giessen. Essen ist auf seinem ureigenen Gebiet geschlagen. Der technisch unbelehrbare Krupp versucht, dem *Stahlformguss* die Bezeichnung *Gussstahl* streitig zu machen. Er greift Bochum in Zeitungsartikeln an – auf die er immer schimpft, wenn sie ihn selber betreffen – und stellt die wenig ernsthafte Behauptung auf, der *Formgussstahl* sei in Wirklichkeit *Gusseisen*. Ist es das eigene schlechte Gewissen, das da laut wird? «*Jedermann weiss, dass wir bessern*», hat ihn Pieper gewarnt; der auf seine Tiegelproduktion pochende Fabrikherr verbot aber, dass die Verwendung des noch minder guten *Bessemerstahles* zugegeben werde.

In Paris tritt Bochum nun mit einer besonders markanten Schau hervor. In ihrem Mittelpunkt stehen Kirchenglocken, die nach dem *Stahlgussverfahren* hergestellt sind, was eine technische Sensation bedeutet. Krupp zeigt nicht einen Augenblick Hemmungen, den Streit mit dem Nachbarn

vor der französischen Öffentlichkeit weiterzuführen. Seinen Pariser Vertreter Haas beauftragt er, bei der Ausstellungsjury gegen die Bezeichnung Gussstahl für das Bochumer Material Protest einzulegen. Das nützt aber nichts. In Paris sitzen Fachmänner, die die Bedeutung des Stahlformgusses zu gut kennen. Bochum wendet sich energisch gegen «die Hetzereien des Herrn Kommerzienrats Krupp» und kann eines Preises sicher sein. Noch in letzter Stunde versucht Krupp, wenigstens das zu hintertreiben. An Haas schreibt er:

«Wenn im Interesse der Wahrheit die Herren Tunner und Andere der Jury oder Leute, die sich dafür interessieren, die Prüfung einer Glocke veranlassen wollen, so stelle ich die Kosten der Glocke von Francs 2'100.– zur Verfügung... Ich will übrigens nicht im Spiele sein, sondern die Männer der Wissenschaft müssen die Sache aufnehmen und wünschen, dass dieselbe erledigt werde. – Bochum darf sich nicht weigern, wenn so jedenfalls die Glocke bezahlt wird. Also versuchen Sie diese zu arrangieren, ohne mich hineinzubringen. Das Geld aber gebe ich her...»

Hinter französische Wissenschaftler versteckt, will Krupp gegen den glücklicheren Konkurrenten einen Giftpfeil abschiessen. Anscheinend findet sich niemand als Kulisse für das unlautere Manöver. Die Ausstellungsjury erkennt Bochum für seine grosse Erfindung die Goldene Medaille zu. Krupp widerspricht auch jetzt noch heftig und überwirft sich deshalb mit der preussischen Ausstellungskommission. Damit steht er vor der industriellen Welt als unfairer Querulant da. Unerbittlich spricht Soling sein Urteil: «Wir haben viel von dem hohen Standpunkt verloren, den man dem Schöpfer der Fabrik anerkennend eingeräumt.» Und privat an Topp, die rechte Hand des Chefs: «In Bochum liessen wir den Nymbus der Noblesse des Fabrikanten, so lautet das Verdikt der öffentlichen Meinung.»

Die Fabrik ist nun schon zu einem Grossunternehmen herangewachsen. Siebzig Arbeiter zählte sie 1848 bei der Übernahme durch Alfred Krupp, 1855 sind daraus siebenhundertvier geworden. In allen Hauptstädten Europas sitzen ihre Vertreter: Karl Meyer in Berlin, Matthias v. Ficzek (gleichzeitig Vertreter Rothschilds) in Wien, Henry Haas in Paris und der kluge Engländer Alfred Longsdon in London. Im Werk tritt Theodor Topp

neben Gantersweiler an die Spitze. Äussere Ehrungen folgen: Friedrich Wilhelm IV. verleiht dem Fabrikherrn den Roten Adlerorden. 1851 besucht der preussische Handelsminister v. d. Heydt und zwei Jahre später der Thronfolger Prinz Wilhelm das Werk.

Um den nun schon in reiferen Jahren stehenden Fabrikherrn ist es persönlich längst einsam geworden. Von den Geschwistern hat er sich getrennt und 1850 stirbt seine Mutter, Therese Krupp-Wilhelmi, der er viel verdankt, ohne dass er sich sonderlich um sie bemüht hätte. Die letzten Jahre verlebte sie in ihrem Häuschen am Rande der Stadt Essen, wohin der Sohn nur sehr selten kam. Überraschend für seine Freunde, doch wohl nicht ganz zufällig gerade jetzt, kommt im Frühjahr 1853 die Nachricht, dass Alfred Krupp sich verlobt habe. Schon kurze Zeit nachher heiratet der Einundvierzig jährige die eben halb so alte Tochter des Steuerrats Eichhoff in Köln.

Die junge Frau entstammt einer Familie, in deren Schicksal sich eine ganze Epoche rheinischer Geschichte widerspiegelt. Urgrossvater und Grossvater waren «Mundköche und Backmeister» der bonner Residenz des Kurfürsten und Erzbischofs von Köln. Den Grossvater, Johann Josef Eichhoff, entsandte sein geistlicher Herr in jungen Jahren nach Paris, damit er dort lerne, «was die Gastronomen an der Seine in des Jahres Lauf von Sülzen und Brühen ausgedacht». Johann Josef hielt die Augen offen und kehrte beladen mit allerlei Wissen zurück. Er heiratet die Hofsängerin Eva Grau, eine Kollegin von Beethovens Vater; auch der junge Ludwig van Beethoven zählt zu seinem Freundeskreis. Das Jahr 1794, in dem die Revolutionsarmee wie eine Sturmflut durch das Rheinland fegt, wird für Eichhoff zur Schicksalswende. Da er dem neuen Regime freundlich gesonnen ist, wird er zunächst als Dolmetscher beschäftigt, tritt in die Provisorische Verwaltung ein und steigt dann zum Maire der Stadt Bonn auf. Der ehemalige Koch wird mit ungewöhnlichem Pomp, unter Salutschüssen und Kirchengeläut, in sein Amt eingeführt. 1802 erfolgt seine Ernennung zum Unterpräfekten. Aus diesem hohen Amt stürzt ihn eine Intrigue seiner zahlreichen Feinde. Der Mann, dessen sie sich dazu bedienen, ist kein Geringerer als Napoleon selber. Bei Gelegenheit einer Besichtigungsreise fragt der Kaiser den ihm vorgestellten Unterpräfekten brüsk (und offensichtlich informiert):

«Was sind Sie gewesen?»

«Maire der Stadt Bochum, Majestät.»

«Und vorher?»

«Munizipalbeamter!»

«Nein, nein, in der kurfürstlichen Zeit...?»

«Küchenmeister des Erzbischofs.»

«Nun gut, Sie verstehen, wenn Sie das Amt des Kochs gehabt haben, können Sie nicht in derselben Stadt die hohen Verwaltungsfunktionen ausüben. Reichen Sie Ihre Demission ein. Ich werde Sie anderweitig verwenden.»

Eichhoff nimmt seinen Abschied und erhält bei der Rheinzollverwaltung das Amt des Generaldirektors. Sein ältester Sohn verheiratet sich mit Ernestine Böcking, der Tochter eines Bankiers, zu dessen Verwandtschaft die Industriellenfamilie v. Stumm gehört. Sein jüngstes Kind ist Bertha, die Erwählte Alfred Krupps.

Die Ehe steht von Anfang an unter einem bösen Stern. Das regnerische Klima Essens gefährdet die Gesundheit der jungen Frau. Sie ist zunächst vorübergehend und dann immer häufiger abwesend. Es entspinnt sich ein Briefwechsel von rührenden Bemerkungen des Mannes über Mode, Kleider, Pelzmäntel und die Gesundheit der Frau. Schon nach wenigen Sätzen springen sie zum Werk, zum Geschäft über. Der Fabrikherr hat für seine persönlichsten Dinge doch wenig Zeit. Das Jahr 1854 bringt den Erben, der den Namen Fritz erhält.

«In Krupps geselligem Verkehr», schreibt Baedeker, «vollzog sich schon nach den ersten grossen Triumphen eine gewisse Wandlung. Hatte er bis zu seiner Vermählung in den Kreisen seiner Vaterstadt sich regelmässig bewegt, so leistete er seitdem auf diese ihm liebgewordene 'Gewohnheit' allmählich ganz Verzicht.»

Er ist über Essen hinausgewachsen. Es zeigt sich auch, dass sein Körper den Tribut der Jahre fordert. Häufiger krank und abgearbeitet muss Krupp jetzt längere Erholungsreisen machen. Im Sommer 1855 begibt er sich nach Pymont, um Wochen der Ruhe zu finden. Todesgedanken packen ihn mit grosser Heftigkeit: seinen Vetter Ascherfeld verpflichtet er in einem Geheimvertrag «auf Leben und Sterben» für den Fall seines Todes die Leitung der Fabrik zu übernehmen und alle gemeinsamen Erfahrungen schriftlich niederzulegen.

5.

Die Stunde der Gussstahlkanone kommt mit der Kriegswelle, die in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts einsetzt. Ihre Ursache ist das Erwachen der Nationen, die ihren Anspruch auf Souveränität anmelden. Was das Jahr Achtundvierzig begann, vollendet die jetzt einsetzende Revolution von oben: das «Europa der Verträge», wie es der Wiener Kongress schuf, zerfällt in Trümmer. In Preussen bringt das Jahr 1862 den Konflikt zwischen König Wilhelm und dem Parlament um die kostspielige, reaktionäre Militärreform, in dessen Verlauf Bismarck zum Präsidenten des Ministeriums ernannt wird. Am 29. September erklärt er in der Budgetkommission; «Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die grossen Fragen der Zeit entschieden – das ist der Fehler von 1848/49 gewesen – sondern durch Blut und Eisen!»

Damit ist der Epoche das Stichwort gegeben. Jahr um Jahr wird ein Kampf fällig sein: 1863 Polenaufstand gegen Russland, 1864 preussisch-österreichischer Krieg mit Dänemark, Bürgerkrieg in USA., 1865 französische Intervention in Mexiko, 1866 preussisch-italienischer Kriege gegen Österreich, 1870/71 deutsch-französischer Krieg, 1875 Balkankrieg, 1877 russisch-türkischer Krieg. Endlich 1878 tagt die Berliner Konferenz und verteilt die letzten strittigen Grenzen. Diese zwei Jahrzehnte dauern der Kriege bringen das erste Wettrüsten im modernen Sinne. Jetzt erst ist die Zeit reif geworden, ein technisch hochqualifiziertes und teures Produkt wie die Gussstahlkanone gebührend zu würdigen. Die stählernen Rohre sind das Symbol dieses Zeitalters von Blut und Eisen.

Zehn Jahre beharrlichen Ringens für sein Geschütz liegen nun hinter Krupp. Schwer nur will es ihm gelingen, die militärischen Instanzen von der Überlegenheit des Gussstahls zu überzeugen. Oberst Orges, sein frühester Bewunderer, veröffentlicht ein aufsehenerregendes Gutachten, dessen Folge eine preussische Bestellung ist. Auch die Harvey-Geschütze in England fordern einen Stahlguss von sechstausend Pfund an; schon hat Essen den Ruf, allein solche Blöcke liefern zu können. In Paris gelangt eine zwölfpfündige Granatkanone zur Ausstellung, die Frankreich für Versuchszwecke erwirbt. Daneben Probeaufträge von Russland und

die erste grössere Lieferung, im Ganzen sechsunddreissig Geschütze, an – Ägypten. Diese Erfolge genügen aber nicht. Der Geschützbau stellt hohe technische Ansprüche, seine teuren und komplizierten Maschinen bleiben bei kleineren Bestellungen unrentabel. Gegen Ende der fünfziger Jahre zeigt sich, dass die Hoffnung auf Einsicht und Wohlwollen der militärischen Bürokratie ein Wechsel auf gefährlich lange Sicht ist.

Aber der Mann in Essen ist nicht nur ein Fabrikant, wie etwa sein Rivale in Bochum, sondern in viel höherem Masse Kaufmann. Er hat längst durchschaut, dass bei seinem Geschäftspartner, dem Staat, diffizilere Wege der Werbung und Einflussnahme notwendig sind. Mit erstaunlicher Sicherheit nimmt er Kurs auf die feudalmonarchistische Clique, der mit der Übernahme der Regentschaft des Thronfolgers Wilhelm die Macht in Preussen zufallen wird. Durch den Stallmeister Krausnick – bei dem ihn das gemeinsame Interesse an Pferden einführt – knüpft er Fäden zu Karl Anton von Hohenzollern, der Divisionär in Düsseldorf ist, von wo man ihn als Ministerpräsidenten nach Berlin beruft. Noch enger gestalten sich seine Beziehungen zu Bernhard v. Voigts-Rhetz, einem General im Gefolge Wilhelms, den dieser später zum Direktor des Kriegsdepartements ernennt. Beide Militärs unterstützen mit naiver Selbstverständlichkeit den Fabrikanten, der sich als glühender Freund der Armee bekennt und auch sonst ein liebenswürdiger Gastgeber ist. Am Vorabend der Umwälzung in Preussen – die mit Bismarcks Machtantritt nach aussen sichtbar wird – besitzt der Kanonenlieferant von der Ruhr Freunde in den entscheidenden Berliner Positionen.

Wie einflussreich sie sind, zeigt die «grosse Wendung» des Jahres 1859. Die Kruppbiographien stellen Berlins veränderte Haltung zum Essener Werk als überraschenden Durchbruch hin. In Wirklichkeit geht der ersten Aufrüstung Preussens, um die es sich hier handelt, ein zäher Kulissenkampf voraus. Krupp ist durch seine Freunde informiert worden, dass der Prinzregent als Ant-⁷ wort auf die verschärfte innerdeutsche Konfliktstimmung eine grosse Bestellung von Artilleriematerial plant. Voigts-Rhetz und Fürst Karl Anton setzen sich mit Energie für ihren Freund ein. Sie machen den Prinzregenten auf seine Angebote aufmerksam und bekommen wohlwollende Prüfung zugesichert. Wilhelm hält Wort: am 10.

Mai erfolgt durch Kabinettsorder die erste grosse Bestellung Preussens bei Krupp. Ursprünglich sind zweiundsiebzig gezogene Sechspfünder vorgesehen. So steht es noch in der Urkunde, die das Ministerium zur Unterschrift vorlegt. Der Prinzregent liest das Dokument aufmerksam durch, greift dann zur Feder, streicht die Zahl zweiundsiebzig und schreibt darüber «dreihundert»!

Mit sicherem Blick für unkomplizierte Naturen hat Krupp es verstanden, sich bei Wilhelm in ein günstiges Licht zu setzen. Geschick nährt er die Legende, er habe aus Rücksichtnahme grosse Auslandsgeschäfte abgelehnt, vor allem auf Geschützlieferungen nach Frankreich verzichtet. Diese fortgesetzte Selbstanpreisung seiner patriotischen Gesinnung tut ihre Wirkung: Wilhelm sieht in dem Mann von der Ruhr nicht den Geschäftemacher, sondern einen verkannten Kämpfer, dem er sich verbunden fühlt. Er nimmt bald Gelegenheit, ihm dafür einen Beweis zu geben. September 1861 wird in Essen der Hammer «Fritz» in Betrieb genommen; er hat sechshundert Zentner Fallschwere und veranlasst einen ruhrländischen Hüttenmann – es soll Haniel gewesen sein – zu dem Ausruf: «Ist Herr Krupp verrückt geworden?» Einige Zeit später besucht der Prinzregent mit seinem Sohn und dem Kriegsminister das Werk, um den «grössten Hammer der Welt» zu besichtigen. Der Fabrikherr kann zufrieden sein: in den Ministerien und den Artilleriekommissionen horcht man auf, als man bemerkt, welch betontes Interesse der Regent für das Essener Werk zeigt.

Wilhelm weiss, warum er sich der Freundschaft des Waffenfabrikanten versichert. Schon bald nach seiner Krönung zum König stösst er auf den Widerspruch des Parlaments, das seine reaktionären Pläne zur Heeresreform ablehnt. Durch das preussische Volk geht eine Welle fortschrittlicher Gesinnung. Seine Mehrheit fordert die Zurückdrängung des konservativen Einflusses und Beschränkung der königlichen Rechte. März 1862 beschliesst die Kammer, dass in Zukunft Einnahmen und Ausgaben im Etat genau zu spezialisieren seien, da die Regierung Gelder anderer Abteilungen für Heereszwecke verwendet hat. Der König löst das mutige Parlament auf, doch bei den Wahlen wächst die opponierende Fortschrittspartei auf nahezu ein Drittel aller Sitze. Nach schweren Kämpfen führt Bismarck

im Frühjahr 1863 erneut eine Auflösung herbei. Diesmal erobern die Fortschrittler vierzig Prozent der Stimmen. Jetzt ist die Lage ausweglos, denn das Parlament verweigert den Militärplänen die Mittel. Bismarck weiss Rat: er entdeckt in der Verfassung eine «Lücke», die er benutzt, um ohne bewilligten Etat zu regieren.

Hinter der Fortschrittspartei steht das gesamte aufgeklärte Bürgertum, besonders die fortschrittlich gesonnenen Westprovinzen, das Rheinland und Westfalen. In Essen kommt es zu einem dramatischen Konflikt zwischen Stadt und Regierung: der liberale Parteiführer Hammacher wird dreimal zum Beigeordneten gewählt und ebensooft von Berlin gestrichen. Essens Kampf gegen den verfassungsbrüchigen Kurs der Regierung nimmt schärfste Formen an; die Stadtverwaltung lehnt ab, den fünfzigjährigen Gedenktag der Vereinigung mit Preussen durch eine Feier zu begehen. Stattdessen richten Bürgermeister und Stadträte eine Petition an den König, die ersucht, das Ministerium Bismarck zu entlassen: «Es fehlt die beruhigende Zuversicht, dass Ew. Majestät Minister alle mit der Ehre und den Interessen Preussens verträglichen Mittel zur Erhaltung des Friedens versucht haben und versuchen werden.»

Unterschrieben ist diese Adresse – die Bismarck der Kriegsvorbereitung bezichtigt – von den reichsten und angesehensten Bürgern der Stadt: den Fabrikbesitzern Hilger und Knaut, dem Abgeordneten Hammacher, den Gewerken Julius und Friedrich Waldthausen, Solling, Huysen und Franken – lauter Angehörigen von Essener Millionärsfamilien.

Nur Alfred Krupp fehlt unter ihnen! Der hat sich von Anfang an entschlossen auf die Seite des neuen Mannes gestellt, in dessen Auftreten er die kommende Rüstungskonjunktur wittert. Sofort nach Bekanntwerden der bismarckschen Schwierigkeiten richtet er ein Schreiben an das Kriegsministerium und bietet unter Hinweis auf die ablehnende Haltung des Parlaments gesetzwidrige Lieferungen «auf lange Sicht» an. Er will bis zu zwei Millionen Taler gehen und die Arbeit sofort ausführen, während sich die Bezahlung auf Jahre hinaus erstrecken könne. Am 22. Februar 1864 schreibt er erneut dem Kriegsminister v. Roon:

«Ew. Excellenz beehre ich mich ganz gehorsamst und zur Bestätigung

des Geschehenen zu melden, dass ich soeben bei Gelegenheit einer Audienz Veranlassung gefunden, Sr. Majestät dem Könige das Euer Excellenz geäußerte Anerbieten zu wiederholen und zwar, dass ich bereit bin, falls eine eilige, den Etat überschreitende Beschaffung von Geschützen wünschenswerth sein möchte, auf jahrelange Zahltermine hin, Lieferungen mit Aufbietung aller meiner Kräfte übernehmen zu wollen, bis zum Belange von Einer, auch zwei Millionen Taler. Im gleichen Sinne bin ich bereit, zur Beseitigung jeder Verzögerung eines Beschlusses in Folge der Geldfrage ein Dutzend Batterien 4-Pfünder zugleich in Arbeit nehmen zu lassen.»

Alfred Krupp ist kein Freund öffentlicher Kontrolle. Sein Ideal ist das absolutistische Russland, wo der Federstrich eines einzigen Mannes Millionenlieferungen zu vergeben hat. Jetzt sieht er auch in Preussen herrliche Zeiten kommen, da es kein Einspruchsrecht des Parlaments und dergleichen demokratische Widerwärtigkeiten mehr gibt. Dem Regime, das diesen Zustand erstrebt, will er bei seinem Verfassungsbruch umso freudiger helfen, als sich damit gleich ein gutes Geschäft verbinden lässt.

Der König nimmt das Angebot Krupps gerührt zur Kenntnis und würde – wenn nicht der bald darauf ausbrechende dänische Krieg die innere Lage radikal verändert hätte – zweifellos davon Gebrauch gemacht haben. Doch ist Krupp mit der Wirkung dieses Schrittes nicht ganz zufrieden, denn von Seiten des Kriegsministers Roon erfährt er eine kühle Ablehnung. Der altpreußische Militärmann ist ein uneigennütziger Fanatiker. Er begegnet, wie es Berdrow formuliert, «dem rheinländischen Aussen-seiter mit unverhohlenem Misstrauen». Jahrelange Zusammenarbeit vermag die starre Reserviertheit des durch Geschenke und Freundlichkeiten unbeeinflussbaren Ministers nicht zu brechen.

Noch an einer andern Stelle erhält sich die gleiche Reserve, beim Handelsminister v. d. Heydt. Der entstammt dem elberfelder Bankhaus v. d. Heydt, das Krupp in den vierziger Jahren bei seinen Verhandlungen mit Jäger brüskierte. Verschiedentlich ist es schon zu Reibereien gekommen. Man kann dem Minister keine direkt feindselige Massnahme nachweisen, aber er behandelt den ungestüm drängenden Fabrikanten wenn auch korrekt, so doch sehr kühl. Ein ernster Konflikt entsteht um die von Krupp

beantragte Verlängerung des Bandagenpatents. Essens Gussstahlreifen haben sich eben erst durchgesetzt und die Jahre der Ernte stehen ihm noch bevor. Aber v. d. Heydt lehnt die Verlängerung ab. Empört erklärt Krupp, der Minister wolle seine Fabrik nicht aufkommen lassen, wolle seinen Untergang «zum Vorteil des protegierten Aktienschwindels ... durch Überlieferung einer gesunden Industrie auf diesen Judenmarkt».

Schon fühlt er sich stark genug, den Kampf gegen einen Minister aufzunehmen. Ein Gesuch an den König – über Voigts-Rhetz vom Ministerpräsidenten direkt überreicht – begründet die Bitte um Patentverlängerung nicht ohne Pression mit der Notwendigkeit, Schulden zu tilgen, «von denen ich mich längst befreit haben könnte, wenn ich bereit gewesen wäre, den mir zugegangenen Aufforderungen, glänzenden Verheissungen und Versicherungen von Protektion zu folgen und meine Erfindungen für das Ausland durch Gründung ähnlicher Werke zu verwerten. Ohne äussere Eingebung habe ich jedoch freiwillig, im Interesse des Vaterlandes, solche Mittel bisher unbenutzt gelassen, auch habe ich trotz unfehlbar zu erzielender hoher Preise meine Weigerung erklärt, nach dem Ausland keine Gussstahlkanonen zu liefern, wenn ich glaubte dadurch dem Vaterlande zu dienen.» Jedes Wort eine Unwahrheit, aber eine wirksame. Denn das bleibt nicht für die tauben Ohren des Instanzenweges gesagt. General Voigts-Rhetz mobilisiert Fürst Anton und Minister Delbrück zur Unterstützung seines Schützlings beim Regenten. Mit Erfolg: Wilhelm sendet das Gesuch an den Handelsminister und weist auf die patriotische Gesinnung hin, die Berücksichtigung verdiene. Trotzdem schlägt der mutige v. d. Heydt vor, Krupp ablehnend zu bescheiden. Nun verfügt Wilhelm, über den Kopf des Ministers hinweg, dass das Patent um sieben Jahre verlängert werde, «in Anerkennung der patriotischen Gesinnungen, welche der Kommerzien-Rath Alfred Krupp in Essen mannigfach und namentlich durch Zurückweisung der ihm vom Auslande her angetragenen, ihm ansehnlichen Gewinn versprechenden Bestellungen von Geschützen an den Tag gelegt hat». Das ist zwar nicht wahr, wie schon die erfolgten Lieferungen an Frankreich, England, Russland, Holland und Ägypten jederzeit beweisen könnten, aber den Kampf ums Bandagenpatent hat Krupp damit

doch gewonnen. Und seine Selbsternennung zum entsagenden Patrioten wird ihm noch reiche Früchte tragen.

Berdrow kommentiert die Differenzen zwischen Essen und dem Handelsminister mit der Bemerkung: «Man warf ihm offen die Beteiligung an gewissen Eisenwerken vor.» Im Kampf gegen die wirklichen oder vermeintlichen Gegner des Hauses sind die Krupphistoriker nicht wählerisch. In diesem Falle werden Angriffe aus radikalbürgerlicher Quelle zitiert, um den verhassten Mann zu treffen. Wie wenig Anlass Essen hat, Fusstritte gegen v. d. Heydt zu richten, beweist dessen Verhalten kurz nach seiner Desavouierung in der Bandagenfrage. Ein von ihm gezeichnetes Ministerialrundsreiben empfiehlt nämlich den Eisenbahngesellschaften die Verwendung von Gussstahlbandagen. Das ruft in den Kreisen der westdeutschen Grossindustrie heftigste Entrüstung hervor. Man erklärt die Empfehlung für dunkle Arbeit, spricht unverblümt von Bestechung und nennt Krupp einen Günstling des Ministers. Der Verein für Eisenhüttenwesen, hinter dem hundertzwanzig Hüttenbesitzer stehn, gibt im Dezember 1860 eine Gegendenkschrift heraus und warnt vor den Essener Bandagen.

Die Erregung der Konkurrenten ist erklärlich. Das kruppsche Werk wächst in einem Tempo, das selbst im Ruhrgebiet den Atem verschlägt: 18⁴⁷ ist das erste Tausend der Belegschaft überschritten, 1861 das zweite, 1863 das vierte, 1864 das sechste, 1865 wird mit achttausend ein vorläufiger Höhepunkt erreicht. Riesenhafte Neuanlagen genügen kaum, die stossweise vorschnellende Produktion zu bewältigen. In knapp sechs Jahren wachsen drei mechanische Werkstätten, zwei Kanonen Werkstätten, ein Bandagen walzwerk, ein Schienenwalzwerk, ein Räderwerk, eine Satzachsendreherei, ein Kanonenhammergebäude, ein Blechwalzwerk und eine Kesselschmiede um den alten Kern des Werkes.

So glänzend aber die Geschäfte gehen, technisch offenbart sich schon jetzt eine erstaunliche Sterilität des Kruppwerkes. Es kann nur durch Benutzung der Erfindungen anderer mit der Entwicklung auf dem Stahlgebiet Schritt halten. Das Puddelverfahren hat man bei Zapp in Runderoth kennengelernt und es mit «Heranziehung» zappscher Arbeiter bei sich eingeführt. Nun droht die geniale Idee Henry Bessemers, in Konvertern durch Einblasen von Wind aus Roheisen Stahl zu erzeugen, Krupps Stel-

lung zu erschüttern. Das Verfahren scheint für die Massenproduktion den Tiegeln weit überlegen, an denen Essen festhält. Durch seinen londoner Vertreter Longsdon, dessen Bruder Teilhaber Bessemers ist, nimmt Alfred Krupp die Verbindung mit dem berühmten Ingenieur auf und kauft ihm die deutsche Lizenz unter grossen Kosten ab. Das neue Verfahren wird in Essen mit der üblichen Geheimnistuerei umgeben. Die Belegschaft erfährt nicht, was in dem errichteten Neubau produziert werden soll, die Konverter werden «Ratten» genannt, das Produkt «C-Stahl». Nachdem sich gezeigt hat, dass der Bessemerstahl für Fabrikate mit hohen Qualitätsansprüchen den Tiegelstahl nicht ersetzen kann, stösst Krupp das Monopol wieder ab.

Mit der Einführung des Bessemerverfahrens entwickelt sich das Kruppunternehmen aus einer Spezialfabrik zu einem Hüttenwerk. Gleichzeitig beginnt auch die vertikale Kombination. In der Lahngegend kauft Krupp etwa fünfzig Eisensteinfelder für eine halbe Million Mark. Um im Kohlenbezug unabhängig zu sein, pachtet er die im Osten der Stadt gelegene Zeche «Graf Beust». Das Werk hat jetzt einen Umfang angenommen, der die Fragen der inneren Organisation in den Vordergrund rückt. Der erste Versuch einer überpersönlichen Führung ist die «Kollektivprokura», der zunächst Pieper und Wiegand angehören. 1859 ist übrigens Solling gestorben und sein Anteil ausgezahlt worden.

Getragen wird der Aufstieg dieser Jahre vom Kanonengeschäft, für das Preussens grosser Auftrag der Dammbbruch war. Andere folgen: Belgien, von Napoleon bedroht, bewaffnet seine Feldartillerie mit Kruppgeschützen; Russland macht eine Bestellung von eineinhalb Millionen Talern, eine Ziffer, die für diese Zeit noch eine Sensation bedeutet; auch Holland, Spanien, Österreich, die Schweiz, Württemberg, Hannover und selbst England zählen jetzt zu den Kunden.

Die persönliche Stellung Krupps ist sehr glanzvoll geworden. Als Antwort auf seinen Besuch in Essen ernennt König Wilhelm ihn zum Geheimen Kommerzienrat und verleiht ihm später den Roten Adlerorden mit Eichenlaub, eine Auszeichnung, die sonst ein preussischer General nach einem gewonnenen Gefecht erhält. Etwa nach dem grossen russischen Auftrag erhält Alfred Krupp in der Öffentlichkeit den Namen «Kanonen-

könig». Voll Stolz schickt er seiner Frau aus Berlin eine Pressenotiz, die mitteilt, dass der «roi des canons» in einem Hotel Unter den Linden abgestiegen sei.

Die Welle von Blut und Eisen hat den kleinen Fabrikanten hoch nach oben getragen.

6.

Um diese Zeit wird Preussens politische Öffentlichkeit zum erstenmal auf den Mann an der Ruhr aufmerksam. Die Fortschrittspartei lässt im Abgeordnetenhaus kritische Bemerkungen gegen sein faktisches Lieferungsmonopol laut werden und fordert unparteiische Heranziehung auch anderer Firmen. Das Ministerium steht mit der Kammer in schwerer Fehde, glaubt aber anscheinend, einmal Rücksicht nehmen zu müssen, und erklärt, «aus Gerechtigkeit und um sich gegen das Land verantworten zu können» werde es fortan auch die Konkurrenten beteiligen.

Das schlägt in Essen wie eine Bombe ein. Krupp beauftragt Meyer, bei Roon gegen diese Absicht Protest zu erheben. Trotzdem bestellt das Ministerium, ausser bei Krupp, auch in Bochum und bei einigen anderen Werken Probelieferungen. Essen hofft nun, die Konkurrenz durch die von ihm behauptete Einzigartigkeit seines Materials aus dem Felde schlagen zu können. Bei der Prüfung werden die gelieferten Rohre aber ziemlich gleichwertig befunden.

Nun soll der niedrigste Preis entscheiden. Also eine regelrechte Submission, wie sie im Waffengeschäft üblich ist und allgemein auch als zweckmässig anerkannt wird. Anders Krupp. Sein «Zorn bei Empfang dieser Nachricht war unbeschreiblich», berichtet Berdrow. Er sieht die Lieferung von Gussstahlgeschützen als Essener Reservat und sendet Meyer zur Verwendung bei Regierungsstellen diesen Brief:

«Sobald ein anderer Gussstahlfabrikant eine Kanone in Bestellung bekommt, liefere ich der ganzen Welt was sie will und ich möchte dann sogar auf das Patent verzichten für den Verschluss, weil ich dann in dieser Beziehung ganz ungebunden will verfahren können, und dann war der kleine Zeitpunkt eines Näherstehens zu höchsten und allerhöchsten Personen ein kurzer, angenehmer Traum, den K. und gleichgesinnte Seelen, die filzige Suite

im Ministerium, die Protektion kriechender Supplicanten und meine ferneren Schritte zur Gegenwehr und Revanche schon beenden werden ..

Krupps Hass gegen alles, was sich seinem Geschäft in den Weg stellt, kennt keine Hemmungen. Berdrow meint zwar, im Ernst habe er nicht daran gedacht, «an alle Teufel» zu liefern, seine Drohung sei nur ein überlegtes Wort im Zorn gewesen. Doch diese Ehrenrettung wird nicht nur durch die bereits erfolgten Auslandsgeschäfte widerlegt, sie ignoriert auch die offen verkündeten Geschäftsprinzipien: als Prinz Wilhelm von Baden die Vermutung äussert, Essen dürfe ohne Genehmigung Berlins nichts ausführen, stellt Meyer das im Namen des Chefs richtig und erklärt sich zu jeder Lieferung bereit.

Der 1864 um Schleswig-Holstein ausbrechende dänische Krieg gibt den Kruppkanonen noch wenig Gelegenheit, sich hervorzutun. Unter den hundertzehn Feldgeschützen, die Preussens Armee mitführt, befinden sich nur achtunddreissig gussstählerne. Erst bei Kriegsende erfolgt eine Bestellung auf dreihundert Kanonen. Wegen der zögernden Haltung Roons greift wieder der König zugunsten Krupps ein.

Im Herbst des Kriegsjahres besucht Bismarck, von Biarritz kommend, die Fabrik. Er ist der letzte Gast des Gartenhauses, das mit seinem exotischen Park und den Wasserspielen recht sonderlich mitten im Lärm der Fabrikhallen lag. Am 2. November übersiedelt Krupp auf eine neue Besitzung, «Hügel» genannt. Sie liegt, weit von der Fabrik entfernt, auf einer Höhe im idyllischen Ruhrtal und umfasst grosse Ländereien und Wälder, die in aller Stille zusammengekauft worden sind. Damit ändert sich Krupps Stellung zum Werk entscheidend. Die räumliche Trennung entzieht ihn den Einzelheiten. Er betritt die Fabrik nur noch selten und bleibt, da das Telefon noch nicht erfunden ist, auf eine zeitraubende schriftliche Verbindung angewiesen.

Seine Hauptaufgabe sieht er jetzt in den nie abreisenden Kämpfen mit der Konkurrenz, den Behörden und den Gegnern ganz oben in der Regierung. Dazu kommt es 1865 beim Erwerb der in königlichem Besitz befindlichen Sayner Hütte. Für sie und ihre Nebenanlagen, die Mühlhofener Hütte, den Oberhammer und die horhausener Gruben, macht Essen ein

Angebot von vierhunderttausend Talern. Schon ist es mit dem Handelsminister v. Itzenplitz nahezu einig, da erfährt die Konkurrenz von den ganz im Geheimen geführten Verhandlungen. Der Bochumer Verein – Berdrow sagt ihm «nützliche Beziehungen zu freisinnigen Landtagsmitgliedern» nach – läuft gegen Itzenplitz Sturm und deckt seine verdächtigen Verkaufsmethoden auf. Der Minister ist durch den Angriff erschreckt und bemüht sich jetzt um die vorherige Zustimmung des Königs und des Kabinetts.

Krupp benötigt das sayner Erz wegen seiner besonderen Qualität dringend. Besorgt über die Aktion der Konkurrenz eilt er zu Bismarck, der seine Vorstellungen mit vieldeutiger Ironie abtut: «Ja, man denkt vielleicht, dass dabei für den Grafen v. Itzenplitz 50'000 Taler abfallen.» Durch den Vorstoss Bochums droht der Verkauf wirklich zu scheitern. Jetzt bietet Krupp kurzerhand hunderttausend Taler mehr, womit er nachträglich eingesteht, dass das mit Itzenplitz vereinbarte Geschäft verdächtig gut gewesen wäre. Der Bochumer Verein will ihm aber den Vortritt nicht lassen und bietet ebenfalls eine halbe Million. Trotzdem erhält Essen den Zuschlag. Baedeker meint, die Regierung habe Interesse daran gehabt, «einem Werke, welches immer mehr zu einem vaterländischen Institut wurde, wie es König Wilhelm schon vor vier Jahren genannt hatte, im besonderen Masse ihre Gunst zuzuwenden». Krupps Beziehungen zur Regierung und zur Krone sind jetzt schon derart eng, dass er ein solches Eingreifen zu seinen Gunsten als selbstverständlich ansieht. In dieser Harmonie öffentlicher und privater Interessen gedeihen einst auch die Geschäfte seiner Ahnen.

Wenn der Staat einmal nicht freiwillig hilft, muss er durch mehr oder minder sanften Druck dazu gezwungen werden. Oder durch eine Kriegsliste, wie sie Krupp gegenüber seinem Gönner Bismarck anwendet. Noch sind nämlich nicht alle Sorgen für das Werk beseitigt. In den Krisenpausen zwischen den stürmischen Perioden des Aufstiegs zeigt sich jedesmal, dass Krupp es verabsäumt hat, die Expansionen auf einer sicheren Finanzbasis vorzunehmen. Ende 1864 warnt ihn der Bankier Deichmann vor dem sich deutlich durchsetzenden Kapitalmangel auf dem Weltmarkt. Im nächsten Jahr – bezeichnenderweise das der grossen Erwerbungen in Sayn, Nassau und der Zechenpachtung – wird Essens Finanzlage sehr

ernst. Man schätzt den Wert der Fabrik zwar schon auf zehn bis fünfzehn Millionen Taler, aber sie braucht auch entsprechend grosse Summen. Im Moment benötigt Krupp dringend mehrere Millionen. Da die Banken für ihre Beschaffung nicht in Frage kommen, bleibt nur eine andere Quelle: Berlin, die Regierung. Das wird nicht leicht sein, man muss den hohen Herrn tüchtig einheizen. Aber der Essener hat darin ja schon seine Erfahrungen.

Zunächst beauftragt er Henry Haas, die Lage in Paris zu sondieren und sich vorsichtig um Kredite zu bemühen, dabei aber zu betonen, dass man nur Geld wolle und keinerlei Kontrolle einräumen werde. Dann begibt er sich nach Berlin, zu Bismarck. Den schreckt er mit der Drohung einer Überfremdung des Werkes auf, worüber die Prokura einen Bericht erhält, dessen Zynismus schwer zu übertreffen ist:

«Er (Bismarck) nahm die Sache sehr ernst und schwer, bewies sich aber bereit, mit dem Könige zu sprechen und dem Kriegsminister, – schwer auch jedenfalls einen Beschluss zu erzielen, eher das Hausministerium hineinzuziehen. – Ich behandelte die Sache als Bagatelle und behielt den Gesichtspunkt im Auge, dass, wenn ich Geld in Frankreich nehme, wo es mir in jeder Summe offeriert wird, ich dorthin nicht frei bin und dass dann allmählich sich eine Beteiligung entwickeln könnte, wodurch das Etablissement, wenn auch nur teilweise, gegen Frankreich verpflichtet würde. Dass ich es jeden Tag für io Millionen verkaufen kann, habe ich natürlich gesagt.»

Es ist eine bewusste Täuschung des Kanzlers, wenn Krupp von französischer Einflussnahme spricht. Er denkt natürlich nicht einen Augenblick daran, auf derartige Bedingungen einzugehen. Aber die «Kriegslist» hat Erfolg. Bismarck veranlasst durch Rücksprache mit dem König und energischen Druck auf Roon, dass die Gussstahlfabrik eine Riesenbestellung in Küstenbatterien und Schiffsarmierung erhält, auf die ihr sofort ein ein viertel Millionen Taler Vorschuss ausgezahlt werden. Nach Essen zurückgekehrt, führt Krupp trotzdem die Pariser Verhandlungen fort. Das Bankhaus Seillière eröffnet ihm einen Kredit von vier Millionen, natürlich ohne irgendwelche Einflussrechte zu erhalten. Es ist nicht bekannt, wie Bis-

marck diese Nachricht aufnahm. Er war sicherlich zu klug, sich gegenüber dem für seine Pläne wichtigen Fabrikanten etwas merken zu lassen.

1866 – für die deutsche Industrie ein böses Krisenjahr – wendet sich Krupp noch einmal an die Regierung. Diesmal benötigt er zwei Millionen Taler. Er interveniert bei Bismarck, bei Roon, beim König und spricht erneut vom Verkauf seiner Werke. Aber die Staatskassen sind angespannt und Roons Widerstand ist diesmal stärker. Während der Verhandlungen tritt der Finanzminister v. Bodelschwingh zurück und an seiner Stelle erscheint wieder – August v. d. Heydt. Der bietet ein ordentliches Darlehn von einer Million an, das entweder die königliche Darlehnskasse oder die Staatsbank geben soll. Krupp weigert sich, einen Bankkredit anzunehmen, da er imaginäre Gefahren wittert. Der König selber muss eingreifen: in einem ungnädigen Billett fordert er den Misstrauischen auf, seine Rentenz gegen den Vorschlag fallen zu lassen. Krupp notiert zu den Anleiheakten: «Es wurde hierauf schmähhlicher Weise (aus Bosheit von Minister v. d. Heydt) eine Million Darlehns-Kassen-Vorschuss bewilligt, anstatt auf Staatsfonds/’ Dankbarkeit gegenüber der Regierung, die nun auch zu seinem Geldgeber aufgerückt ist, kennt er nicht.

In diesem Frühjahr 1866 schnellte die Kurve der Geschützaufträge in Essen jäh nach oben. Ein innerdeutsches Wettrüsten hat eingesetzt: Baden und Württemberg bestellen noch in letzter Minute zweiunddreissig, Bayern vier und Österreich vierundzwanzig Geschütze. Weder in Essen noch in Berlin gibt man sich über das Motiv dieser Aufträge einem Zweifel hin, hat doch Preussen selber in aller Eile die riesige Bestellung von 162 Vierpfündern, 250 Sechspfündern und 115 Vierundzwanzigpfündern gemacht.

Die Kriegstreiber in Berlin sind nun aber doch brennend interessiert, zu erfahren, was Krupp tun wird, wenn die Gefahr besteht, dass er Geschütze liefert, die in Kürze gegen sein preussisches Vaterland gerichtet sein werden. Roon übernimmt, in Essen zu intervenieren:

«Berlin, den 9.4.1866.

An Ew. Hochwohlgeboren richte ich die ergebene Frage, ob Sie, in patriotischer Würdigung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse, Sich anheischig machen wollen, ohne Zustimmung der Königlichen Regierung

keine Geschütze an Österreich zu liefern. Ew. Hochwohlgeboren private Zusage würde mir genügen. Wenn indess Ew. Hochwohlgeboren durch Rücksichten irgendeiner Art verhindert sind, die Übernahme einer solchen Verpflichtung auszusprechen, so wollen Sie die Güte haben, Sich recht bald darüber gefälligst zu äussern.»

Krupp antwortet am 13. von Essen aus: er könne eine diesbezügliche Verpflichtung, «welche einem Kontraktbruch gleichkommen würde», nicht eingehn. Aber er werde mitteilen, wann die Lieferung erfolge, dann brauche ohne den Willen Berlins kein einziges Geschütz nach Österreich zu gelangen. Geschickt schiebt er die Verantwortung ab. Er will die Lieferung «versuchen», wenn die Regierung sie durch Beschlagnahme verhindert, ist das höhere Gewalt, der er sich beugen muss. Das zu diesem besonderen Fall. Sonst aber will er ein für allemal Klarheit über die Frage der Auslandslieferungen schaffen: «Von den politischen Verhältnissen weiss ich sehr wenig; ich arbeite ruhig fort, und kann ich das nicht ohne Störung der Harmonie zwischen Vaterlandsliebe und Ehrenhaftigkeit, so gebe ich die Arbeit ganz auf, verkaufe meine Fabrik und bin ein reicher, unabhängiger Mann.» Das heisst, aller Verklausulierung entkleidet: Wenn ihr in Berlin mich behalten wollt, dann lasst mir meine geschäftliche «Ehrenhaftigkeit», worunter ich verstehe, dass ihr mich allen prompt liefern lasst, die bei mir bestellen.

Wenige Tage später ist er in Berlin. Wenn der Ausbruch des Krieges so unmittelbar bevorsteht, dann ist das eine Gelegenheit, die wahrgenommen werden muss. Preussens grosse Bestellung genügt ihm nicht, er will mehr liefern. Am 20. Mai berichtet er der Prokura:

«Ich war bei Prinz Fried. Carl, dem Kriegsminister und gestern Abend bei Bismarck. Nachdem ich gehört hatte, wie ein Krieg mit Österreich vor der Tür liegt, machte ich es mir zur Pflicht, nebenbei ihm zu sagen, dass wir für Preussen bedeutende Aufträge haben resp. noch darum unterhandeln, dass aber ein Jahr zur Ausführung gehört und dass ich sehr besorgt bin wegen der Lage der Dinge, weil wir jetzt und noch auf lange Zeit hinaus in Preussen nichts besitzen von schwerem wirksamem Geschütz für

Küsten, Festungen und Marine. Das machte ihn offenbar stutzig und das wollte ich... Meine Äusserungen machten ihm sichtbare Sorge – das wollte ich und nun fühle ich mich frei – auch dem Könige werde ich Bedenken machen...»

So der Chef in Berlin. Und die Wiener Kruppagenten? Zweifellos werden sie dort zur gleichen Zeit, mit dem Hinweis auf Preussens Rüstungen, ebenfalls «Bedenken gemacht» haben.

Nicht ganz zwei Wochen später marschieren preussische Truppen gegen Österreich. In den mörderischen Schlachten auf böhmischem Boden und um die Mainlinie stehn auf beiden Seiten kruppsche Geschütze und zerschmetterten hüben und drüben deutsche Soldaten. Der Lieferant, den ein Brief des Generals Voigts-Rhetz an das artilleristische Zwiesgespräch der preussischen Kanonen mit ihren «österreichischen Cousins» erinnert, hätte Skrupel darüber nicht verstanden. Denn er weiss: das ist das lukrativste aller Geschäfte, auf beiden Seiten einer Front verdienen.

Das Ringen um Berlin kommt keinen Moment zur Ruhe. Nach Kriegsende erhält Essen die Hiobsbotschaft, dass auf den Schlachtfeldern mehrere Geschütze gesprungen sind und das Bedienungspersonal gefährlich verletzt haben. Dadurch ermutigt, stossen die noch immer vorhandenen Bronzefreunde vor und beschuldigen das kruppsche Material. Sehr beunruhigt nimmt Essen die im vorigen Jahr gelieferten Geschütze zurück und tauscht sie gegen bessere um. In betontem Gegensatz zu den misstrauisch gewordenen Artilleriebehörden steht der König unentwegt zu Krupp: noch im November des Kriegsjahres erhält das Werk durch «Allerhöchste Kabinettsorder» eine Bestellung auf 700 neue Geschütze.

Auch die Bemühungen, als Konstrukteur Beachtung zu finden, führen zu Reibereien. Der «Keilverschluss», eine von Essener Ingenieuren erfundene Verbesserung am Geschützrohr, wird dem Kriegsministerium zur Erprobung überreicht. Die Antwort ist, wie immer, wenn Bürokraten sich gegen unerbetene Belehrung zur Wehr setzen, korrekt, aber frostig: man bleibe bei den bisherigen Konstruktionen, die auch ihre Vorzüge hätten. Frappierend ist ein Nachsatz des Briefes, der brüsk erklärt, es sei strengstens verboten, die Einrichtung der «Züge» des preussischen Feldgeschützes für andere Staaten zu verwenden. Diese Verwahrung, die doch eigentlich eine Selbstverständlichkeit ausspricht, wird von Krupp entrüstet ab-

gelehnt: «Man wird nun aber doch nichts anders als gezogene Geschütze haben wollen und die bekannten besten Züge... Nun begreife ich aber nicht, warum ich ausgeschlossen sein soll, solche Züge zu machen, wozu jeder Mensch, Freund oder Feind, berechtigt ist.»

Harmonischer verläuft die Zusammenarbeit mit den Russen. Wie die Hausbiographien zufrieden bemerken, unterliegen deren Bestellungen keiner lästigen Parlamentskontrolle. Es genügt, sich den ministeriellen Verhandlungspartnern und militärischen Abnehmern freigebig zu zeigen. Etwas kostspieliger sind schon die Sympathien der Grossfürsten, aber mit dem Fortschreiten des Rüstungsgeschäfts bekommt die Firma auf dem Gebiete des «guten Einvernehmens» schon die rechte Praxis. Nach Vorschlag Krupps macht Russland eine Probebestellung auf Geschütze mit Keilverschluss. Die vorgenommenen Versuche stellen die Russen zufrieden und ein Auftrag auf sechshundert solcher Geschütze bedeutet den Sieg des kruppschen Verschlusses. Auch technische Anregungen kommen von den russischen Offizieren, darunter eine hochbedeutsame. Mit der wachsenden Geschosstärke wird es nämlich notwendig, das Stahlrohr gegen Zerreißungsgefahren zu verstärken. Dazu machen die Russen den interessanten Vorschlag, das Rohr zu umringen. Man kennt diese Methode von den gusseisernen Kanonen her. Ihr Prinzip ist, um ein kaltes Kernrohr ein enganliegendes glühendes Aussenrohr zu legen. Beim Erkalten zieht sich dieses zusammen, wodurch das innere Rohr stark ineinandergedrückt wird und eine immense Verdichtung und Härte bekommt. Damit ist – wieder durch fremde Anregung – das «Ringgeschütz» erfunden, das dem Namen Krupp viel Glanz einbringen wird.

Auf Empfehlung des russischen Militärattachés v. Doppelmaier erfolgt auch die Berufung des Technikers Wilhelm Gross nach Essen. Die Krupphistorie tut seiner nur wenig Erwähnung, obwohl er von grösster Bedeutung für das wichtigste Gebiet der Essener Produktion ist, den Kanonenbau. Gross, der schon als einfacher Feuerwerker der preussischen Armee durch bedeutende ballistische Arbeiten internationales Aufsehen erregte, tritt in Essen ins Konstruktionsbüro des Kanonenressorts ein, dessen Chef er bald wird. Er ist der Initiator der konstruktiven Fortschritte, mit denen Krupp in den nächsten Jahrzehnten prunken wird. Jeder Erledigung von

Bestellungen, jeder Offerte geht eine Konferenz mit ihm voraus. Als wissenschaftlicher Techniker beherrscht Gross die Ballistik, den Geschützbau und weist auch der Pulverfabrikation neue Wege. Trotz dieser Fähigkeiten bleibt er aber nur ein subalternen Techniker. Alfred Krupp betrachtet diesen fähigen Mann stets mit Misstrauen und hält ihn ängstlich klein. Erst nach seinem Tod wird Gross ins Direktorium berufen, aus dem er gegen Ende des Jahrhunderts ausscheidet. Als Freund schöner Blumen verlebt der Schöpfer fürchterlichster Mordwaffen einen geruhsamen Lebensabend. Die Öffentlichkeit nimmt von seinem Tode kaum Notiz, doch ein Zeitungsfeuilleton entreisst ihn der Vergessenheit, in die er sonst gefallen wäre, ein Schicksal, das Dutzende genialer Techniker im Schatten des Werkbesitzers Krupp ereilt hat.

Der zu Ende gegangene Krieg 1866 hinterlässt einen unheilvollen Gast – die Cholera. Mitgebracht von den heimkehrenden Soldaten schleicht sie durchs Reich. In Essen herrschen infolge des sprunghaften Wachstums der Bevölkerung – sie hat sich in sechs Jahren verdoppelt – schreckliche Wohnverhältnisse und die Seuche bricht deshalb mit ungewöhnlicher Heftigkeit aus. Krupp verlässt in panischer Furcht mit Frau und Kind den Hügel. Obwohl er unterwegs vor Aufregung erkrankt, bleibt er weder in Sayn noch in Koblenz, sondern eilt über Ouchy am Genfer See nach Nizza, während die Seuche in Essen Hunderte von Opfern fordert.

Drei Winter verbringt Krupp an der Riviera. Hier tritt er, soweit ihn nicht Krankheit ans Bett fesselt, mit dem fürstlichen Luxus eines Kanonenkönigs auf. Exotische Herrscher und einflussreiche europäische Granden suchen die Bekanntschaft des schon weltberühmten Rüstungsfabrikanten. Für Monarchen hat er ein sinniges Geschenk bereit – eine Stahlkanone, oft mit silbernen Widmungsbeschlügen. Aber auch nichtfürstliche Besucher, soweit sie an einflussreicher Position in ihrem Staate stehn, finden auf Schloss Peillon einen verständnisvollen Gastgeber.

In Essen regiert währenddessen die Prokura, bestehend aus Pieper und Wiegand, zu denen nun der Oberbergrat Lorsbach und Justizrat Loerbrocks treten. Die innere Organisation des Betriebes schreitet fort. Das Werk ist jetzt in zwanzig Gruppen eingeteilt, deren jede einem eigenen

Leiter untersteht. Das Verhältnis Krupps zu seiner Schöpfung hat sich völlig umgewandelt: vier Jahrzehnte war er ihr ein starker Lenker durch Zeiten bedrückender Enge und Schwankungen. Immer hatte man den Eindruck, dass der Wille des Mannes grösser war als die Möglichkeit der Fabrik – jetzt, in der Mitte der sechziger Jahre, wächst das Werk über den Mann hinaus. Sein Umfang ist für ihn unübersehbar geworden, die einzelnen Fabrikationszweige entziehen sich seiner Beurteilung. Der Markt saugt Kriegsprodukte mit solcher Intensität auf, dass er persönlich nur noch gelegentlich einzugreifen braucht, bei drohenden Rückschlägen, in ganz grossen Anknüpfungen, meist zur Klärung von Differenzen.

Dass der Kanonenkönig in Nizza krank daniederliegt und auf die Besucher den Eindruck eines nervösen Greises macht, kennzeichnet die veränderte Situation: das Werk hat den Mann überwunden, verbraucht. Er liegt am Wege, die Fabrik wächst weiter.

Es bedarf eines besonderen Anstosses, ihn wieder in den Strudel geschäftlicher Kämpfe zurückzureissen. In den Jahren 1867/68 steht die Armierung der im Aufbau befindlichen Flotte des Norddeutschen Bundes zur Entscheidung. Nach welchem System soll sie erfolgen? In Berlin sind die einen für den leichten englischen Vorderlader, mit dem Armstrong die ganze Welt beliefert und dessen Konstruktion sich auf lange See-Erfahrung Englands stützt, während andere Krupps gussstählernen Hinterlader fordern. Selbst die Bronze hat noch ihre Anhänger. Diesmal geht es um mehr als ein Einzelgeschäft: die ganze Richtung der erst in den Anfängen stehenden deutschen Marinebewaffnung muss sich jetzt entscheiden. Da hält es Krupp nicht mehr in Nizza, er begibt sich nach Berlin, wo er seinen ganzen Einfluss bei Roon und beim König geltend macht, um die englische Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. Obwohl er sich selber erst vor kurzem durch Vermittlung des Kronprinzen Friedrich in England um Rüstungslieferungen bemüht hat, erhebt er gegen die Marine den Vorwurf mangelnder nationaler Würde.

Da die artilleristischen Autoritäten sich nicht einigen können, wird ein Rekordschiessen der Systeme Armstrongs und Krupps angesetzt, das erste der Duelle zwischen den beiden Rüstungsrivalen. Es findet auf dem tegeler Schiessplatz bei Berlin statt.

Der König, Moltke, Bismarck, die Artilleriekommission und die Admiralität sind anwesend. Das Resultat ist für Essen sehr ungünstig, denn die aus seinen Rohren beschossenen Platten bleiben fast unverletzt. Krupps Ingenieure machen das preussische Pulver verantwortlich, das für eine Kanone so schweren Kalibers zu schnell verbrenne und deshalb keine Höchstwirkung erziele. Armstrong hingegen habe mit eigenem Pulver und eigener Mannschaft geschossen. Aber das Fehlergebnis ist nicht fortzuleugnen und die artilleristischen Gegner Krupps triumphieren. Von der Admiralität wird vorgeschlagen, sofort drei Panzerschiffe mit einundvierzig schweren englischen Geschützen auszurüsten.

Die Nachricht von dem tegeler Misserfolg erreicht den Fabrikherrn in Petersburg, wo ebenfalls ein grosses Prüfungsschiessen stattfindet. Auf Krupps persönliche Bitte ermächtigt der Zar den General Mayevski, nach Berlin über die günstigeren Ergebnisse an der Newa zu berichten. Das nimmt König Wilhelm zum Anlass, wieder mal für seinen Günstling einzugreifen und ein neues Vergleichsschiessen unter den von Essen vorgeschlagenen Bedingungen zu fordern. Diese weiteren Proben sind aber nur Formsache – am 3. September 1868 verfügt der König nach dem Vortrag des Ministers, die ganze Armierung der drei im Bau befindlichen Panzerschiffe, ohne weitere Versuche abzuwarten, in Essen zu bestellen. Der erste Kampf um die deutsche Marinebewaffnung ist damit zu Gunsten Krupps entschieden und eine englische Geschützlieferung nach Deutschland endgültig unmöglich gemacht. Der Appell des Weltlieferanten an den Patriotismus seines Vaterlandes hat Erfolg gehabt.

Im Kreise seiner industriellen Nachbarn und Kollegen steht Krupp nach wie vor als Outsider. Er bleibt konsequenter Individualist auch gegenüber den ersten tastenden Schritten des Zusammenschlusses. Heftig tadelt er die «Schienenkonvention», eine Vereinbarung der Produzenten, nach der das Eisenbahnministerium die Aufträge in einem besonderen Schlüssel verteilt. Obwohl auf Essen infolge seiner riesigen Anlagen der Löwenanteil entfällt, spricht Krupp von einer «verfluchten Verbindung ..., die nebenbei ganz unter der Würde ist und uns erniedrigt durch die Gemeinschaft mit jedem unbedeutenden Institut, mit Lumpen und Fuschern». Be-

sonders grämt ihn die Tuchföhlung mit Baare. «Er hasst den Bochumer Verein immer noch aus altem ehrlichen Herzen», gesteht Berdrow.

Krupps Intransigenz ist über das Persönliche hinaus ein Reflex der begünstigten Ausnahmestellung seines Werkes. Die beiden Krisenstösse der Jahrhundertmitte – 1857 und 1866 – tangieren ihn nur wenig. Er überwindet den ersteren mit Hilfe des Bandagengeschäfts, den letzteren durch die Kanonenkonjunktur, wobei jedesmal der Staat wertvolle Assistenz leistet. Aus der kleinen Spezialfabrik ist schon durch die Einführung des Bessemerverfahrens ein Hüttenwerk geworden. Diese horizontale Konzentration gelangt 1869 zu einem gewissen Abschluss mit der Errichtung des ersten Siemens-Martin-Betriebes. Der von dem französischen Gewerfabrikanten Pierre Martin erfundene Herdofen, dessen Zusatzmittel den Phosphorgehalt der Erze binden, beherrscht in Vereinigung mit der siemensschen Gasfeuerung für Jahrzehnte die Stahlproduktion. Zwischen dem individuellen Tiegelverfahren und der Massenerzeugung des Bessemerprozesses nimmt er eine Mittelstellung ein. Der in ihm produzierte Stahl eignet sich vorwiegend für Schiffswellen, Eisenbahnschienen und Bandagen. Diese Entwicklung in Richtung fortschreitender Fertigfabrikation erhält auch nach der andern Seite ihre Ergänzung: da immer noch Schwierigkeiten in der Kohlenzufuhr entstehen, sichert sich Krupp den gesamten Ertrag der Zeche «Hannover».

In der Führung des Werkes bringt der Tod Albert Piepers einen wichtigen personellen Einschnitt. Blutjung ist Pieper in Krupps Dienste getreten und hat seit 1862 die organisatorische und finanzielle Leitung des Unternehmens immer mehr in seine Hand gebracht. Jahre angespannter Arbeit, verbunden mit langen Reisen und anscheinend auch die Lebensführung des jung zu Geld und Macht gekommenen Mannes haben seine Widerstandskraft früh zerstört. Der Tod hält reiche Ernte unter den Mitarbeitern des Kanonenkönigs. Die Frage der Leitung wird für ein ganzes Jahrzehnt ungelöst bleiben.

Mit dem Steigen der Aufträge in Millionenziffern erweitert sich die Geschäftspraxis der Firma um ein bezeichnendes Ressort: die Fonds für «persönliche Propaganda» werden immer wichtiger. Bei seinem Aufenthalt in Russland, so erzählt Berdrow ganz treuherzig, sei Krupp dahintergekommen, dass «menschliche Gründe» die auffällige Verzögerung her-

beiführten: «Er sah und ahnte Bestechlichkeit.» Eine verdächtig späte Entdeckung für den Mann, der seit Jahren in gröberen und subtileren Formen freundschaftliche Beziehungen zu einflussreichen Persönlichkeiten pflegt. Was davon bekannt wird, sind nur die geräuschvolleren Fälle, deren Schauplatz das Landhaus an der Ruhr ist, wo lange schon ein Gast den andern ablöst. Die Prinzen Karl und Alexander von Preussen kommen mit Familie und grossem Gefolge, der Kronprinz von Schweden, ein Sohn des japanischen Kaisers, der russische General Todleben und andere sind in dieser Zeit umhätselfte Gäste. Kleinere Namen gehen direkt über das Werkkonto. Auch sonst versteht es Krupp, sich durch ebenso generöse wie sinnige Geschenke in nützliche Erinnerung zu bringen: Privatleute erhalten Gespanne aus edlen Rassepferden, den Monarchen widmet er ein Exemplar der jeweils neuesten und schwersten Kanone. Er meint, dass «solche Grossthat in Jedermanns Augen» fruchtbringend sein muss: «...die Wirkung zu unsern Gunsten wird sich erstrecken über Länder, Ministerien und Fürsten.» Für Preussen und Russland kann er darin zufrieden sein; dass der Herzog von Braunschweig und der König von Hannover trotz des Geschenkes nicht reagieren, vermerkt er mit sichtlichem Ärger. Aber seine Auffassung erschüttert es nicht: «Ich wiederhole, dass ich kein Geschenk für Fürsten für insinuanter halte als dies – für wirksamer bei allen Staaten, welche auf Geschütze zu reflektieren haben.»

7.

Schon immer hat Alfred Krupp über Grenzen hinausgeblickt. In seiner Frühzeit reist er nach Frankreich, England, Österreich und sendet nach Russland und in die Türkei seine Vertreter. Für ihn sind Grenzen keine Schranke, sondern eine Aufgabe. Er ist bereit, mit jedem Geschäfte zu machen, sofern er gutes Geld für gute Ware erhält. Diesen Internationalismus des Gewinnstrebens verliert der Stahlfabrikant nicht, als er zum grossen Rüstungsindustriellen aufsteigt. Hat er bisher seinen Ehrgeiz dareingesetzt, Feilen und Walzen in alle Länder zu verkaufen, so ist er jetzt bestrebt, seine Waffen an möglichst viele Regierungen und Armeen abzu-

setzen. Business is business: die Rüstungsindustrie ist ihm ein Geschäft wie jedes andere, orientiert nach den Chancen des Gewinns, ohne Sentiments und Rücksichten auf vaterländische Interessen.

Eigenartig ist, dass sich bei solch klarer Sachlage ein Kranz von Legendären über Krupps Beziehungen zum Frankreich des dritten Napoleon bilden konnte. Unter den Dutzenden gesinnungsfrommer Schmöker ist dafür besonders charakteristisch die Schrift Gustav Koeppers «Das Gussstahlwerk Fried. Krupp». Sie erzählt, Napoleon habe den Fabrikanten nach erfolgreichen Schiessübungen zu sich kommen lassen: «Der Kaiser liess durchblicken, dass er wohl dreihundert solcher Rohre nehmen würde, aber in Krupp siegte der Patriot über dies verlockende Angebot, das mit einem Schlage all seine Bemühungen und Kosten um die Geschützsache reichlich vergolten hätte. Er lehnte den Auftrag rundweg ab und zog sich dadurch den unauslöschlichen Hass der Franzosen zu, der ihn noch bis übers Grab hinaus verfolgt hat.»

Die offiziöse Festschrift «Krupp 1812/1912» weiss ebenfalls nichts von Bemühungen um die Kundschaft Frankreichs. Stattdessen berichtet sie ohne weiteren Kommentar: «Die französische Regierung suchte... mit Alfred Krupp wegen Errichtung einer Gussstahlfabrik in Frankreich Verhandlungen anzuknüpfen, die Sache scheiterte jedoch an der ablehnenden Haltung Alfred Krupps.» Wilhelm Berdrow, der im Auftrage der Familie und Firma einige tausend Druckseiten Krupphistorie geschrieben hat, versucht sogar an Dutzenden Stellen, eine besondere Abneigung Alfred Krupps gegen Frankreich zu konstruieren.

So wird in vielen Lesarten die Legende genährt, der Kanonenkönig sei in seinen Geschäften ein entsagender Patriot gewesen, er habe peinlichst vermieden, gegen sein Vaterland zu verdienen. Die Verbreiter dieses rührenden Märchens können sich auf Krupp selber berufen. Der vergass in seinen Geschäftspraktiken nie den Rat Macchiavellis, dass es zwar gefährlich sei, manche Tugend zu besitzen, aber noch gefährlicher, nicht wenigstens ihren Schein zu erwecken. Mit unleugbarem Geschick hat er es verstanden, sich den Märtyrerschein des opferfreudigen Patrioten ums Haupt zu legen.

Wie steht es in Wahrheit um Krupps französische Geschäfte? Schon früh beginnt sein Liebeswerben um Paris. Dezember 1843 schickt er zwei

der ersten gussstählernen Gewehrläufe an Marschall Soult, den Kriegsminister Louis Philippe; gleichzeitig damit Proben für Stahlkürasse. «Wenn dieselben gelingen, so steht die Lieferung des ganzen Bedarfs für die Armee zu hoffen», schreibt er optimistisch. Doch Paris zeigt sich reserviert und lässt Essen nur Versuchsaufträge zukommen. Ein Jahr später erbittet Krupp vom preussischen Minister v. Rother eine Empfehlung an James v. Rothschild in Paris. Er wolle sich um Lieferungen für die französische Münze bewerben und dem Kriegsministerium Stahl für Gewehre, Kürasse und andere Waffen anbieten. Eine seltsame Bitte für diese Zeit; durch Deutschland gehen die ersten Wellen einer aggressiven antifranzösischen Stimmung; man singt fanatisiert das neue Lied: «Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein.» Krupp kümmert das wenig. Da die energische Unterstützung durch Rothschild einige Hoffnungen erweckt, stellt er in Paris einen Vertreter an und richtet ein Musterlager seiner Erzeugnisse ein. Im Revolutionsjahr mahnt er, das «Atelier» gut zu versichern oder bei Freunden unterzubringen. «Möchte Frankreich bald zur Ruhe gelangen und für uns noch einmal ein angenehmer, lohnender Verkehr daraus hervorgehen.»

Als er im Spätherbst 1847 ^{se}in erstes Gussstahlgeschütz fertiggestellt hat, schwankt Krupp, ob er es zuerst Berlin oder Paris anbieten soll. Eine Zusage des preussischen Kriegsministers veranlasst ihn, sich für Berlin zu entscheiden. Nach der Pariser Weltausstellung von 1855, bei der Napoleon ihn zum Ritter der Ehrenlegion ernennt, widmet er sich dem französischen Geschäft mit erhöhtem Eifer. Paris zeigt jetzt Interesse für Kruppgeschütze: nach erfolgreichen Proben bestellt es zwei Granatkanonen und später sechs Blöcke für Stahlrohre. Da Versuche mit kruppschen Haubitzen erfolgreich sind, kündigt General Morin eine Bestellung auf dreihundert Zwölfpfünder an. Diese Kanonen sind es anscheinend, von denen Köpper spricht. In den kruppschen Publikationen sucht man aber vergeblich nach einer Ablehnung der Bestellung. Essen ist selbstverständlich zur Lieferung bereit. Dass sie nicht erfolgt, hat andere Gründe – schon bald nach der morinschen Ankündigung nimmt die französische Regierung sie offiziell zurück. Man entschuldigt sich mit der momentanen Geldkrise; der wahre Grund für die auffällige Desavouierung Morins ist aber der Druck franzö-

sischer Industriekreise, besonders des Hauses Schneider-Creuzot, das vor zwei Jahren selber mit der Erzeugung schwerer Kanonen begonnen hat.

Krupp nimmt Frankreich diese konsequente Abweisung nicht übel. Bader berichtet über Lieferungen aus den nächsten Jahren, die gleichermaßen für das Werk wie für Preussen ungünstig sind: «Wirklich hat Frankreich in der Folgezeit von Krupp Kanonen nur zum Zwecke der Kenntnisnahme der in Essen gebauten Konstruktionen bezogen.»

In diese Zeit nach der ersten Pariser Ausstellung fällt auch die im Jubiläumswerk erwähnte Anregung einer kruppschen Fabrikgründung in Frankreich. Der französische Vorschlag erweckt bei Krupp Interesse und er erklärt sein Einverständnis. Hinter der Finanzgruppe, die diese Gründung forciert, steht die grosse französische Bank «Credit Mobilier». Da kann es auf die Dauer nicht ausbleiben, dass bei dem bankenfeindlichen Industriellen das alte Misstrauen erwacht. Als er im Laufe der Verhandlungen feststellt, dass Paris sich – wieder auf Druck Schneiders – weigert, seine Produktion durch Patente zu sichern, zieht er sich zurück. Aus Pyrmont schreibt er an Henry Haas, der jetzt sein Pariser Vertreter ist: «Nach Einsicht der Zuschrift des Minister Fould, welcher die Unterstützung des Gouvernements versichert, habe ich geglaubt, nichts weniger von demselben erwarten zu dürfen, als ein Entgegenkommen zum Zwecke der Versicherung der Gültigkeit meiner Patente. Ohne diese Voraussetzung würde ich meine Bereitwilligkeit zur Errichtung einer Fabrik in Frankreich nicht ausgesprochen haben ...» Krupps Absage hat also eine andere Ursache, als man es nach der in ihrer Knappheit wohlberechneten Mitteilung des Jubiläumswerkes vermuten dürfte: er lehnt nicht prinzipiell jede Gründung in Frankreich ab, sondern nur eine für ihn ungünstige Gründung. Mit Freuden ergreift er trotz aller Enttäuschungen die Gelegenheit, dem französischen Kriegsminister gefällig zu sein, als sich dieser vergeblich um prismatisches Pulver bemüht, das Essen seit einiger Zeit herstellt.

1867 treibt die Spannung zwischen Preussen und Frankreich dem Höhepunkt zu. Napoleon fordert so stürmisch den Besitz Luxemburgs, dass es Bismarck schwer wird, ihn noch weiter mit leeren Versprechungen hinzuhalten. Krupp durchschaut den Ernst der Lage. Aus Nizza schreibt er an

Pieper: «Bei der Frage ‚ob Krieg‘ bin ich gerüstet nach meinen Kräften alles zu leisten, was dienen kann.» Die Kriegsgefahr hindert ihn aber nicht, auf der im April eröffneten zweiten Pariser Weltausstellung eine glänzende Parade seiner Geschütze vorzuführen. Sie wendet sich besonders an Napoleon, der selber Artilleriefachmann ist. Im Mittelpunkt des Krupp-Pavillons steht die Ringkanone, ein Monstregeschütz, dessen Seelendurchmesser fünfunddreissig Zentimeter beträgt. In vierzehn Monaten fertiggestellt, wiegt sie hunderttausend Pfund und kostet genau soviel Taler. Wieder erhält die Fabrik einen «Grand Prix» und am 30. Juni ernennt Napoleon den Essener Industriellen zum Offizier der französischen Ehrenlegion. Krupp nimmt dankend an. Gewiss nicht voll befriedigt. Man lobt ihn zwar, man verfolgt mit Aufmerksamkeit seine Konstruktionen, aber man bestellt nicht. Mit Rücksicht auf die eigene Rüstungsindustrie vertröstet Paris ihn, wie er selber schreibt, «mit leeren mündlichen, nicht einmal schriftlichen Versprechungen».

Aber ist es vielleicht nur die ablehnende Haltung der militärischen Bürokratie, an der das Geschäft mit Frankreich scheitert? Könnte nicht der Kaiser, genau wie Wilhelm in Berlin, als Helfer gewonnen werden? Krupp lässt durch Haas dieses Schreiben an Napoleon III. überreichen:

«Friedrich Krupp, Gussstahlfabrik, Essen, Rheinprovinz.

Paris, den 23. Januar 1868.

Paris, 71, rue de Provence.

Sire! Dankbar für die besondere Auszeichnung, die Ew. Majestät mir auf der Weltausstellung von 1867 zu geben geruht haben, wage ich, an Ew. Majestät die Bitte zu richten, den anliegenden Bericht über eine Reihe von Versuchen entgegennehmen zu wollen, die soeben auf meinen Werken zu Essen unter Leitung des Generalmajors v. Majewski auf Anordnung des Kaisers von Russland stattgefunden haben und, ebenfalls zu Essen, auf Anordnung des preussischen Kriegsministeriums, unter Leitung einer besonderen preussischen Kommission, vor der Ausstellung erfolgt sind.

Ich wage zu glauben, dass sie für Ew. Majestät einiges Interesse haben werden. Ew. Majestät haben zu viele Beweise Ihrer ausgezeichneten

Kenntnis des Geschützwesens gegeben, als dass ich nicht ermutigt sein sollte, Ihnen das Ergebnis eines Versuches zu unterbreiten, der mit ähnlichem Erfolge noch nicht gemacht worden ist und der einen Wandel in der Artillerie herbeiführen kann – einer Wissenschaft, die einen grossen Teil ihrer Fortschritte der Anregung und den Arbeiten Ew. Majestät verdankt.

Vertrauensvoll bitte ich daher, diesen Bericht entgegen zu nehmen, der sich an den Kenner wendet.

Mit tiefster Ehrfurcht, Sire, bin ich Ew. Majestät gehorsamster und untertänigster Diener

*Henri Haas
Chef des Hauses Krupps*

Der devote Text des Briefes – man muss das angesichts der Essener Bagatellisierungsversuche besonders betonen – ist nicht misszuverstehen: er will den Kaiser von der Qualität der Essener Geschütze überzeugen und seine Hilfe gewinnen. Das Weitere bleibt späteren Angeboten überlassen. Selbstverständlich hätte Haas ein derartiges Schreiben nicht ohne vorherige Kenntnis und Billigung des Fabrikherrn abgesandt.

General Le Boeuf, der Vorsitzende des französischen Artilleriekommittés – französische Publikationen nennen ihn einen «Verwandten Schneiders» –, kommt nach dem Studium der beiden Broschüren, die dem Schreiben beigelegt sind, zu einem ablehnenden Bescheid. Das Material bei Gussstahlgeschützen sei noch zu ungleichartig, selbst in Preussen befasse man sich mit der Rückkehr zu Bronzegeschützen. Ausserdem stehe die französische Industrie auf der Höhe der Essener Fabrikation. Das Aktenstück Krupp erhält den Vermerk: «Rien à faire. Classer, n mars 1868.» (Nichts veranlassen. Einreihen.) Damit gerät es in Vergessenheit. Erst nach dem Sturz des Kaiserreichs wird es aufgefunden und in einer sensationellen Publikation («Documents authentiques annotés. Les papiers secrets du second empire») an die Öffentlichkeit gebracht. Der Herausgeber glossiert Le Boeufs Aktenbemerkung anklagend: «Einzureihen, bemerkte La Boeuf in seiner Verblendung: in der Tat liess man in Frankreich im Allgemeinen nur das zu, was in Frankreich geschaffen, konstruiert und erprobt worden war.» Was nicht allzu verwunderlich ist, wenn man daran

erinnert, dass zur Zeit der Aktennotiz Le Boeufs der Präsident der Pariser Kammer – Eugene Schneider heisst.

Aber noch ist Krupp von der Nutzlosigkeit weiterer Bemühungen nicht überzeugt. So leicht lässt sich ein Rüstungslieferant denn doch nicht abweisen. Ein zweites Mal wendet er sich, diesmal persönlich, an Napoleon und sendet ihm am 29. April 1868 einen Katalog der Essener Geschütze:

Majestät, ermutigt durch das Interesse, das Eure erhabene Majestät für einen einfachen Industriellen und die glücklichen Ergebnisse seiner Bemühungen und seiner unerhörten Opfer bewiesen haben, wage ich von Neuem, mich Allerhöchst derselben mit der Bitte zu nahen, geruhen zu wollen, beifolgenden Atlas, der eine Sammlung von Zeichnungen verschiedener in meinen Werkstätten hergestellter Erzeugnisse enthält, gütigst anzunehmen. Ich gebe mich der Hoffnung hin, dass vor allem die vier letzten Seiten, welche die Gussstahlkanonen darstellen, die ich für die verschiedensten hohen Regierungen Europas angefertigt habe, für einen Augenblick die Aufmerksamkeit Eurer Majestät auf sich lenken dürften und meine Kühnheit entschuldigen werden.

Mit dem tiefsten Respekt, mit der grössten Bewunderung bin ich Euer Majestät sehr ergebener und untergebenster Diener

Fried. Krupp.»

Auch dieser persönliche Brief bleibt erfolglos. Frankreichs Regierung ignoriert das beharrliche Werben des ausländischen Rüstungslieferanten. Das kaiserliche Antwortschreiben ist konzilient, aber unverbindlich: «Der Kaiser hat mit vielem Interesse den Atlas erhalten, den Sie ihm übersandt haben, und Seine Majestät haben den Befehl gegeben, Ihnen für diese Mitteilung zu danken und Sie davon in Kenntnis zu setzen, dass er lebhaft den Erfolg und die Ausdehnung einer Industrie wünscht, die dazu bestimmt ist, der Menschheit bedeutsame Dienste zu leisten.»

Schöne Worte, aber keine Bestellungen. Auf sie hat Krupp – an der Schwelle des deutsch-französischen Krieges – immer noch gehofft. Die beiden Briefe an den Kaiser beweisen es. Auf den vierhundert Seiten des Buches «Alfred Krupps Briefe», das «im Auftrage der Familie und Firma

Krupp herausgegeben» wurde, wird man beide vergeblich suchen. Berdrow unterschlägt die peinlichen Dokumente. Immerhin wagt er schon nicht mehr, sie abzuleugnen. Anlässlich einer Pressepolemik Anfang der neunziger Jahre liess die Leitung der Krupp werke noch erklären, der zweite Brief an Napoleon sei nicht 29. April 1868, sondern 29. April 1858 datiert. Die französischen Publikationen nennen aber die Jahreszahl 1868, die auch die innere Wahrscheinlichkeit für sich hat. Die Datierung des ersten Briefes blieb unbestritten.

Krupp, der Offizier der Ehrenlegion, der Frankreich jahrelang umwirbt, der Verfasser alleruntertänigster Geschäftsbriefe, in denen er dem «Erbfeind» Waffenlieferungen offeriert – das klingt anders als die vaterländische Sage vom deutschen Waffenschmied, der dem ränkevollen Kaiser Napoleon den Rücken kehrt. Dass von der Höhe bei Spichern, aus den Forts von Metz und Sedan nicht kruppsche Feuerschlünde gegen deutsche Soldaten spien, ist nicht Verdienst des Essener Fabrikanten. Er hat sich redlich um die Einführung seiner Geschütze in die Artillerie Frankreichs bemüht. Paris aber hat ihm die kalte Schulter gezeigt.

Wie ist diese Haltung mit dem vielgepriesenen Patriotismus Alfred Krupps in Einklang zu bringen? Frobenius, einer seiner begeistertsten Lobredner, versucht es so: «Dass ihm die alte Feindschaft nicht weniger im Blut gelegen haben sollte, als jedem anderen ehrlichen Deutschen, ist nicht anzunehmen; aber der Patriotismus hätte ihm hier nur im Wege gestanden; es galt, für seine Waffen zunächst eine Anerkennung zu finden... Wir sehen ihn dann sofort wieder in seine Rechte eingesetzt, als durch Frankreichs Neuerungen die einheimische Regierung sich bewogen sah, mit Kruppstahlgeschützen endlich ernst zu machen. Von da ab existierte Frankreich für Krupp nicht mehr. Das Vaterland bot ihm nun, was er brauchte.»

Frobenius hat recht: der Patriotismus eines Kanonenkönigs ist wandelbar. Er schrumpft ins Nichts, wenn er sich als geschäftlich störend erweist, aber er gedeiht üppig, sobald er von der Gnadensonne vaterländischer Aufträge beschienen wird.

Dieser Moment ist im Sommer 1870 gekommen. Mit der Kriegserklärung vom 19. Juli beginnt für Krupp eine grosse Zeit. Noch am Tage der Mobilmachung bietet er eine Million Taler in Geschützen als «Kriegssteuer» an. Roon kennt kruppsche Grossherzigkeit, hinter der stets die

Anknüpfung von Geschäften zum Vorschein kommt und verzichtet deshalb dankend. Krupp richtet ein neues Anerbieten nach Berlin. Diesmal will er die fertig in der Fabrik lagernden Rohre an den Mann bringen. Wieder antwortet Roon ausweichend. Doch Krupp will nicht nachgeben und bombardiert das Ministerium mit weiteren Vorschlägen. Da der König nicht erreichbar ist, bleiben sie unberücksichtigt und Krupp muss sich mit dem normalen Kriegsgeschäft zufriedengeben. Er hat allen Grund dazu. Das Werk ist in eine fieberhafte Tätigkeit geraten, doppelt soviel Geschütze als 1869 sind von preussischer Seite in Auftrag gegeben worden. Zum erstenmal ist Berlin Krupps grösster Kunde. Die Arbeiterzahl erhöht sich im ersten Kriegsjahr um dreitausend.

Auch jetzt denkt Krupp nicht daran, seine internationalen Beziehungen zu vernachlässigen. Während um ihn blinde Kriegspsychose herrscht, bleibt er ein kühl denkender Geschäftsmann. Auf eine Frage Berlins nach den für Russland in Arbeit befindlichen Kanonen antwortet er, diese könne er nur mit Zustimmung des Bestellers abgeben. Er müsse seine «geschäftliche Ehre» wahren, sei aber bereit, Petersburg dieserhalb zu befragen. Als in den ersten Kriegstagen die Möglichkeit eines französischen Vorstosses über den Rhein auftaucht, macht Meyer den Vorschlag, die Belegschaft mit Gewehren zu bewaffnen. Krupp lehnt erregt ab: «Das wäre eine grosse Torheit. Wenn die Franzosen nach Essen kommen, empfangen wir sie mit Kalbsbraten und Rothspion, sonst schlagen sie uns die Fabrik kurz und klein.»

Persönlich kommt der Multimillionär mit dem Krieg nirgendwo in Berührung. Er sitzt in Essen und betreibt eifrig eine ganz private Angelegenheit: den Bau des Hügelschlosses, das an Stelle des Landhauses im Ruhrtal treten soll. Nach Entwürfen, an denen er als dilettierender Architekt tüchtig verbessert hat, begann der Bau im Frühjahr 1870. Das Material wird aus den Kalksteinbrüchen bei Chantilly von einer Gruppe französischer Steinmetzen nach Essen befördert. Als der Krieg ausbricht und alle Kräfte für seine Notwendigkeiten eingespannt werden sollen, will Krupp auf den Neubau nicht verzichten. «Un^ jeden Preis, selbst mit Beseitigung von Arbeitern der Fabrik», soll er fortgeführt werden. Henry Haas bleibt

auch nach Kriegsbeginn in Paris. «Der gute Wille der Geschäftsleute auf beiden Seiten helfen noch über ein paar Wochen hinweg», schreibt Berdrow. Während an den Fronten erbittert gekämpft wird und Krupp kriegerische Angebote nach Berlin richtet, kommen Ladungen französischer Kalksteine über Belgien nach Essen – dafür rollen Walzen und Bandagen via England den französischen Bestellern zu. Erst die wachsende Erbitterung in Paris, die zur Ausweisung von Haas führt, macht diesen Lieferungen hinter die feindliche Front ein Ende. Von den französischen Steinmetzen bleiben übrigens einige auf dem Hügel und Krupp empfiehlt dringend, sie freundlich zu behandeln. Wo es um seine privaten Interessen geht, lässt er sich durch nationale Animositäten nicht stören.

Als Rüstungslieferant ist er zu gleicher Zeit der Einpeitscher verschärfter Kriegführung. Die Bedenken höfischer Kreise vor einem Bombardement der Stadt Paris teilt er nicht. Seine beiden Tausendpfünder – technisch längst veraltet – stellt er für die Beschiessung der Tuilleries zur Verfügung, sie sollen den Kaiser «zu geneigterem Empfange der Armee und bereitwilligerem Acceptieren der Conditionen aufmuntern». Am Silvestertag des Kriegsjahrs entwirft er Riesenmörser und Monsterrohre, gross genug, Kugeln bis zu tausend Pfund nach Paris hineinzuschleudern. Roon lehnt beides ab. Mehr Glück hat der schiesswütige Lieferant mit dem Steilfeuergeschütz, das die in Paris aufsteigenden Ballons bekämpfen soll. Eins tritt in Tätigkeit. Auf die Lieferung von neunzehn weiteren verzichtet die Heeresleitung. Mittlerweile geht der Krieg in Frankreich zu Ende. In den Kruppbiographien wird sein Ausgang auf Konto der Essener Geschütze gebucht, eine monströse Übertreibung, denn Preussens Armee führte nur zum Teil Kruppkanonen. Trotz der französischen Erfolge mit schnellfeuernden Mitrailleusen war die artilleristische Überlegenheit der Deutschen allerdings gewaltig. Frankreich stand schon in der Geschützzahl um dreissig Prozent zurück und hatte auch kurzfristig an der überholten Bronze festgehalten.

Die geschäftliche Ernte des Krieges setzt in vollem Umfange erst nach Friedensschluss ein. Wie zu Beginn der sechziger Jahre folgt ein schwindelerregender Sprung nach oben: die Belegschaft zählt 1871 zehntausend, 1872 vierzehntausend und 1873 sechzehntausend Mann. Der deutsche Sieg ist für die Kruppkanone eine überwältigende Reklame. Wie niemals

wieder in seiner Geschichte, beherrscht Krupp im kommenden Jahrzehnt den Weltmarkt der Rüstungen. Österreich, die Türkei, Ägypten, China, Japan, Brasilien und Chile bestellen die erfolgreichen Rohre. Ihre Jahresproduktion steigt 1873 über den Kriegsstand hinaus auf zweitausend Stück. Riesenlieferungen für Russland stehn vor dem Abschluss. Auch auf – Frankreich will Krupp nicht verzichten. Kaum ist der Friede unterzeichnet, begibt sich Haas nach Paris zurück. In seinem ersten Bericht an den Fabrikherrn heisst es: «Der Hass gegen uns Deutsche hat hier schon sichtbar abgenommen, und ich hoffe fest, meine Geschäfte wieder in Gang zu bringen, trotzdem Ihr Name den guten Patrioten ein Greuel ist.»

8.

In der englischen Grafschaft Devon, an einer Bucht des Kanals, liegt das Luxusbad Torquay. Da ihm sein bisheriger Winteraufenthalt Nizza noch verschlossen ist, entschliesst Krupp sich im Herbst 1871, nach Torquay zu reisen. Der Aufenthalt hier, der etwa ein halbes Jahr dauert, ist von grosser Bedeutung geworden. So lag es nicht in der Absicht des Kanonenkönigs, der an völlige Ruhe gedacht hatte, doch kaum in Torquay angekommen, wird er von einem seltsamen Arbeitseifer ergriffen. Tagelang schreibt er unermüdlich Brief um Brief und Seite um Seite.

Ihn überkommt plötzlich die Erkenntnis, dass mit der Gründung des Reiches eine neue Zeit angebrochen ist. Die Gussstahlfabrik ist so gross geworden, dass ihre Führung nicht mehr unbestimmten Traditionen überlassen bleiben darf, wenn nicht dauerndes Versagen drohen soll. Und hinter Schwierigkeiten des einzelnen Werkes erhebt sich eine umfassendere Frage. Mit feiner Witterung für Gefahren bemerkt Krupp, dass aus den Massen ein neuer Geist aufsteigt, in dem er, der patriarchalische Fabrikherr, nur blinde Begehrlichkeit sieht. Gegen beides will er nun etwas tun, gegen die Unordnung im Werk und gegen die sozialen Gefahren.

Hiobsbotschaften aus Essen sind der unmittelbare Anlass erregter Angstfantasien. Ein leitender Angestellter hat unter Kontraktbruch das Werk verlassen. Diese «Ehrlosigkeit und Niedertracht» empört Krupp:

«Ein Auskneifer muss in seiner unberechtigten Stellung keine frohe Stunde haben, wir müssen ihm mit Schadenberechnungen und mit öffentlicher Brandmarkung zu Leibe gehen soviel und solange als gesetzlich thunlich.» Auf einem englischen Dampfer ist die Gussstahlachse gebrochen; natürlich sind die Ingenieure schuld, sie haben die Achse heisslaufen lassen. Diese Versäumnis müsste bestraft werden wie ein Verbrechen.» So geht es an die Werkleitung, bittend, mahnend, beschwörend. Längst nimmt man dort die Zeilen aus Torquay nicht mehr ernst, weil sich zeigt, dass sie Produkte von Launen und Psychosen sind.

Dabei übersieht die Prokura aber einen Punkt, der immer bestimmter wiederkehrt: die Forderung nach dem «Generalregulativ». Darunter versteht Krupp ein Reglement, das die Tätigkeit und Kompetenz jedes Werkangehörigen, die ganze komplizierte Arbeit des Riesenbetriebes, in Paragraphen niederlegt. Jeder Fall soll berücksichtigt werden, damit eine Stokung der Arbeit oder ein Konflikt über die Verantwortlichkeit unmöglich ist. «Ich muss sicher sein, dass in 25 oder 50 Jahren keine Anordnung infolge bösen Willens irgendwelcher Art möglich ist.» Immer ungestümer drängt er: «Wie der Hirsch nach frischem Wasser, so schreie ich Reglement!» Der leitende Mann in Essen, Ernst Eichhoff, ein Bruder Bertha Krupps, setzt dem Druck aus Torquay passiven Widerstand entgegen. Vielleicht unterschätzt er die Hartnäckigkeit seines Schwagers in dieser Frage, vielleicht fehlt ihm die Energie für ein solches Werk. Alle Drohungen («Wer nicht biegt, mag brechen») bleiben fruchtlos. Nachdem Krupp sich endlich überzeugt hat, dass er tauben Ohren predigt, beauftragt er den Berliner Juristen Sophus Goose mit der Vollendung und Einführung des Reglements. Goose wird in Essen auf etwa zehn Jahre die leitende Persönlichkeit. Männer für die Führung, die Repräsentation, holt Krupp stets von aussen. Darin ist und bleibt er ganz Patrizier, der den Abstand zwischen sich und den Technikern nicht zu verändern gedenkt. Und doch scheint es ihm gerade jetzt angebracht, sich nach aussen hin anders zu geben.

Auf der Fabrik steht noch der Rest des alten, von Friedrich Krupp bewohnten Hauses, das einst als Meisterwohnung errichtet wurde. Der kleine Bau ist seit Jahrzehnten vernachlässigt worden. Er ist tief in den von Zechen unterwühlten Boden gesunken, seine Mauern sind gerissen,

die Balken verfault, das Dach und die Fenster zerschlagen. Nicht ein Stück Möbel aus dem einstigen Familienhaushalt steht mehr in den Räumen, die längst als Lagerschuppen und Arbeitskammer dienten. Jetzt endlich erinnert sich Alfred Krupp an das «Stammhaus». Er beginnt zu ahnen, wie wertvoll dieser kleine Bau für einen millionenschweren Industriellen in einer Zeit ist, in der die soziale Frage an die Pforten der Gesellschaft pocht. Kann man die verdienten Millionen auch nicht ableugnen, so ist es vielleicht doch nützlich, als «kleiner Mann» dazustehn, der sich von unten auf emporgearbeitet hat, wofür das bescheidene Häuschen doch eigentlich ein Beweis ist.

Wie man im Theater Kulissen aufstellt, um Horizonte vorzutäuschen, so geht Krupp jetzt daran, sein «Stammhaus» neu herzurichten. Balken, Mauerwerk und Bedachung werden ergänzt. Fenster und Türen müssen neuangebracht, einige sogar wieder aufgebrochen werden. Die Fenster erhalten grüne Läden, für die Krupp ein herzförmiges Guckloch vorschreibt, das einzige Detail, an das er sich noch erinnert. Der danebenstehende Bau, in dem die Krupps lange wohnten, wird abgerissen, um das Haus in seiner Kleinheit noch deutlicher hervortreten zu lassen. Auch innen wird die Theaterdekoration vervollständigt. Ein Brief aus Torquay bestimmt: «Möbel, Treppe, Öfen, Schieferbekleidung, Bilder, Tapeten, Fuss- und Stuhlleisten, alles soll genau so werden, wie es gewesen ist.» Dass es so bleiben soll, kann er nicht anordnen, denn von der alten Inneneinrichtung ist nichts mehr da. Seit 1844, als die Räume der Familie erstmalig erweitert wurden, sind dreissig Jahre verflossen. Was jetzt nach dem Gedächtnis und kurzen schriftlichen Angaben eines alten Mannes geschaffen wird, täuscht eine Tradition vor, die längst verfault und verfeuert ist.

Für Krupp genügt der Schein. An die Prokura schreibt er: «Das kleine Haus soll gar keine geschäftliche Bestimmung erhalten. Ich wünsche, dass dasselbe solange erhalten bleibe, als die Fabrik bestehen wird, und dass meine Nachfolger so wie ich mit Dank und Freude hinblicken werden auf dieses Denkmal, diesen Ursprung des grossen Werkes.» Schon bald wird das «Stammhaus» ein wertvolles Propagandastück gegen die Begehrlichkeit der Kleinen werden. Denn nach einem kurzen Besuch in London –

wo ihn Longsdon auf die neuentdeckten spanischen Erzlager aufmerksam macht – rufen soziale Erschütterungen Krupp nach Essen zurück.

Der deutsch-französische Krieg hat mit einem alarmierenden Ereignis geendet: dem Aufstand der Pariser Kommune. Zum erstenmal tritt die industrielle Arbeiterschaft in einer grossen Aktion vor die Weltöffentlichkeit und ihr Kämpfen und Sterben weckt ein gewaltiges Echo. Bismarck gibt zu, seit Langem die «erste schlaflose Nacht» gehabt zu haben. Auch durch die deutsche Arbeiterschaft geht eine tiefe Gärung. Erwacht aus dem Kriegstaumel stellt sie fest, dass sich ihre Lage durch Preissteigerungen und Mietwucher dauernd verschlechtert. Besonders stark ist die Erbitterung im Ruhrrevier, wo die Kohlenpreise rapid steigen, ohne dass Löhne und Arbeitsverhältnisse sich gebessert hätten. Da die Bergherren Verhandlungen ablehnen, bricht im Juni 1872 ein Zechenstreik aus, der sich nach dem Einsatz von Gendarmerie übers ganze Revier verbreitet. Doch nach sechs langen Wochen beispielloser Entbehrenungen müssen die Bergarbeiter bedingungslos die Waffen strecken. Das Vorpostengefecht ist an der Schwäche ihrer Organisation gescheitert. Aber sie haben den Kampf ehrenvoll ausgetragen und die hellhörigen unter den Industriellen erkennen, dass die Arbeiterfrage nun nicht mehr ignoriert werden kann.

Alfred Krupp sieht diese Zuspitzung der sozialen Lage mit Entsetzen. Der Einblick in die fortgeschrittenen englischen Verhältnisse, wo die Gewerkschaften bereits einigen Einfluss haben, hat ihn, den unter ganz anderen Bedingungen gewordenen Industriellen, mächtig erschreckt. «Die grossen Unternehmer an Rhein und Ruhr sind im Bereich der Technik, der Betriebsentwicklung und der Kapitaltransaktionen Revolutionäre. Sie sprengen die zu eng gewordenen, überholten Formen des Handwerks, der Manufaktur, bauen Grossbetriebe von bisher unerhörten Ausmassen und schaffen damit Arbeits- und Lebensraum für die sprunghaft gewachsene Bevölkerung, die nicht mehr wie bisher zur Auswanderung verurteilt ist. Aber gleichzeitig glauben sie noch, dass sich in der Industriearbeiterschaft, die in den Bergwerken und an den Walzenstrassen arbeitet, die in den schnell entstandenen Grossstädten haust, die Lebensanschauungen, Pflichtvorstellungen und Gebundenheiten erhalten können, die im alten und festen Gefüge des Dorfes und der Kleinstadt gelten», so zeichnet

Wunschuh in seiner Geschichte des «Langnamvereins» die geistige Situation des Unternehmers der siebziger Jahre. Sie sind Verfechter technischen Fortschritts – was sonst noch, sagt Berdrow von Krupp mit seltener Offenheit: «Zugegeben, er war Reaktionär.»

Seine Haltung in diesen kritischen Monaten bestätigt das. Forderungen der Arbeiter lehnt er entschieden ab. «Einem solchen niederträchtigen Verfahren gegenüber muss die äusserste Energie entgegengesetzt werden, und eher Alles in die Luft gehen als nachgegeben werden.» Das wiederholt er bei der nächsten Gelegenheit: «Eher ist alles in die Luft zu sprengen, als Arbeiterbegehre nachzugeben unter dem Druck von Strike.» Als er erfährt, dass sich die Belegschaft der gepachteten Zeche «Graf Beust» dem grossen Streik angeschlossen hat, will er durch Aufhebung des Vertrages alle Beziehungen zu dem «Personal ohne Autorität und Selbstachtung» abbrechen. Die eingeleiteten Verhandlungen missbilligt er.

Aber auch in seiner Belegschaft wird der Ruf nach Gewerkschaften laut. Krupp sieht darin nur eine Folge von Verhetzung und blinder Begehrlichkeit. Er glaubt, mit väterlichen Belehrungen den Geist einer neuen Zeit aufhalten zu können. Am 24. Juli 1872 veröffentlicht er den berühmten Aufruf «An die Arbeiter der Gussstahlfabrik», der für Jahrzehnte die Magna Charta des industriellen Patriarchalismus sein wird. Nach langatmigen Beschwörungen resümiert er seine Auffassung über das Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter in diesen klassischen Worten:

«Ich erwarte und verlange volles Vertrauen, lehne jedes Eingehen auf ungerechtfertigte Anforderungen ab, werde wie bisher jedem gerechten Verlangen zuvorkommen, fordere daher alle diejenigen, welche sich damit nicht begnügen wollen, hiermit auf, je eher desto lieber zu kündigen, um meiner Kündigung zuvorkommen und so in gesetzlicher Weise das Etablissement zu verlassen, um anderen Platz zu machen, mit der Versicherung, dass ich in meinem Hause wie auf meinem Boden Herr sein und bleiben will.»

Eine Antwort auf dieses Bekenntnis eines Autokraten gibt Essens politische Entwicklung. Von Wahl zu Wahl steigt die Stimmenzahl des Arbeiterkandidaten, der schliesslich die Mehrheit erobert. Die Drohungen des patriarchalischen Despoten bleiben ebenso wirkungslos, wie der zur fünfundzwanzigjährigen Wiederkehr seiner Besitzübernahme veröffent-

lichte «Erlass», durch den er die Propaganda mit dem «Stammhaus» eröffnet. Neben dem Bilde des alten Häuschens erhalten die Werkangehörigen, handschriftlich faksimiliert, folgende rührende Mitteilung:

«Vor fünfzig Jahren war diese ursprüngliche Arbeiterwohnung die Zuflucht meiner Eltern. Möchte Jedem unserer Arbeiter der Kummer fernbleiben, den die Gründung dieser Fabrik über uns verhängte. 25 Jahre lang blieb der Erfolg zweifelhaft, der seitdem allmählich die Entbehrungen, Anstrengungen, Zuversicht und Beharrlichkeit der Vergangenheit, endlich so wunderbar, belohnt hat. Möge dieses Beispiel Andere in Bedrängnis ermutigen, möge es die Achtung vor kleinen Häusern und das Mitgefühl für die oft grossen Sorgen darin vermehren. Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein, dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet.»

Nun, da das «Stammhaus» neu erbaut ist, legt sich ein ganzer Legendenkranz um dieses Prunkstück der kruppschen Propaganda. Aus den Räumen, die für einen gehobenen Meister bestimmt waren, wird eine «Arbeiterwohnung»; sie soll die «Zuflucht» der alten Familie Krupp gewesen sein, obwohl diese noch die behäbigen Räume der Walkmühle und grosse auswärtige Bauerngüter besass. Es ist ein «Stammhaus» in dem keiner der Krupps geboren wurde. Aber sein Sinn ist ja auch nicht historische Wahrheit, sondern soziale Nutzenanwendung: es soll Bescheidenheit und Ergebenheit lehren.

«... dann ist Arbeit Gebet», so hatte es schon Arndt Krupe gehalten, der religiösen Eifer mit geschäftlicher Tüchtigkeit verband. Von den Arbeitsleuten des Werkes, die die wachsenden Millionengewinne zu gut kennen, wird der Satz ein wenig variiert. «Der Zweck der Arbeit soll mein Wohl sein ...so deuten sie das Bekenntniswort ihres Fabrikherrn.

Mit dem Ende des deutsch-französischen Krieges flaut die politische Hochspannung ab. Es bilden sich jetzt die Konturen des «europäischen Gleichgewichts», das auf Jahrzehnte den Frieden wenigstens notdürftig sichern wird. Wer aber glaubt, das nun die sieben mageren Jahre der Rüstungsindustrie einsetzen, der kennt die erfinderische Beharrlichkeit der blutigen Händler schlecht. Hat man bisher zum Kriege gerüstet, so soll man sich jetzt für den Frieden bewaffnen. Denn wird er von Dauer sein? Krupp ist fest davon überzeugt, dass Frankreich bald zu neuem Kampfe

bereitstehn wird, wogegen nur eine sofortige Neurüstung der Artillerie Schutz bietet. Dass diese Erkenntnis für ihn auch geschäftlich von grösster Bedeutung ist, wird ihm nicht zum Bewusstsein gekommen sein. Beim Rüstungslieferanten weiss die patriotische Linke nie, was die geschäftliche Rechte nimmt.

Während Deutschland noch ganz unter den Eindrücken der Demobilisation und der Normalisierung des Alltags steht, beginnt der unermüdliche Krupp seinen Kampf um neue Aufrüstung. Wie immer leitet er ihn auf der höfischen Hintertreppe ein. Briefe des Generals v. Voigt-Rhetz, Audienzen beim Prinzen Carl und dem Kronprinzen bereiten das Terrain vor. Dann erfolgt der Hauptstoss bei Roon, dem Krupp in einer ungewöhnlicher Offerte anbietet, «die Lieferung des ganzen Ausrüstungsbedarfs, es mögen 1'000 oder 2'000 Stück sein, mit allem Aufwand von Anstrengung baldigst in vollkommener Beschaffenheit hinzustellen und so lange als die Abtragung der französischen Kriegsschuld nicht die Mittel zur Bezahlung gedachten Objectes darbietet, auch auf dieselbe zu verzichten. Ich nehme selbst den Fall an, dass diese Zahlung gar nicht erfolgen, wohl aber ein neuer Krieg ausbrechen möchte, und würde dann mein Guthaben lieber streichen, als der Möglichkeit gewärtig sein, dass die Leistung der vaterländischen Artillerie der feindlichen nachstehen möchte.»

Berdrow meint, das sei ein «echt kruppsches Angebot». Er hat recht. Es ist typisch für die Essener Methode, hinter der Kulisse vorgetäuschter Opfer Millionengeschäfte einzuleiten. Niemand hat das so deutlich erkannt, wie Roon, der Preusse aus alter Schule, dem der Geschäftsgeist der aufstrebenden Bourgeoisie ohnehin ein Greuel ist. Unentwegt in der Zurückweisung kruppscher «Opfer» antwortet er mit einem Brief, dessen maliziöser Schluss lautet: «Wenn ich auch für jetzt davon abstehe, den von Euer Hochwohlgeboren erörterten Vorschlägen sachlich näher zu treten, so kann ich doch der Leichtigkeit, mit der Wohldieseseiben Ihre eigenen finanziellen Interessen an dieser Angelegenheit behandeln, meine volle Anerkennung nicht versagen.»

Krupp versteht Roon sofort. Auf den Rand der Antwort setzt er die Frage «Hohn?». In einer Eingabe an den Kaiser heisst es, offensichtlich gegen den Kriegsminister gemünzt: «Bei Überschreitung der Grenze der

Verpflichtung ist Dienstseifer in Gefahr, als Anmassung taxiert zu werden, ich verwahre mich aber auch gegen eine dahingehende Deutung meiner Absicht.»

Ob Dienstseifer oder Lieferungseifer – er ist jedenfalls entschlossen, sich das kommende Geschäft nicht entgehn zu lassen. Aus den Debatten über die artilleristischen Erfahrungen der drei Kriege kristallisiert sich die Notwendigkeit der Einführung neuer Feldgeschütze. Das ist ein mächtiger Brocken, dessen Millionenziffern hochgradige Nervosität hervorrufen. Essen bringt ein Achtzentrimeterrohr mit einer Geschossführung aus Kupfer in Vorschlag. Nicht nur um die technischen Einzelheiten entbrennt ein Kampf zwischen Krupp und der Prüfungskommission. Auch das Tempo, das die Generäle für die Umrüstung vorgesehen haben, ist dem Lieferanten zu langsam. Er will in wenigen Monaten ernten, was «im gewöhnlichen schleppenden Verwaltungsgänge Jahre erfordern würde», wie Berdrow zugibt.

Vom Hotel Royal aus, seinem Berliner Hauptquartier, organisiert Krupp einen Geheimkrieg mit Denkschriften, Audienzen beim Kaiser und «freundschaftlichen Vermittlungen». Wie dabei gearbeitet wird, schildert ein Brief des Generals Voigt-Rhetz, der Krupp schmunzelnd mitteilt, dass «sich nun auch Bismarck mit aller Energie an Ihren Triumphwagen spannt». Der Kanzler gehe «von dem Grundsatz aus, dass er ohne eine neue und tüchtige Bewaffnung keine fernere Politik machen kann. Er hat schon wiederholt dem König darüber Vortrag gehalten, ist dann aber stets durch Versicherungen des Herrn Roon abgespeist, dass wir vortrefflich bewaffnet seien, obwohl er dies besser wusste. Er ist durch meine mündlichen Mitteilungen jetzt völlig au fait und verspricht seine energische Mitwirkung».

Krupps besonderer Hass gilt dem Chef des Kriegsdepartements, Oberstleutnant Willerding, und dem Generalinspektor der Artillerie, Hindersin, die sich wie Roon seinem Monopolstreben widersetzen. Gegen beide wird ein regelrechtes Kesseltreiben inszeniert. Krupp folgt dem Kaiser nach Ems, wo er ihn gegen die Prüfungskommission einzunehmen versteht. Empört berichtet er, man habe einen seiner Ingenieure vom Schiessplatz gewiesen, als er den Proben beiwohnen wollte. Wirklich erreicht er als persönlichen Triumph die Enthebung Willerdings vom Präsidium der Prüfungskommission. Diese Massnahme des Kaisers nimmt

nicht Wunder, Krupp setzt dem alten Herrn mit drastischen Mitteln zu, er malt ihm einen französischen Überfall auf Westdeutschland aus und droht mit dem Verkauf seiner Werke.

Nach mehrfachen Aussprachen mit dem Kaiser gelingt es Krupp, seinen Forderungen Bresche zu schlagen. Zwar sind Essens technische Vorschläge nur teilweise angenommen, aber es bekommt die Lieferung zugesprochen. Bald laufen die ersten Bestellungen ein und Januar 1874 der Hauptauftrag – dreihundertfünfzig komplette Feldgeschütze, mehr als zweitausend Rohre und die Nebenlieferungen an Lafetten und Achsen. Das ist ein Auftrag, wie ihn selbst die an Millionenziffern gewöhnte Gussstahlfabrik noch nicht gesehen hat. Der ungestüme, rücksichtslose Kampf des Kanonenkönigs trägt nun reiche Frucht. Berlin ist» für Essen erobert, dort wird es niemand mehr wagen, sich ihm in den Weg zu stellen.

Nach langer, konfliktreicher Bauzeit ist das Schloss im Tal der Ruhr fertiggestellt worden. «Villa Hügel» – so nennt der industrielle Krösus in effektvoller Bescheidenheit sein Werk – repräsentiert sich als eine Schöpfung kulturlosen Parvenutums. Es ist ein kaltes, ödes Haus, dem gemütliche Räume, Bilder, Skulpturen und Dekorationen fehlen. So will es der kunstfeindliche Hausherr, der in seiner Furcht vor Bränden sogar die Bibliothek entfernen lässt. Die hohen und weiten Räume liegen im Essener Regenklima meist trostlos da. Kein Hauch frischer Luft dringt ein, da die komplizierte Entlüftungsanlage – der besondere Stolz des Hypochonders Krupp – meist versagt. Von seinem Arbeitszimmer aus blickt der Hausherr direkt in den Pferdestall. So hat er es ausdrücklich bauen lassen, da ihn der Stallgeruch anregt, aber auch, um sein Personal bequem unter Aufsicht haben zu können.

Denn so glanzvoll Krupps äusseres Leben auf diesem Höhepunkt seiner Erfolge sich auch entfaltet – das Gemüt des Multimillionärs verdunkelt sich zunehmend. Selbst gegen engste Verwandte und Mitarbeiter wird er unbeherrscht und misstrauisch. Schon ist es so weit, dass seine Depressionen und eine «an Geisteskrankheit grenzende Hypochondrie» für den kruppschen Hofstaat zur Quelle ewiger Aufregungen werden. Deutlicher zeigt sich jetzt, wie wenig Bertha und Alfred Krupp zueinander passen. Vergeblich sucht der alternde, allen Ablenkungen feindliche Mann Stille und Einsamkeit; die zahlreichen Gäste und das Temperament seiner Frau

sorgen dafür, dass es nicht ruhig wird. Aus häufigen kleinen und grossen Konflikten wächst in Bertha Krupp Erbitterung und Entfremdung. Auch mit seinem Bruder Hermann, dem erfolgreichen Industriellen aus Bernsdorf, gerät Alfred Krupp in schwerste Differenzen. Nach kurzer Wiedernäherung bezichtigt er ihn (wie sich später herausstellt, zu Unrecht), in Essen so etwas wie Werkspionage für eine österreichische Neugründung betrieben zu haben. Ida und Fritz Krupp meiden Essen und kämpfen um neue Erbsprüche. So sieht es hinter der imponierenden Fassade dieses Lebens aus. Eben erst ein Mann in den Sechzigern, ist der Kanonenkönig ein menschenscheuer Querulant geworden, den der Leibarzt selbst auf Reisen nur in schwieriger Überredung dazu bringen kann, wenigstens das Bett zu verlassen.

Die eigenartigste Erscheinung im Wesen des alternden Kanonenkönigs ist wohl seine Abneigung gegen die Fabrik. Er flieht sie geradezu. Nach langen Reisen quer durch Europa weilt er oft Monate auf Schloss Hülgel, ohne ihr auch nur einen Blick zu gönnen.

9.

Der Taumel einer wilden Spekulation ergreift die deutsche Wirtschaft in den ersten Jahren des neuen Reiches, das ihr die Tore des Weltmarkts mit den siegreichen Bajonetten aufgestossen hat. Die unerwartet schnell einlaufenden französischen Milliarden werden über Rüstungen und Dotationen in die Wirtschaft gepumpt, wodurch das nach Anlage drängende Kapital tropisch wächst. Bankinstitute, Industriegesellschaften, Eisenbahnen und Kohlenbergwerke entstehen über Nacht: in Preussen wurden von 1851 bis 1870 jährlich etwa achtzehn Aktiengesellschaften gegründet, jetzt sind es 1871 über zweihundert und 1872 sogar fünfhundert.

Bereichert Euch! – das ist das Motto dieser Epoche. Aus dem Munde des mächtigen Wirtschaftsministers Delbrück kommt das zynische Wort: «Es ist das Geheimnis der Zeit, keine Zinsen zu verlieren, keine Gesetzgebung kann die Dummen daran hindern, ihr Geld loszuwerden.» Danach handeln sie alle, die Grossen und die Ganzgrossen. Bismarck selber, der

Käufe ohne Ende

Heros der Epoche, hat seine Hand in Geschäften, die er diskret durch den Bankier Bleichröder erledigen lässt. Phantastische Gewinne macht Bethel Henry Strousberg, einst ein kleiner Agent, der jetzt als «Eisenbahnkönig» in einem Palais der Wilhelmstrasse residiert. Parlamentarier und Minister, Bürger und Aristokraten sind an Geschäften beteiligt, die durch Vorspiegelung von Riesengewinnen den kleinen Leuten das Geld für wertlose Aktien entlocken.

Alfred Krupp kann sich und sein Werk dem Fieber dieser Jahre nicht entziehen. Dem Aktienwesen steht er ablehnend gegenüber, doch die wilde Spekulation macht er mit. So mächtig die Fabrik im letzten Jahrzehnt auch wuchs, erst jetzt setzt eine rasante Expansion ein. Neue Werkstätten werden aus dem Boden gestampft. Die Zahl der Ofen, Kessel, Dampfmaschinen vervielfacht sich. Von 1870 bis 1873 steigt die Belegschaft um mehr als fünftausend. Neben Kriegsmaterial bringt das Eisenbahnfieber auch Schienenbestellungen für tausende Kilometer, sodass die Gesamtproduktion an Stahl und Gusseisen sich von einem Jahr zum andern nahezu verdoppelt.

Am gewaltigsten sind die Erwerbungen ausserhalb Essens. Die Gründerkonjunktur täuscht einen Mangel an Rohstoffen vor, der Preissteigerungen zur Folge hat. Ein Wettlauf um Kohlengruben und Erzlager setzt ein. Krupp kauft, da er nicht nachstehen will, zu den irrsinnigsten Preisen. Es ist, wie ein halbes Jahrhundert später bei Hugo Stinnes: seine Käufe sind das Tagesgespräch und beunruhigen den Markt. Werner Siemens schreibt darüber an seine Brüder:

«Alle grossen Eisenwerke in Westphalen, am Rhein und selbst im Elsass suchen sich Gruben, im Wetzlarschen Reviere zu sichern. So hat namentlich Krupp in letzter Zeit mehrere Gruben angekauft. Da der Erzreichtum in Westphalen, Siegen etc. nur gering ist, und da die Erze des Lahntales notorisch die reinsten und reichsten sind, die überhaupt in Deutschland vorkommen, so steigt der Wert der Gruben rapide...»

Und später an seinen Bruder Karl: «Wie Ihr aus weiteren Briefen ... erseht, hat die Sache in Wetzlar doch eine wenig befriedigende Richtung bekommen. Nachdem Krupp so kolossale Summen hat steigen lassen, haben sich die Anforderungen sehr gesteigert...»

Der Schwiegersohn Deichmanns, des klugen Kölner Bankiers, der Krupps persönlicher Freund ist, meint zu den Essener Käufen: «Dass Jemand für die Steinschen Gruben zweieinhalb Millionen Taler geben kann, das lässt sich begreifen, aber dass Jemand für die Grube Eupel 900'000 Thaler zahlen kann, da steht mir doch der Verstand still.»

In atemberaubendem Tempo rafft Krupp zusammen, was ihm die Unabhängigkeit von Rohstoffquellen zu gewährleisten scheint: über dreihundert Erzfelder an der Sieg, im Westerwald, an der Lahn und einen Anteil der «Orconera Iron Company», die bei Bilbao in Nordspanien grosse Konzessionen hat, wo man ein chemisch wertvolles Eisenerz fördert. Obwohl Essen die Kohle mehrerer Bergwerke vertraglich gesichert ist, erwirbt man für vier Millionen Mark die Zeche «Hannover». Und wie ein übermütiger Zyklop Block auf Block türmt, so krönt Krupp die Käufe dieser Jahre mit dem Erwerb der Hermannshütte bei Neuwied und der Johanneshütte in Duisburg. Die letztere allein besitzt vier Hochöfen. Für den Transport der spanischen Erze wird eine kleine Flottille erbaut, deren Dampfer in Vlissingen, später in Rotterdam, stationiert sind.

Die finanzielle Belastung der Firma steigt damit ins Ungemessene. Das Immobilienkonto erhöht sich in vier Jahren trotz bedeutender Abschreibungen von fünfzig auf achtundachtzig Millionen. Krupps Expansionsdrang kennt keine Grenzen: er schlägt der Prokura den Bau eines grossen Hochofenwerks auf dem Gelände des Segeroth, direkt bei der Gussstahlfabrik, vor. Ehe das zur Ausführung kommt, geht der Gründertaumel zu Ende.

Im Jahre 1873 ist der grosse Krach da. Beginnend mit dem Finanzkaderadatsch in Wien, der alle europäischen Börsen in Mitleidenschaft zieht, setzt eine furchtbare Krise ein. Die Bankerotte nehmen kein Ende. Jetzt zeigt sich, dass das Wunderpapier, die Aktie, bei tausenden Werken wertlos geworden ist. Ins Nichts stürzen die berühmtesten Namen. Der Eisenbahnkönig Strousberg verliert sein Vermögen und sitzt verarmt auf einer Dachkammer, Grillo aus Essen, der geniale Konstrukteur der Industrialisierung des Ruhrreviers, erhält einen Stoss, der ihn ins Irrenhaus bringt. Im Reichstag wütet Lasker gegen die «Gründer», die zehntausende kleiner Leute um ihr Geld gebracht haben. Es ist ein Sturz, der umso kata-

strophaler wirkt, als er eine naive Welt trifft, die noch an einen dauernden, ungestörten Aufstieg glaubt. «In jener Zeit empfängt auch die kapitalistische Wirtschaftsweise in der Öffentlichkeit ihren ersten Stoss. Die Wurzeln eines in Deutschland weitverbreiteten antikapitalistischen Empfindens reichen bis in jene Tage zurück.» (Wünschuh.)

Ahnungslos wie das ganze Zeitalter des Gründungsfiebers steht Krupp plötzlich vor der schwersten Erschütterung seines Lebenswerkes. Er ist nicht ungewarnt. Ernst Eichhoff hat ihn rechtzeitig auf die gewaltige Höhe der Bankschulden und die gefährlichen laufenden Wechsel aufmerksam gemacht:

«Wir dürfen nicht ausser Auge lassen, dass der enorme Gründungsschwindel, der früher oder später sein Ende erreichen muss, uns einer grossartigen, allgemeinen Geschäftskrisis entgegenführen muss.»

Ein vertrauensseliger Appell an Eichhoffs Fähigkeiten war die Antwort auf diese prophetischen Zeilen, verstanden wurde der Warner nicht. Krupp beschafft sich seinen riesigen Geldstrom auch weiterhin, anstatt durch längere Anleihen, auf dem Wege kurzfristiger Kredite.

Schon im Sommer 1872 beginnt sich in Essen erstmalig die Finanzlage zu verknappen, während man auf Rohstoff bergen festsetzt. Aber der Fabrikherr vertraut auf ein Rezept, das sich bisher immer bewährt hat: Regierungshilfe. Im Juli sucht er den Kaiser in Ems auf und trägt ihm den privaten «Wunsch» vor, gegen Sicherheit, die in künftigen Aufträgen gegeben sei, ein Staatsdarlehn von fünf Millionen Taler zu erhalten. Mahnend flicht er ein: «... wenn ich nicht das bisherige Prinzip (des Fortschritts und des Alleinbesitzes) verlassen soll.» Wilhelm, liebenswürdig und nachgiebig, sagt seine Unterstützung zu. Die Sache scheitert dann an der ablehnenden Haltung des Finanzministers. Zwischendurch bemüht sich Meyer um Gelder der Grossbanken. Krupp fürchtet jedoch den Einfluss Hansemanns, des mächtigen Chefs der Diskontogesellschaft, und lehnt deshalb ab.

Bald wird die Finanznot ärger. Es genügen nicht mehr fünf Millionen, das Werk benötigt dringend die doppelte Summe. Während der Fabrikherr auf ärztlichen Rat nach Italien reisen muss, sendet er Meyer zum Kaiser,

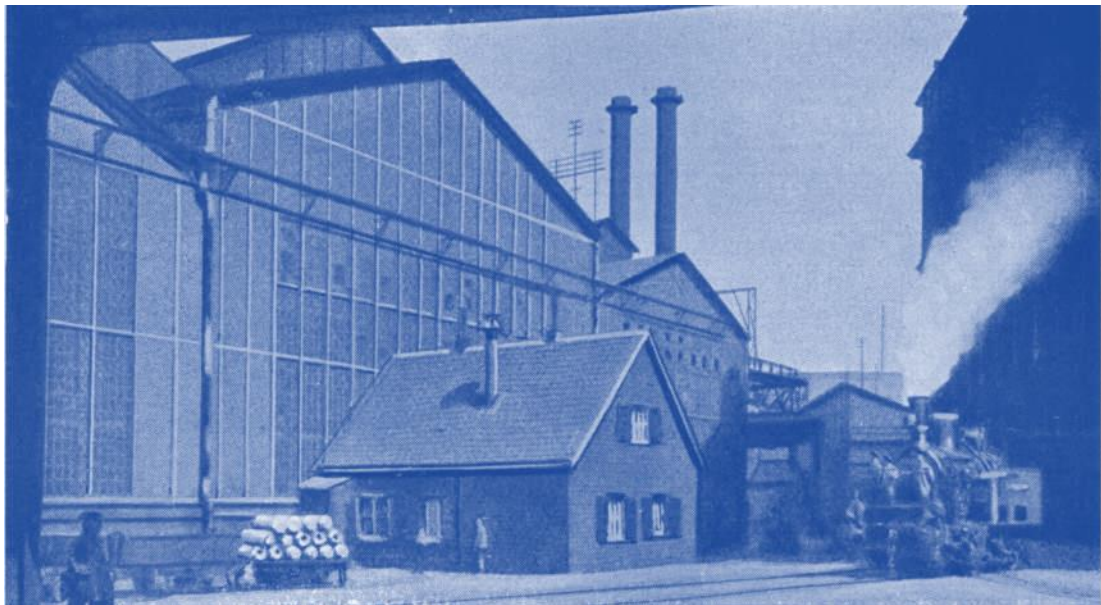
diesem dringend die Bitte um ein Reichsdarlehn von zehn Millionen Taler vorzutragen. Wilhelm ist ahnungslos: «Wie kommt es, dass Herr Krupp jetzt soviel Geld braucht, in Ems waren es nur vier Millionen?» Seine und Bismarcks Vermittlung helfen aber nicht viel. Lediglich Vorschüsse werden bewilligt, die nicht einmal das Dringendste decken.

Meyer bemüht sich erneut um die Banken. Er verhandelt mit der Seehandlung und Bleichröder. Doch die Bankherren haben Witterung bekommen, wie es um Essen steht. Als Deichmann und Meyer-Cohn höhere kurzfristige Kredite geben, erhalten sie von führender Bankseite eine Warnung: Man solle vorsichtig sein ... Herr Krupp habe die Manie, alles kaufen zu wollen ...

In diesem Moment – Frühjahr 1874, die Krise wütet verheerend – eilt Krupp selber nach Berlin. Jetzt ist allerschnellste Hilfe nötig, wenn eine Katastrophe vermieden werden soll. Aber Bismarck ist krank und der alte Kaiser allein setzt sich gegenüber dem Einspruch des Finanzministeriums nicht durch.

Blieben allein die Banken. Alfred Krupp, der ihnen stets mit unverhohlenen Misstrauen entgegengetreten ist, der seine riesigen Geldoperationen ohne ihre Vermittlung abwickelte, ist jetzt gezwungen, um ihre Hilfe nachzusuchen. Welche Bedingungen werden sie stellen? Krupps Beziehungen zur Regierung vermögen wenigstens das Schlimmste zu verhüten: er entgeht dem Schicksal zahlreicher anderer Industriegrößen, von den Banken restlos aufgesaugt zu werden. Es gelingt in schwierigen Verhandlungen, ein Konsortium zusammenzubringen, an dessen Spitze sich die staatliche Seehandlung stellt.

Gegen Verpfändung seiner sämtlichen industriellen Anlagen erhält Krupp nun eine Anleihe von dreissig Millionen Mark, rückzahlbar innerhalb von zehn Jahren. Die Einzelheiten sind sehr drückend; der Aufnahmekurs ist niedrig, der Tilgungskurs hoch und die Laufzeit verhältnismässig kurz. Als Treuhänder der Banken muss der unbequeme Meyer in die Prokura aufgenommen werden. Die vom 11. April 1874 datierte Pfändungsurkunde gliedert den kruppschen Besitz in acht grosse Objekte: die Essener Gussstahlfabrik mit dem Wasserwerk an der Ruhr; die Johanneshütte in Duisburg; das Eisenhüttenwerk Sayn mit Anlagen in Sayn, Mühlhofen und Oberhammer; die Berg- und Hüttenwerke in Weilburg, Runkel, Limburg, Dietz, Wetzlar, Altenkirchen, Neuwied, Deutz und Siegburg;



DAS ANGEBLICHE STAMMHAUS
(1872 neu errichtet)

das Steinkohlenbergwerk Hannover bei Bochum; die Hermannshütte Neuwied; die Bendorfer Eisenhütte bei Bendorf und das bleuelsche Fabrikwesen in Sayn. Dieser riesige Industrieorganismus, der grösste Konzern des Reiches, steht nun als Sicherheit, als Pfandobjekt, auf einem Anleihepapier, das sich in den Händen der Banken befindet. Längst ist die Verkoppelung von Industrie und Finanz eine übliche Form grosskapitalistischer Expansion geworden – der individualistische Krupp empfindet sie als Schmach und Versklavung.

Über dem Werk entlädt sich der Zorn des Enttäuschten. Als erstes werden Löhne und Gehälter gekürzt, ihre Gesamtsumme fällt in den nächsten fünf Jahren von vierzehneinhalb Millionen auf die Hälfte. Bis an die Grenzen des Möglichen werden die Verluste auf die schwächsten Schultern abgewälzt, wozu ein Erlass der Werkführung betont, dass «jeder Ausdruck von Unzufriedenheit als Kündigung anzusehen ist». Auch die Leitung bleibt nicht unangetastet. Obwohl der Chef selber der Hauptverantwortliche für die irrsinnigen Käufe und Erweiterungen ist, sucht er die Schuld bei den andern. Seine Enttäuschung über die beiden Eichhoffs ist endgültig. Longsdon und der schon herangewachsene Sohn Fritz erhalten den Auftrag, ein «Verzeichnis aller Fähigen und Ausgezeichneten» herzustellen, die in Zukunft das Werk leiten sollen. Fremde Revisoren werden geholt, das Finanzgebahren der Fabrik nachzuprüfen. Sie beanstanden die Bilanzen, die Rentabilitätsrechnung und entwerfen ein düsteres Bild der künftigen Entwicklung des Werkes. Ihre Mitteilungen erschüttern Krupp aufs Schwerste. Sie sind ihm ein Beweis für die ungesunde Grundlage des Unternehmens. Er ist, wie er selber sagt, «von Schlaflosigkeit und Fieberangst erschöpft», ja sogar «dem Wahnsinn nahe». Mit aller Rigorosität werden jetzt scharfe Prüfungen des Geschäftsgebarens durchgeführt. Eine neue Revisionskammer, die unabhängig von der Prokura ist, überwacht den gesamten kaufmännischen Betrieb.

Das alles genügt dem Fabrikherrn nicht. Sein Misstrauen ist nicht mehr zu beschwichtigen. Neue scharfe Züge von Menschenverachtung graben sich in sein Gemüt. Von den bisherigen Mitarbeitern wird er in nächster Zeit einen nach dem andern verabschieden, den Glauben an sie hat er restlos verloren.

Kaum ist das Größte des wirtschaftlichen Zusammenbruchs überwunden, 1875, da taumelt auch schon das Reich in eine neue politische Krise. Nachrichten über die Reorganisation der französischen Armee durch Mac Mahon, dem die Kammer soeben ein neues Kadergesetz bewilligt hat, geben den Ultras im deutschen Generalstab Oberwasser. Mit Moltke an der Spitze streben sie einen Präventivkrieg an, der Frankreich erneut, diesmal aber endgültig, niederschlagen soll. Zur rechten Zeit giessen inspirierte Artikel Öl ins Feuer: die Berliner «Post», das von dem Panzerplattenfabrikanten Stumm ausgehaltene Hetzorgan, veröffentlicht einen alarmierenden Aufsatz «Ist Krieg in Sicht?». Als die durch solche Pressehetze erzeugte Nervosität auf dem Höhepunkt angelangt ist, sucht der deutsche Botschafter in Paris den Aussenminister auf und warnt ihn vor den Konsequenzen der französischen Rüstungen.

Das ist eine offiziöse Kriegsdrohung. Ganz Europa gerät in Aufruhr. England mahnt Berlin dringend, den Frieden zu wahren. Österreichs Kaiser Franz Josef und Victor Emanuel von Italien treffen sich in Venedig. Die Front gegen Deutschland ist geschlossen. Endlich tritt der Zar mit seinem Aussenminister Gortschakow auf den Plan und veranlasst die deutschen Kriegstreiber zum Rückzug. Der Friede Europas ist – eine böse Schlappe für Bismarck – durch russischen Eingriff gerettet.

Diese Schicksalsstunde des Reiches stellt Krupp vor die alte Frage: zu wählen zwischen dem Staatsinteresse und seinen Geschäften. Diesmal geht es um Österreich. Seit Jahren scheint sich ein grösserer Auftrag aus Wien vorzubereiten. 1872 wurde ein Versuchsgeschütz der neuen Konstruktion angefordert, die Essen bisher nur an Preussen und Russland lieferte. Nachdem Schiessversuche stattgefunden haben, ersucht Wien um Mitteilung über Preis und Lieferzeit für etwa zweitausend Stück dieser Geschützart und die Kosten der Probesendungen. Krupp antwortet, dass er für letztere keine Zahlung verlange, «glaube mich hingegen wohl der Erwartung hingeben zu dürfen, dass die Lieferung sämtlicher Feldkanonenrohre mir schliesslich übertragen werden wird». Doch die Bestellung verzögert sich. Man fordert wieder nur wenige Versuchsgeschütze an. Wien schwankt zwischen Bronze und Gussstahl, der heimischen Kanonenindustrie und dem Essener Werk. Die besten Männer der Fabrik wer-

den aufgeboten, um die österreichischen Militärs zu überzeugen. Aber auch Gross und Meyer kommen nicht vorwärts.

Dagegen erhebt sich plötzlich Widerstand von unerwarteter Seite – aus Berlin. Dort ist man peinlich überrascht darüber, dass Essen die Konstruktion des preussischen Feldgeschützes als sein privates Eigentum behandelt und es ohne Genehmigung fremden Staaten anbietet. Man weist darauf hin, dass das Geschütz nicht von Essen allein konstruiert sei, da die Artilleriebehörde an ihm Wesentliches mitgeschaffen habe. Krupps Verteidigung gegen diese gefährlichen Feststellungen ist offensiv: er gibt Gross und Richter den Auftrag, eine «Geschichte der Gussstahlkanone» zu verfassen. Objektive Bedeutung kann solche Interessentenarbeit nicht haben. Sie gibt Essens Verdienste um das Geschütz in selbstgefälligen Übertreibungen wieder. Ihre Wirkung ist entsprechend provokant: Berlin fordert scharf, die Schrift «nicht in die Öffentlichkeit und noch weniger zur Kenntnis fremder Staaten gelangen zu lassen».

Aus allen Wolken fällt der Kaiser. Die jäh ausbrechende politische Krise hat ihn ohnehin erschreckt. Und nun erfährt er, dass der Mann, der stets als glühender Patriot zu ihm sprach, Preussens gute Geschütze an ein Land liefern will, das in einer antideutschen Koalition steht. Aus Wilhelms engerer Umgebung kommt die Mitteilung, es schmerze den Kaiser am meisten, dass es Krupp sei, der Österreich bewaffnen wolle.

Diesmal ist der Widerstand gegen den Essener Lieferantengeist ernster. Der Kriegsminister erörtert angesichts der kruppschen Verhandlungen mit Österreich ein Ausfuhrverbot für Geschütze. Das greift an den Lebensnerv der Firma. Schon einmal, vor acht Jahren, hat Roon solche Rücksichten auf die politischen Interessen Berlins gefordert. Wie damals ist der Kanonenkönig auch heute entschlossen, sein Recht, an jeden zu liefern, mit aller Energie zu verteidigen. Er fährt nach Berlin und tritt in einer Audienz vor den Kaiser.

Krupp beginnt ohne Umschweife: «Ich bin gekommen, um mich zu verantworten, freilich liegen mir keine näheren Details vor, wessen man mich beschuldigt, aber was ich gehört, gipfelt darin, dass Ew. Majestät gesagt haben: Das hätte ich von Krupp nicht erwartet.»

«Scham und Schande»

Der Kaiser, ernst: «Sehr gut, dass Sie kommen ... Man spricht mir sehr viel von der Geschützlieferung nach Österreich.» Es seien ihm zwei Schreiben an Krupp vorgelegt worden, er habe aber die Absendung verweigert.

Krupp: «Von Preussen allein können wir nicht leben, wir brauchen in den nächsten 10 Jahren mindestens für 50 Millionen Bestellungen. Und wenn die fremden Staaten bestellen, so kann ich doch auch nichts Schlechtes liefern.» Österreich solle übrigens nicht das preussische, sondern das für Russland bestimmte Rohr erhalten.

Wilhelm lässt sich überzeugen. Noch einmal gelingt es Krupp, das erwachte Misstrauen des Monarchen einzuschlängeln. Dem Kaiser entgeht, dass er den Kernpunkt der Anklagen – Essen wolle auch an feindliche Staaten liefern – doch nur bestätigt hat.

Das Geschäft mit Österreich kommt auch nach Forträumung der Berliner Hindernisse nicht zum Abschluss. Vergebens reist Krupp selber nach Wien, seinen Abgesandten den Rücken zu stärken. Im Zögern Österreichs sieht der ewig Misstrauische nichts als einen Versuch, seinem Werk die Konstruktionsgeheimnisse zu entlocken. Wenn Österreich nicht bestellt, will er es «an den Pranger» bringen, er droht ihm mit «Scham und Schande in Europa». Das Wiener Ministerium wagt trotz dieses Druckes nicht, sich für Essen und gegen die heimische Industrie zu entscheiden. Es findet endlich einen Ausweg, indem es auf die von Major Uchatius erfundene «Stahlbronze» zurückgreift und die Neubewaffnung durch sein eigenes Arsenal ausführen lässt. Essen erhält für die Probelieferungen eine Entschädigung von hundertsechzigtausend Gulden.

Aber der Kanonenkönig gibt sich nicht damit zufrieden, dem Vaterlande das Recht auf Lieferung an Alle abgetrotzt zu haben. Er selber will zwar Geschäfte mit der ganzen Welt machen, ohne andere Rücksicht als die, dass er dabei gut verdient – das Reich jedoch soll nur bei ihm bestellen! öffentliche Ausschreibungen von Geschützaufträgen veranlassen ihn schon einmal zu wilden Drohungen. Jetzt erfährt er, dass Berlin die Absicht hat, neue Feldgeschütze auch bei andern Firmen zu bestellen. In einer scharfen Denkschrift an den Minister protestiert er gegen diese angebliche Verletzung seiner Rechte. Irgendwelche Patente auf das Feldge-

schütz besitzt er allerdings nicht, denn die Konstruktion ist kein geistiges Eigentum seines Werks, da die Artilleriebehörden an ihr entscheidend mitarbeiteten. Essen hat bei seinen Auslandslieferungen gezeigt, dass es darauf keine Rücksicht nimmt. Warum sollen die Regierungsstellen zartfühlender sein?

Krupp empfindet nicht einen Augenblick, wie widerspruchsvoll seine Position ist. Er erklärt, die Konkurrenz wolle «nur Überliefertes und Erschliches nachahmen». Was er fordert ist praktisch ein Lieferungsmonopol, das alle unbequemen Konkurrenten und Preisdrücker ausschaltet: «... wenn es auch mir nicht gelingen sollte, durch nochmalige Vorstellung beim Kaiser es abzuwenden, dass man bei der Konkurrenz, Bochum und anderen, Kanonen bestellt, so entsteht ein unheilvoller Bruch.» Beharre das Ministerium auf seiner Absicht, «dann tritt an mich die Frage heran, ob ich nicht angemessen handle, wenn ich mein ganzes Etablissement verkaufe und ins Ausland wandere». Die Drohung, dem Vaterland den Rücken zu kehren, ist ihm längst ein unentbehrliches Requisit für Verhandlungen mit Berlin geworden. «Ich kann keinen besseren Druck ersinnen», gesteht er seinen Vertrauten.

Die Audienz beim Kaiser, den Krupp «mit gewohnter Rücksichtslosigkeit» (Berdrow) in den Streit zieht, bringt keinen Erfolg. Wilhelms Haltung ist diesmal doch kühler. Er nimmt die Ausfälle des Fabrikanten gegen seine wirklichen und vermeintlichen Gegner zurückhaltender hin und äussert sich zur Sache selbst nicht. Das Kriegsministerium bleibt fest. Es will sich auf keinen Fall das Recht beschränken lassen, zu bestellen, wo es am billigsten ist. Sein Standpunkt setzt sich durch, wenn auch die heftigen Attacken des Industriellen erreicht haben, dass man ihn bei künftigen Lieferungen besonders rücksichtsvoll behandelt. Grosse Aufträge des Reiches sind das Pflaster für die Nichterfüllung der Monopolforderung Krupps. Sie wird erst unter seinem Erben Wirklichkeit werden.

Nach langer und schwerer Lethargie setzen Ende der siebziger Jahre in den USA. gewaltige Bahnbauten ein und beenden die Erstarrung der Weltdepression. Mühsam strebt das Essener Werk wieder nach oben. Auf den Weltausstellungen dieses Jahrzehnts zeigt sich sein ungebrochener

Lebenswille. In Philadelphia ist eine 35,5-cm-Kanone von sechzig Tonnen Gewicht das Hauptstück der deutschen Abteilung. «Sieben Achtel des Raumes, so scheint es, für Krupps Riesenkanonen, die ‚Killing Machines‘, wie man sie genannt hat, hergegeben, die da zwischen all dem friedlichen Werk, das die andern Nationen getan haben, wie eine Drohung stehen!», berichtet Professor Reuleaux, der Direktor der Berliner Gewerbeakademie. Die Prokura mag selber empfunden haben, dass es nützlich wäre, auch einmal ein anderes Gesicht der Firma zu zeigen. Auf der Ausstellung in Brüssel präsentiert sie Modelle ihrer Arbeiterkolonien, Schulen, Menagen und Krankenhäuser, dazu eine Broschüre «Wohlfahrtseinrichtungen der Fried. Kruppschen Gussstahlfabrik zu Essen zum Besten ihrer Arbeiter». Das ist der Beginn einer erfolgreichen Propaganda, die Kanonenfirma als einen Hort moderner sozialer Gesinnung hinzustellen.

10.

Am beliebtesten sind bei Rüstungsgiganten die Engagements mit beiden Seiten einer Front. Wenn es sich gar um exotische Staaten handelt, ist der Gewinn gleich vierfach: man liefert veraltete Modelle, zurückgebliebenes, weil zweifelhaftes Material. «Was könnten Chinesen und Siamesen nicht für Löcher damit in ihre Feinde schießen», meint Krupp vor einem Park technisch überholter Kanonen. Nach diesem Prinzip erfolgt die Belieferung Ostasiens, von wo 1873/74 grosse Bestellungen kommen. Ein erstes Kriegsgrollen geht durch den fernen Osten. Japan rüstet zum Kampf mit China und dieses stattet die Takuforts mit schweren Geschützen aus. Das deutsche Kriegsschiff «Ariadne» sieht auf seiner Ostasienfahrt die Essener Rohre mit Staunen an der Paihomündung; zwanzig Jahre später wird Korvettenkapitän Lans vom «Iltis», selber schwer verwundet, gegen die Schande protestieren, dass Kruppkanonen der Takuforts seine Mannschaften niederschmetterten ...

Wie in Ostasien schieben sich die Essener Lieferanteninteressen auch im erwachenden Wetterwinkel Europas – auf dem Balkan – noch vorsichtig aber doch schon störend in die Fäden der bismarckschen Aussenpoli-

Türken und Russen

tik, deren Kernstück die Freundschaft Russlands ist. Als Vorläufer des verhängnisvollen Bagdadkurses nach der Jahrhundertwende vollziehen sich jetzt die ersten grossen Kruppgeschäfte mit der Pforte. Schon unter den Bestellern des Jahres 1873 fiel die Türkei auf, die Feldkanonen, Schiffsrohre und auch schwere Abwehrgeschütze für die Dardanellenschlösser und die Forts am Bosphorus bezog. Ein türkischer Millionenauftrag wird perfektioniert und kommt der von der Gründerkrise mitgenommenen Gussstahlfabrik sehr gelegen. Dadurch wird – Russland beunruhigt. Dieser früheste Kunde Krupps hat seit Jahren versucht, Geschütze in eigenen Fabriken herzustellen. Bei der wachsenden Zuspitzung seiner Beziehungen zur Türkei erschrecken ihn deren Essener Bestellungen und veranlassen seine Militärbehörden zur Forcierung der Rüstungen. Bald laufen in Essen wieder russische Probestellungen ein. «Die armen Türken, wenn Russland wirklich die Kanonen bekommt», äussert Krupp nachdenklich. Einer Bemerkung Wilhelms I. hat er entnommen, dass ein Krieg zwischen den Reichen des Zaren und des Sultans bevorsteht. Da die Petersburger Bestellungen vorläufig noch bescheiden sind, erlaubt er sich unverbindliche Skrupel über die Treulosigkeit gegen den türkischen Kunden: «Sie haben sich anständig benommen ... wir haben die schlechte Zeit ausgefüllt mit Arbeit für sie und bezahlt mit Geld von ihnen. – Wie sollte es uns wohl ohne Turkey ergangen sein ... Wenn man das Wort Pietät gebrauchen darf, so habe ich es für die Türken – für die Russen aber das gerade Gegenteil.»

Bald zeigt sich, dass Petersburg nicht nur Proben will: 1876 bestellt es achtzehnhundert Geschütze für leichte und schwere Artillerie, ein Auftrag von zwanzig Millionen Mark. Vor einer solchen Summe schmilzt Krupps mitleidige Sympathie für den armen Kunden am Bosphorus dahin. Er ist jetzt enthusiastiert für das Russengeschäft, gibt den Tausendpfünder von Philadelphia gratis dazu, schenkt dem Zaren und dem Grossfürsten Michael exquisite Galageschütze und lädt, den Russen zu Gefallen, die Türken zum Schiessen in Meppen nicht ein. Der grössere Auftrag hat gesiegt.

Mittlerweile ist auf dem Balkan die kriegerische Explosion erfolgt. Der Aufstand der Serben und Montenegriner gegen die Türkei erhält 1877 durch das Eingreifen der russischen und rumänischen Armee eine ent-

scheidende Wendung. Bereits in den serbisch-türkischen Kämpfen wurde auf beiden Seiten mit Kruppkanonen geschossen. Zu einem Massenkampf kruppscher Geschütze gegeneinander kommt es in der grossen Schlacht bei Plewna. Die Türken besitzen sechzig, die vereinigten Russen und Rumänen mehr als doppelt soviel Essener Rohre. Nach langen blutigen Kämpfen werden die Türken geschlagen; es ist dies der erste der Kriege, die ihre Machtstellung auf der Balkanhalbinsel brechen und sie aus Europa verdrängen. Krupp hat recht behalten, den «armen Türken» sind seine Lieferungen an ihre Gegner übel bekommen.

Noch scheut man sich nicht, solche Doppelgeschäfte einzugestehen. «Während des letzten russisch-türkischen Krieges hatten die russische, türkische und rumänische Artillerie Gussstahlgeschütze meines Systems. Auf meine Erkundigungen habe ich erfahren, dass die Geschütze die allgemeinste Zufriedenheit fanden», heisst es ruhmredig in einer Denkschrift, die Krupp 1879 an die Mitglieder des englischen Unterhauses verteilen lässt.

Auch diesmal veranlasst der Krieg mit seinen Erfahrungen viele Staaten, sich mit Kruppkanonen auszurüsten. Nach Spanien, Italien, Dänemark, Schweden, Portugal und den Niederlanden gibt Griechenland eine grosse Bestellung auf Geschütze und Gebirgskanonen, die in kürzester Frist ausgeführt werden muss. Während die übrige deutsche Industrie noch in schwerer Depression verharrt und Gruben und Eisenwerke stilliegen müssen, schwellt der Krieg das Essener Geschäft. Vom 1. Januar bis zum 31. Dezember 1877 muss die Gussstahlfabrik ihre Arbeiterzahl um ein volles Tausend erhöhen. Der Gewinn aus den Balkankriegen ermöglicht es, schon 1879 die vor fünf Jahren aufgenommene Anleihe abzulösen; die hypothekarische Verpfändung sämtlicher Anlagen bleibt bestehen, aber die Anleihesumme sinkt von dreissig auf zweiundzwanzig Millionen und braucht nun erst innerhalb zweier Jahrzehnte getilgt zu werden. Damit ist die drückendste Folge der grossen Krise überwunden.

Ihre personelle Liquidation erfolgt nun ebenfalls; in Krupp zittert noch immer der Groll über den finanziellen Zusammenbruch. Zuerst geht Richard Eichhoff, einer der letzten Getreuen aus ferner Zeit, der ebenso wie früher Ascherfeld nicht vergessen will, dass auch seine Arbeit das

Werk nach oben gebracht hat. Ein totaler Wechsel verändert die Prokura: Lorsbach, Loerbrocks und Wiegand scheiden aus, an ihre Stelle treten Oberbergrat Ehrhardt, Finanzrat Gussmann und der Kaufmann Cohnheim. 1879 übernimmt der Geheime Finanzrat Doktor Hanns Jencke die Führung. Er fungiert als persönlicher Vertreter Alfred Krupps und wird für Jahrzehnte nach innen und aussen repräsentieren.

Das Jahr 1879 bringt auf dem Gebiet der deutschen Wirtschaftspolitik einen Systemwechsel. Elf Jahre hat Bismarck nun mit den Nationalliberalen regiert und durch den Wirtschaftsminister Delbrück einen Freihandelskurs steuern lassen, der seit der grossen Krise auf immer heftigeren Widerstand stösst. Besonders aggressiv ist die Opposition der Eisenindustriellen, denen die überlegene englische Konkurrenz hart auf den Fersen sitzt. Sie haben soeben ein Bündnis mit den Grossagrariern geschlossen, um gemeinsame Schutzzölle auf Kosten des Konsumenten zu erzwingen. Krupp versucht, hinter den Kulissen die Stimmung dafür vorzubereiten. «Ein Werk nach dem andern wird eingehen und die Eisenindustrie wird absterben. Die Eisenwerke werden den zerstörten Ritterburgen gleich sehen und ich verhehle mir nicht, dass dasselbe Schicksal mein Etablissement treffen wird.» Das schickt er als Entwurf an Meyer, der soll es in einer Eingabe an den König verwenden. «So irgendetwas starken Toback möchte ich für geeignet halten.» Es schweben gerade Verhandlungen wegen Errichtung einer kruppschen Fabrik im Zarenreiche und über Zweigwerke in Österreich, England, eventuell sogar Japan. Meyer hält selber nichts von solchen Gründungen, dennoch bringt er diese Projekte über Minister v. Bülow zur Kenntnis Bismarcks. «Schaden kann uns das nicht; ich liess einfließen, es widerstrebe uns eigentlich. Wir hofften noch immer, dass wir bald eine bessere Wirtschaftspolitik treiben würden, die es unnötig mache, unsere Existenz im Auslande zu suchen.»

In einer Audienz will Krupp auch den schwankenden Kaiser durch eine düstere Schilderung der Industrielage gegen den Freihandel einnehmen. Er glaubt, dass das nicht schwer sein wird: «Der Kaiser versteht sich nicht auf Zahlen (wie auch Bismarck nicht), daher wird er nur Staunen aussprechen.»

Die Festung ist reif zum Stürmen. Das Debakel der grossen Krise hat

bei Industriellen und Agrariern den Glauben an die Wunderwirkung des wirtschaftlichen Liberalismus erschüttert. Bismarck braucht für seinen antisozialistischen Kurs die Hilfe der Rechten und den Kaiser schmerzt seit Langem das Zerwürfnis mit den Konservativen. So kommt eine Eingabe, die der Industriellenverband mit den Unterschriften Krupp, Haniel, Borsig, Schwartzkopff, Mevissen, Kessler und Cramer-Klett präsentiert, zur rechten Zeit, den Untergang der Freihandelsära zu besiegen.

Durch die Arbeit des genialen Gross ist Krupps Ziel, nicht nur Geschütze zu bauen, sondern auch zu konstruieren, erreicht worden. Damit ersteht die Notwendigkeit, einen eigenen Schiessplatz zu errichten, denn der beschränkte Raum direkt an der Fabrik reicht für Versuche und Vergleichsübungen längst nicht aus. Ein privates Schiessfeld würde auch grössere Unabhängigkeit von den artilleristischen Militärbehörden garantieren.

Das Kriegsministerium nimmt den Plan des unbequemen Fabrikanten mit Misstrauen auf. Vorübergehend denkt Krupp deshalb an einen Schiessplatz im Ausland, vielleicht in Holland oder Russland. Schliesslich findet er, was er sucht, in nächster Nachbarschaft. Er sichert sich durch Kauf und Pacht ein Gelände bei Dülmen in Westfalen, etwa siebzig Kilometer nördlich der Fabrik. Das Terrain endet mit seiner Schusslinie an den Borkenbergen, niedrigen Hügeln im münsterschen Flachland. Krupp hält das für besonders günstig, doch Gross, den man vorher nicht gefragt hat, weist auf grosse Mängel hin. Den genialen Mann übergeht der Fabrikherr geflissentlich, da ihm seine ungeschminkten Meinungsäusserungen lästig sind. Zum Leiter des Platzes wird der ehemalige Leutnant Pohn berufen, der bald im Kanonenbau eine wichtige Stimme haben wird.

Wenige Jahre später genügt Dülmen nicht mehr. Seine Breite ist mit zwei Kilometern zu gering. Wegen der Streugefahr durch Geschosssplitter sind Versuche in grösseren Kalibern unmöglich. Das Werk hilft sich, indem es bei Bredelar im Diemetal ein von hohen Bergen umgebenes Schiessfeld anlegt. In der Nähe von Meppen, unweit Osnabrück, wird endlich ein Terrain gefunden, das allen Anforderungen entspricht. Fünfundzwanzig Kilometer über Moor, Wasser und Ackerboden zieht sich ein Geländestreifen von viertausend Meter Breite, den sich Essen durch hundert-

zwanzig Pachtverträge sichert. Der ganze Komplex wird mit Beobachtungsposten umgeben, die besonders drei durch den riesigen Landstreifen führende Wege kontrollieren und jeden Passanten dem Schiessstand melden. Über modernen Betonfundamenten schweben gigantische Lastkräne für die Monstregeschütze vom 40-Zentimeter-Kaliber. Unterstände schützen das Bedienungspersonal vor verirrten Kugeln und Geschosssplintern. Das ist eine Anlage, wie sie in dieser Grösse weder eine Rüstungsfirma noch ein Staat besitzt. Der Name Krupp geht wieder durch die ganze Welt.

Das Terrain in Meppen wird zum Schauplatz grosser artilleristischer Veranstaltungen. Sie finden ausnahmslos vor internationalen Foren statt. Krupp lehnt es ausdrücklich ab, «lediglich Preussen ein Recht auf den teuer erworbenen Platz einzuräumen». Für den Sommer 1878 hat das Werk Interessenten aus allen Ländern der Welt zusammengeladen. Siebenundzwanzig führende Artillerieoffiziere aus Österreich, Russland, Italien, Holland, England, Dänemark, Schweden und Norwegen, aus Spanien, Portugal, China und Griechenland sind neben den deutschen erschienen. Alle selbstverständlich bevorzugte Gäste Krupps. Sie wohnen in seinem Privathotel in Essen und werden von der Firma auf den Besichtigungsreisen generös freigehalten. Zunächst zeigt Krupp in Bredelar Versuche mit der Panzerkanone. Dann folgen mehrere Tage Besichtigung der Gussstahlfabrik, von wo der junge Fritz Krupp die Herren nach Meppen begleitet. Hier werden die Stahlgiganten, die ihre zentnerschweren Geschosse kilometerweit tragen, in neuesten Konstruktionen vorgeführt. Baedekers Kruppgeschichte berichtet ausführlich über die Exkursion nach Meppen:

«Wie immer bei solchen Schiessproben war die Zeit wohl eingetheilt und Alles aufs Vollkommenste organisirt. Man logirte in Münster im ersten Hôtel, fuhr des Morgens mit der Bahn nach Meppen und von dort mit der Nebenbahn zum Schiessplatz, und kehrte nachmittags nach Münster zurück, wo man sich an besonderer Tafel von Neuem zusammenfand. Hier würzten Toaste, deren Reigen Friedrich Alfred Krupp durch einen seinen Gästen dargebrachten Willkommengruss eröffnete, das fröhliche Mahl. Unter ihnen mag ein am ersten Tag ausgebrachter Toast des Generals v. Arroquia, Abgesandten von Spanien, erwähnt werden, weil er zeigt, wie diese Gesellschaft, recht eigentlich die Vertreter des Kriegshandwerks –

die einen als Verfertiger der furchtbaren Kriegswaffen, die andern als die Benutzer derselben – von dem Bewusstsein durchdrungen war, dass auch sie im Grunde nur der hohen kulturellen Aufgabe der Erhaltung des Friedens ihre Dienste widmete. Der General brachte nämlich ein Hoch auf die Civilisation aus, die hier in den Offizieren fast aller europäischen Heere vertreten sei. Am letzten Tage widmete der Vertreter Italiens, Oberst Giovannetti, Alfred Krupp, dem ‚roi des canons‘, im Namen der Tafelrunde sein Hoch.»

So wird es noch 1889 gedruckt, in der Neuauflage von 1912 aber schamhaft gestrichen. Im Lichte der Ereignisse des August 1914 offenbart sich diese internationale Verbrüderung rüstungsindustrieller «Zivilisation» als zynisches Dekorament kruppscher Geschäftspraxis.

Ein noch grösseres «Völkerschieszen» findet Herbst 1879 statt. Nahezu alle Staaten der Welt nehmen an ihm teil. Krupp allein trägt die Kosten für den Besuch von etwa hundert hohen Offizieren und Flottenchefs aus zwanzig Ländern. In Meppen werden zwölf verschiedene Kaliber vorgeführt, darunter zum erstenmal die 40-cm-Ringkanone, das schwerste Geschütz der Welt.

Der Erfolg beider Veranstaltungen entspricht den Erwartungen. Grosszügig wird das Geschäft mit der ganzen Welt ausgebaut. «Man erwäge alle Staaten des Globus, auf einige Tausend Thaler Mehrkosten kommt es garnicht an», bestimmt der Chef. Bei den Schiessproben fällt es auf, dass mehr englische als deutsche Offiziere anwesend sind. Einzig Frankreich ist nicht vertreten. Vaterländische Rücksichtnahme? In einem Brief an die Prokura warnt Krupp vor den Franzosen, «die uns ja nur was absehen, nie bestellen werden...». Bei Probeaufträgen, «womit sie ja immer zu ködern gesucht haben», solle man ihnen sagen, die Fabrik sei auf Jahre hinaus beschäftigt. Nur weil er nicht an wirkliche Geschäfte mit Paris glaubt – auf die er lange vergeblich gewartet – zeigt er Frankreich jetzt endlich die kalte Schulter.

Sonst ist die blutige Internationale vollständig und umgibt wie ein Schwarm Aasgeier das Werk und den Hügel: Agenten, Regierungsvertreter, geduldete Schnorrer und umworbene Besteller, eine gemischte Gesellschaft aus aller Herren Länder. Wenn die Herren selber kommen, ent-

faltet Krupp den Glanz seines industriellen Hofstaates; an dessen Tafel wird längst «Französisch, Italienisch und Englisch durcheinander gesprochen, nur kein Deutsch». Ein bunter Zug europäischer und exotischer Potentaten stellt sich ein: der Schah von Persien kommt mit fünfzig Mann Gefolge und nimmt dankend ein Geschütz als Souvenir an; Don Pedro, der Kaiser von Brasilien, weilt mit Frau als Gast auf dem Hügel; der künftige König von Spanien, der Kronprinz von Portugal, Belgiens Kriegsminister Colonel Nicaise, der türkische Generalissimus Ghasi Mukhtar Pascha, Chinas Gesandte Aoki und Marquis Tseng, Beauftragte des Sultans von Marokko und der Königin von Madagaskar, alle sind aufmerksam empfangene Gäste. Selbst über Kalakaua, den König der Sandwichinseln, rümpft man die Nase nur im geheimen – Monarchen, Minister und Generäle verlassen Essen in keinem Fall mit leeren Händen.

Einzelheiten über diesen inoffiziellen Teil der Kruppgeschäfte befinden sich im Geheimarchiv des Hauses, wo ein sekreter Teil den bezeichnenden Namen «Giftschrank» führt. Mit zartfühlender Diskretion umgeht Berdrow das heikle Thema. Nur an einer Stelle polemisiert er gegen einen Ungenannten, einen «hochgestellten Mann, ums Vaterland verdient» – es scheint sich um Moltke oder Roon zu handeln –, der nach einem Besuch in der Gussstahlfabrik und auf dem Hügel seine Untergebenen vor Essen warnt: «Gehen Sie lieber nicht hin. Fabrikanten haben das Bestreben durch gute Diners die Leute freundlich gesinnt zu machen, damit der Wein die Zunge löst usw....» Entrüstet fügt Berdrow hinzu: «Und das war einer der Besten!»

Zum Sedantag 1877 stattet der Kaiser dem Hügelschloss seinen vierten Besuch ab. Er kommt mit grossem Gefolge, darunter ein Dutzend Prinzen und Generäle. Trotz mehrfacher Trübungen erhält sich das Interesse Wilhelms am Kruppwerk. Die mehrfach behauptete «kleine Einlage» des Monarchen (sie wird von der Kronverwaltung stets dementiert) ist jedenfalls nur eine Folge, nicht die Ursache dieses Verhältnisses, das auf dem vorwiegend militärischen Interesse Wilhelms basiert. Sinnige Geschenke des Industriellen rufen seine Freundschaft von Zeit zu Zeit angenehm in Erinnerung: für die Jacht «Hohenzollern» stiftet er zwei Galageschütze, veilchenblaue Kanonen aus Gussstahl und Bronze, auf denen Renaissancever-

zierungen und kaiserliche Embleme in Silber eingelegt sind, was Baedeker veranlasst, sie «zauberhaft schön» zu nennen.

Der kunstfeindliche Krupp liebt keine Gemälde und doch sind seine Privatzimmer voll von Bildern – Portraits deutscher Generäle, exotischer Prinzen, einflussreicher Staatsmänner und hoher Fürstlichkeiten. Er hat vielfältige Anlässe zu «ewiger Dankbarkeit».

11.

Keine der vielen Legenden um das Haus Krupp ist so schwer zu erschüttern, wie die von seiner grossen Arbeiterfreundlichkeit. Was wir auf diesen Blättern bisher über die patriarchalische Despotie des Kanonenkönigs zusammengetragen haben, bringt seine Bewunderer dabei nicht in Verlegenheit. Sie weisen darauf hin, dass er in seiner Praxis allen Forderungen sozialer Gerechtigkeit zuvorgekommen sei, und Kranken- und Pensionskassen, Werkwohnungen und Konsumanstalten längst vorher und freiwillig eingeführt habe. Dieser Ruf einer modernen «Wohlfahrtsfirma» ist vielleicht die erstaunlichste Tatsache um das Essener Haus, lässt sich doch für jeden Schritt seiner «Wohlfahrt» nachweisen, dass er nicht über das hinausgeht, was im Geiste der Zeit liegt und in vielem sogar dahinter zurückbleibt.

Die Krankenkasse des Werks, so berichtet Professor Ehrenberg, bestand «jedenfalls schon 1839, in welchem Jahr ihr von der Firma zwei Taler Strafgeld geschenkt wurden. Dagegen scheint die Kasse direkte Beiträge nur von den Arbeitern erhalten zu haben, nämlich von jedem Arbeiter einen Groschen wöchentlich; die Firma dagegen scheint nur den Arzt mit zwanzig Talern jährlich honoriert zu haben». Solche bescheidenste Mindestfürsorge war den Industriellen des Rheinlandes schon dreissig Jahre vorher durch ein Regierungsdekret der französischen Herrschaft auf gegeben worden. Definitiv wird die kruppsche Kranken- und Pensionskasse erst 1855 gegründet, eineinhalb Jahre nach dem Erlass eines Gesetzes über die Errichtung solcher Versicherungen. Das Werk zahlt auch jetzt nur die Hälfte des Beitrags, übt aber die Verwaltung selbstherrlich aus. Den Mitgliedern, die in der Fabrik entlassen werden, stehen dagegen kei-

nerlei Ansprüche zu, sie verlieren die oft jahrzehntlang eingezahlten Beiträge.

Die Werk Wohnungen, das zweite Prunkstück kruppscher «Wohlfahrt», entstehen im Zwange der Entwicklung Essens. Das Industriestädtchen zählte zu Beginn des Jahrhunderts knapp viertausend Einwohner und noch 1850 nur zehntausend. Dann aber springt seine Einwohnerzahl auf fünfzigtausend, wovon über zehntausend Arbeiter und Beamte in der Gussstahlfabrik beschäftigt sind. Nach Ehrenberg sieht die dadurch entstandene Lage so aus: «Ungesunde Wohnungsverhältnisse, abnorme Steigerung der Mietpreise, bedenkliche Ausbeutung der Arbeiter durch Detailgeschäfte und Brandweinkneipen.» Die Choleraseuche nach dem österreichischen Kriege zeigte, wie gefährlich solche Zustände sind. Andere Werke konnten es sich vielleicht leisten, eine ewig fluktuierende Belegschaft zu haben, sodass im Jahre 1873, was Baedeker mitteilt, bei manchen die Zahl der neu aufgenommenen Arbeiter die der alten übersteigt. Krupp aber braucht für seine Qualitätsarbeit eine in langer Erfahrung herangebildete, für Generationen ansässige Stamarbeiterschaft. Da nun der private Häuserbau mit der Entwicklung des Werkes nicht mitkommt, muss Krupp selber versuchen, seinem Arbeiterheer Wohnungen zu schaffen, wenn er es an sich fesseln will. So entstehen um die Stadt Essen grosse Wohnkolonien: «Westend», «Nordhof», «Dreilinden», «Baumhof», «Schederhof» und «Kronenberg». Alle mit einfachen, teilweise primitiven Häusern, die nur einer Arbeiterschaft von bescheidensten Ansprüchen genügen. Der Fabrikherr wendet sich gegen jeden «Luxus». Sein Ideal wäre, nach dem Muster des «Stammhauses» Tausende von Wohnhütten herzustellen, ein menschenfreundlicher Plan, dessen Ausführung nur das Alter hindert. Einzelne der von Alfred Krupp erbauten Kolonien, zum Beispiel der Schederhof, sind bis in die Gegenwart wirkliche Schandflecke Essens geblieben. Da die pünktliche Zahlung des Mietzinses für die Werkwohnungen vom Lohnbüro garantiert wird, ist es eigentlich unklar, worin dabei die «Wohlfahrt» bestehen soll, wenn nicht für die Firma, die nun ihr Arbeiterheer in geschlossenen Wohnquartieren unter strenger Aufsicht halten kann.

Daneben erwirbt Krupp ein eigenes Krankenhaus, ein Hotel, errichtet Schulen und überzieht Essen mit einem Netz von Schankstätten und Kon-

sumanstalten. Letztere verkaufen zu den ortstüblichen Preisen, auch ist ihr Rabatt geringer als der anderer Konsumvereine und geht wieder denen, die im Laufe des Jahres ausscheiden, restlos verloren.

So ist das Kruppwerk ein «Staat im Staate» geworden, wie es Jerome Bonaparte auf einem verunglückten Besuch in Essen feststellte. Nicht nur innerhalb der Fabrik, auch in seiner Wohnung, in der Freizeit und bei seinen Einkäufen, bewegt sich der kruppsche Arbeiter im Bannkreis der Firma. Es wäre sinnlos zu bestreiten, dass sein Kulturniveau sich hebt, dass die Lage der «Kruppianer», wie man sie nennt, besser ist als die mancher anderer Arbeitergruppen im Revier. Krupp geht darin einen Weg, der sich abhebt von der Kurzsichtigkeit der frühkapitalistischen Periode. Er kümmert sich um seine Arbeiter, denn er hat erkannt, wie tausendfältig sich die Hebung ihres Lebensstandards durch Erhöhung des Verantwortungsbewusstseins und der Leistungsfähigkeit lohnt. Dabei bleibt der tatsächliche Umfang seiner Aufwendungen bescheiden, doppelt bescheiden im Hinblick auf die Monopolgewinne, die er erntet. Neben dem, was etwa Carnegie und Nobel an Stiftungen gaben, verblassen die Sümmchen, die der Kanonenkönig sich von eiserner Notwendigkeit abzwängen lässt.

Nicht anders ist es mit seinem Verhalten als Fabrikleiter. Das oft gerühmte Vertrauensverhältnis zwischen Chef und Arbeiter hat in Essen nie bestanden. Schon im «Reglement für die Fabrikarbeiter», das der junge Krupp 1838 erliess, heisst es: «Wer trotzen will oder seine Pflicht weniger tut, wird beim Ertappen entlassen. Ebenso wer sich wiederholt ein Versehen zuschulden kommen lässt. – Augendiener haben bei erster Gelegenheit den Abschied zu erwarten. Frechheit wird augenblicklich damit bestraft.»

Viel hat sich diese Gesinnung im Laufe der Jahre nicht geändert, das zeigen Hunderte von Ratschlägen Krupps an die Prokura. Menschen des Durchschnitts, ergebene Arbeitstiere, sind sein Ideal: «Klugheit ist kein Ausgleich, sondern ohne Moralität nur gefährlicher als mittelmässige Intelligenz.» Am liebsten möchte er das Arbeiterheer in eine Einheitskleidung stecken (was er ernsthaft vorschlägt) und sie in ihren privatesten Angelegenheiten reglementieren, damit sie «dem Staate recht viele treue Unterthanen liefern und der Fabrik Arbeiter eigener Race». Er ist bestrebt,

sie ständig unter Kontrolle zu halten, um sie fremden Einflüssen zu entziehen. Die Prokura soll «das Treiben unserer Leute überwachen und überwachen lassen». Als Krupp festgestellt hat, dass Anschläge der Werkleitung abgerissen werden, ordnet er an, «zu jeder Zeit ohne Ansehen der Kosten Alle überwachen zu lassen durch vertraute energische Leute, die eine Prämie bekommen für Jeden, den sie fangen. – Ganz gleichgültig, ob dies einen schlechten Arbeiter oder einen Meister trifft, ganz gleichgültig, ob wir 20 Mann mehr für diesen Zweck während der unruhigen Zeit anstellen und gut honorieren müssen.» Der sonst Knausrige will sich die Pinkertons gern etwas kosten lassen.

Mit zunehmendem Alter verstärkt sich Krupps Hang zur Autokratie. 1877 verfasst er das berühmte «Wort an die Angehörigen meiner gewerblichen Anlagen». Die sozialistische Lehre, erzählt er darin, erstrebe eine Herrschaft der «Faulen», «Liederlichen» und «Unfähigen» und bedrohe die Existenz der Fabrik. Von politischen Rechten der Arbeiter will er nichts wissen: «Eine ernste Beschäftigung mit der Landespolitik erfordert mehr Zeit und tiefere Einsicht in schwierige Verhältnisse, als Euch zu Gebote steht.» Für den, der sich trotzdem mit solch gefährlichen Gedanken beschäftigt, werden strenge Massregeln angekündigt: «Jeder muss die Folge seiner Handlungsweise tragen. Man erwärmt keine Schlange an seiner Brust, und wer nicht von Herzen ergeben mit uns geht, wer unseren Ordnungen widerstrebt, kann nicht im Kreise unserer Arbeiter bleiben.» Das ist keine leere Drohung. Wenig später werden dreissig Arbeiter mit der Begründung entlassen, im Werk sozialistische Propaganda betrieben zu haben.

Verschärft werden diese Reibereien zwischen Krupp und seinem Arbeiterheer durch das Hinzukommen religiöser Gegensätze. Die Bürger des alten Essende waren gegen Ausgang des Mittelalters, infolge der verständlichen Gegnerschaft zum Stift, ausschliesslich Protestanten. Mit der Industrie aber strömen die Massen westfälischer Bauernsöhne in die Stadt und sammeln um das Kruppwerk eine Belegschaft, die vorwiegend katholisch ist, was bald zu Spannungen führt. Man braucht bei Alfred Krupp keine besonders tiefe Religiosität anzunehmen, dafür fehlt auf den tausenden Seiten, die er schrieb, jeder Beweis. Er ist so religiös wie die meisten Industriellen seiner Zeit: sein Bekenntnis ist die protestantische

Staatsreligion, wobei ihm beides, der Staat wie die Religion, dem Geschäft dienlich erscheint. Als patriarchalischer Despot steht er mit Überzeugung hinter der Verwaltungspraxis Berlins, das die Katholiken des Westens als Bürger zweiter Klasse behandelt und durch sein ostelbisches Beamtentum das Rheinland wie eine eroberte Kolonie regiert.

Die religiösen Gegensätze entstehen denn auch erst in dem Moment, als sie aufs soziale Gebiet übergreifen. In Essen wird 1869 ein christlicher «Arbeiterverein» gegründet, der unter Leitung junger Kapläne steht. Sein Organ sind die «Essener Blätter», deren Redakteur Gerhard Stötzel früher Metalldreher in der Gussstahlfabrik war. Die massvolle Kritik des sachkundigen Mannes wird sehr beachtet. In seinem Aufruf zum grossen Bergarbeiterstreik wendet sich Krupp deshalb scharf gegen Stötzel, dessen Blatt bestrebt sei, «durch Erfindungen aller Art den Charakter der Verwaltung meiner Fabrik zu verdächtigen». Er macht keinen Unterschied zwischen christlicher und sozialistischer Bewegung – jede Form selbständiger Arbeiterorganisation ist ihm verbrecherische Auflehnung.

In diese Stimmung latenter Konflikte platzt Bismarcks «Kulturkampf», der von Seiten der Industriellen lebhaft unterstützt wird, weil sie sich ersten Bewegungen der Arbeiter gegenüber sehn und in der Schürung des religiösen Fanatismus ein bewährtes Mittel zur Knechtung der Kleinen erblicken. Im Essener Industrieereich ist häufig Gelegenheit, es anzuwenden. Am Vorabend der Novemberwahl von 1873 veröffentlicht die Krupp-Presse folgende interessante Erklärung: «Herrn A. Krupp wurde zu seinem Befremden die Mitteilung gemacht, dass nach angestellten Erhebungen in einzelnen Betrieben oder vielmehr Betriebsabteilungen der Gussstahlfabrik, in denen er persönlich früher viele evangelische Arbeiter gekannt hatte, gar keine oder nur sehr wenige Arbeiter dieser Konfession mehr beschäftigt würden.» Dass evangelische Arbeiter irgendwelchem Terror seitens ihrer Kollegen ausgesetzt gewesen seien, ist in den Jahren des «Kulturkampfes» doppelt unglaubwürdig. Die Mitteilung verrät deutlich den Zweck, Unfrieden unter die Arbeitermassen zu säen, um die Bildung von Gewerkschaften und gemeinsame Bewegungen zu erschweren. Nach aussen bedient Krupp sich dabei feierlicher Toleranz Versicherun-

gen, in den Bemerkungen an die Prokura aber heisst es: «Das Lummern zu Hause und die Wirtshäuser gehören nicht zu der Gewissenssache, die sie vorgeben... Da sitzen Kapläne dahinter.» In den schüchternen Sozialbestrebungen der Kleriker sieht er finstere Absichten von Intriganten, die im Scharf mächer jargon dieser Jahre «Hetzkapläne» genannt werden.

Ein endloser Kleinkrieg Krupps mit seiner katholischen Arbeiterschaft entbrennt in den Wahlkämpfen zum Reichstag. In Essen ist Stötzel bisher mit überwältigender Mehrheit gewählt worden. Nach den Attentaten auf den alten Kaiser löst Bismarck das Parlament auf und versucht durch Stimmungswahlen eine Mehrheit zu bekommen. Verschiedene Industrielle fungieren bereits als Mandatsträger – in Bochum Löwe, in Dortmund Berger, in Siegen Kreutz und an der Saar Stumm – was den komplizierten und kostspieligen Umweg über «befreundete» Abgeordnete erspart. Als eine Vertrauensmännerversammlung der Essener «regierungsfreundlichen Parteien» nun beschliesst, Alfred Krupp zum Kandidaten zu nominieren, erhebt dieser keinen Einspruch. Bei der Wahl am 28. Juli 1878 siegt Stötzel aber mit vierzehntausend Stimmen, während Krupp nur dreizehntausend erhält. In der Stadt, die zum grössten Teil von seinen Arbeitern bewohnt wird, lehnt die Mehrheit ihn ab. Man versucht nachträglich, den peinlichen Eindruck durch den Hinweis zu verwischen, Krupp habe nicht deutlich genug geäussert, ob er die Wahl annehmen wolle und dadurch manchen Wähler verwirrt. Bei der nächsten Wahl, Herbst 1881, verzichtet der Fabrikherr aber doch auf seine Nominierung. Dafür empfiehlt er die Wahl des Generalfeldmarschalls v. Moltke, der diesmal in Essen kandidiert: «Wenn der Graf v. Moltke die Wahl annimmt, so kann man dem Kreise gratulieren; denn neben dem allgemeinen Interesse werden dann auch die Privatinteressen des Kreises an dem Einflüsse gebührenden Anteil haben.» Das war nicht zu bestreiten: Moltke, einer der schärfsten Rüstungstreiber, wäre der geeignete Repräsentant für die Privatinteressen des Kruppwerks gewesen. Dennoch siegt Stötzel.

Zum letzten Mal kreuzt der Fabrikherr die Klinge mit den Katholiken bei den Septennatswahlen von 1887, die um ein siebenjähriges Rüstungsprogramm entbrennen. Dabei steht der junge Fritz Krupp als bürgerlicher

Einheitskandidat gegen Stötzel, der das Septennat ablehnt. Diesmal ist der Kanonenkönig besonders aktiv. In zwei grossen Erklärungen wendet er sich an die Arbeiter seiner Werke und malt die Gefahr eines Krieges mit Frankreich aus. Auf dem Werk setzt ein beispielloser Wahlterror ein. Die Krupp-Partei gibt Stimmzettel heraus, die sich durch Format und Farbe von den andern unterscheiden. Da es noch keine Wahlnischen gibt und der Stimmzettel ohne Umschlag in die Urne gesteckt wird – neben der Kruppbeamte als «Wahlhelfer» sitzen – befinden sich die Wähler unter offener Kontrolle. Auch das nützt nichts, Stötzel bleibt Sieger über Krupp.

Nach der Niederlage setzen scharfe Vergeltungsmassnahmen ein. In einem Erlass gegen die beiden örtlichen katholischen Zeitungen erklärt Krupp, er sehe sich «verpflichtet, meine sämtlichen Angehörigen vor dem Halten und Lesen dieser Blätter zu warnen, denjenigen aber, welche in meinen Wohnungen wohnen, das Halten und Lesen derselben zu untersagen». Die Jagd nach den verfeimten Blättern nimmt groteske Formen an. Ein dabei gefasster Arbeiter erklärt, er sei Untermieter und habe nicht darauf geachtet, womit die Vermieterin das Frühstück eingepackt habe; trotzdem erfolgt seine Kündigung. Unter den Gemassregelten befindet sich ein Fabrikinvalid, der seit dreiunddreissig Jahren auf dem Werk beschäftigt war. Der Inquisitionseifer einiger Meister ist so gross, dass sie sogar das – Klosettpapier kontrollieren.

Die Krönung dieses Gesinnungsterrors ist die unglaubliche Forderung der Betriebsleitung, dass die Arbeiter eine schriftliche Erklärung darüber geben sollen, ob sie sich zur «nationalen Partei» oder zum katholischen «Zentrum» bekennen. Zu diesem Zweck zirkuliert eine Liste im Werk, auf der jeder seinen Parteistandpunkt eintragen soll. Die überwältigende Mehrheit des Arbeiterheeres lehnt das entrüestet ab. So versucht man, vergeblich allerdings, auf einem Werk grossindustrieller Prägung den Geist patriarchalischer Unterordnung aufrecht zu erhalten.

Ende der achtziger Jahre ist es zur Abwechslung wieder einmal die «rote Gefahr», die für Krupp zur fixen Idee wird. Seine Furcht vor ihr erfährt nun überall neue Nahrung. Eines Tages teilt ihm der Essener Landrat mit, die Gussstahlfabrik sei eine besondere Brutstätte der Sozialdemokratie. Der so leicht erschreckbare Krupp sieht seinen Betrieb in den

Grundfesten wanken. In düstersten Farben schildert er der Prokura die Lage: «Der communistische Geist war im ungestörten, raschen, munteren Zunehmen. Es sind von eigenen Arbeitern Ausdrücke feindseligster Natur ungestört offen gefallen und mit Applaus begrüßt worden, z.B.: Nur über Krupps Leiche kommen wir zu unserem Ziel! etc.» Die Prokura müsse endlich handeln. Durch polizeiliche Kontrolle sei eine scharfe Auslese der Gesinnung vornehmen zu lassen, um jeden, der verdächtig sei, sofort zu entfernen. «Es ist nicht die Grenze für solche Vergehen beim Einwerfen von Fensterscheiben anzunehmen, sondern irgendein Zeichen von Nichtachtung von Verordnungen und Hohn gehört in diesem Fall zur Berechtigung der Entlassung.»

Auf einer Reise nach Berlin beschäftigt sich Krupp mit nichts anderm als der roten Gefahr. Ihn interessieren weder Wirtschaftsfragen noch brennende Organisationsprobleme – er will nur etwas von der Bekämpfung der Sozialisten hören. Die Prokura weigert sich, seinen überspannten Forderungen nachzukommen. Meyer und Goose denken an Rücktritt, weil sie der ewigen Eingriffe in die Verwaltung müde sind. Krupp fasst ein «sozialpolitisches Glaubensbekenntnis», dessen Inhalt bei Meyer wie eine Bombe wirkt: «Ich war ganz entsetzt, und sagte Herrn Krupp ganz offen, ich würde es mir zur Aufgabe machen, diese seine Ansichten überall, . . . ernstlich zu bekämpfen.» Meyers Entsetzen wird verständlich, wenn man erfährt, welches Rezept Krupp zur Bekämpfung der verhassten Bewegung auf stellt: «Cravalle und Aufstand wird es geben und es wird garnicht anders werden, als dass am Ende doch die Soldaten hineinschiessen müssen, und dies fängt vielleicht in Berlin noch eher an, als in der Provinz.»

Die beiden Attentate auf den alten Kaiser geben ihm erneut Anlass, eine Reinigung seiner Betriebe zu fordern. Diese Verfolgungsmanie färbt allmählich auf die Umgebung ab und lässt das Gerücht entstehen, auch gegen Krupp sei ein Anschlag geplant. Wohl unter dem Eindruck dieser Mitteilung entsteht eine neue «Ansprache», deren Ton so ungeheuerlich ist, dass die Prokura ihre Veröffentlichung ablehnt. Ein Satz aus ihr ist bekanntgeworden: «Ich werde nicht eher ruhen, als bis kein einziger Sozialdemokrat sich mehr in unserm Verbände befindet...»

Bis an sein Lebensende beruhigt sich Krupp nicht mehr. Bismarcks So-

Die Gegenrevolte

zialistengesetz, das Tausende hinter Kerkermauern bringt und ins Ausland verjagt, ist ihm nicht scharf genug. Wenigstens das allgemeine Wahlrecht möchte er wieder abgeschafft sehen: «Möge der Nachtheil auch ausgelöscht werden, den bis jetzt das Wahlrecht Besitzloser der Allgemeinheit brachte. Das hat den Socialismus sehr begünstigt. →»

Im liberalen neunzehnten Jahrhundert geäußert, erinnern diese Drohungen an «modernste» Erkenntnisse, die erst mit dem Heraufkommen des Faschismus gereift sind. Es lässt sich nicht leugnen: der hellsichtige Autokrat kannte das Rezept der Machtbehauptung bis in die subtilsten Möglichkeiten. «Es sollte bald fliegende Arbeiterbataillone von jungen Leuten geben, die in Notfällen bei der Ernte, in Bergwerken, Fabriken oder auf der Eisenbahn eingesetzt werden können», diktiert er einem seiner Direktoren. Und gegen die Verbrechen des «teuflischen Lassalle» weiss er ein für das Jahr 1885 seltsam prophetisches Mittel: «Ich wollte, dass Jemand mit grosser Begabung eine Gegenrevolte anregte ...»

Fünfzig Jahre später ist das Wirklichkeit geworden.

11.

Seit zu Beginn der achtziger Jahre die Vereinigten Staaten, infolge des Erstarkens ihrer eigenen Stahlindustrie, als Kunde Europas ausscheiden, hält im Essener Werk die Friedensproduktion mit der Herstellung von Kriegsmaterial nicht mehr Schritt. Aus nahezu allen Ländern der Welt laufen Kanonenbestellungen ein, die jetzt nur noch hoch in die Millionen gehn: Griechenland, Rumänien, Holland, Schweden-Norwegen und die Schweiz beziehen gleich ganze Artillerieausrüstungen; etwas später folgen Spanien, Österreich, Russland, die Türkei, Montenegro, China, Bulgarien, Persien und Italien, für dessen Riesengeschütze die schweizer Brücken zu schwach sind, sodass ihr Transport zur See erfolgen muss.

Der scharfe Stoss dieser kriegsschwangeren Friedenskonjunktur führt das Kruppwerk an die Spitze der Waffenfabriken der Welt. Bis 1887 liefert es insgesamt dreiundzwanzigtausend Geschütze. Keine andere Firma folgt ihm auch nur annähernd. Seine tägliche Maximalproduktion beträgt

jetzt etwa 1'000 Granaten, 500 Räder und Achsen, 450 Stahlfedern und 1'800 Schienen. Mit siebzehntausend Arbeitern überschreitet es 1881 die Höhe der Gründerkonjunktur und schon 1887 zählt sein Belegschaftsheer zwanzigtausend. Entsprechend erweitern sich die technischen Anlagen. Eine Geschossdreherei wird gebaut; als der Hammer «Fritz» versagt, ist das der Anlass zur Errichtung hydraulischer Pressen mit einem Druck von fünftausend Tonnen; schliesslich ermöglicht das neue Thomas verfahren die Verwendung phosphorhaltigen Roheisens. Das Konstruktionsressort erlebt jetzt seine Glanzzeit: Ringrohre, Gebirgskanonen, Küstengeschütze und Mörser wachsen in riesige Dimensionen.

Es ist ein Höhepunkt kruppischer Entwicklung – aber auch eine Wende. Seit dem grossen Krieg hält Essen nun schon seine überragende Position im internationalen Waffengeschäft. In England und Frankreich selber ist es ihm zwar nicht gelungen, gegen Armstrong oder Schneider Fuss zu fassen, aber die übrige Welt war doch so etwas wie ein kruppisches Monopolgebiet. Darin machen sich jetzt die ersten Anzeichen einer Änderung bemerkbar. Die Konkurrenten in England und Frankreich zeigen sich entschlossen, das verlorene Terrain aufzuholen. Vier Jahrzehnte bösartiger Rivalitätskämpfe der grossen europäischen Waffenfirmen nehmen jetzt ihren Anfang.

Ein besonders heissumstrittenes Glacis ist Serbien, das kämpferischste der Balkanländer. Dort tritt Krupp als ernster Konkurrent der französische Oberst de Bange entgegen, dessen Konstruktionen die Firma Cail & Cie. ausführt, hinter der das Pariser Finanzhaus «Comptoir d'escompte» steht. Belgrad veranstaltet ein grosses Vergleichsschiessen, wobei Krupps 8,4-cm-, de Banges 8-cm- und Armstrongs 7,5-cm-Rohr über Entfernungen von tausend bis zu dreieinhalbtausend Meter um den Preis ringen. Krupp wird geschlagen. Sein Geschütz gibt dreissig Schüsse in dreissig Minuten ab, während de Bange mit dreiundzwanzig Minuten auskommt. Auch zeigt der kruppische Verschluss nachher einen Sprung, was Essen allerdings für ein «reines Spiel des Zufalls» erklärt. Ein neues Schiessen vermag den schlechten Eindruck nicht zu reparieren. Serbien bestellt seine gesamte Neubewaffnung in Frankreich.

An dieses erste Gefecht um den Balkanmarkt schliesst sich ein heftiger

Zeitungskrieg, der von beiden Seiten mit üblen Mitteln geführt wird und ein anschauliches Bild davon gibt, wie sich das Ringen der grossen Hyänen im Halbdunkel ihrer trüben Geschäfte abspielt. Auf deutscher wie auf französischer Seite tritt dabei die Regierungspresse ganz selbstverständlich für die Geschäfte ihrer Rüstungsfirmen ein. Bismarcks Organ, die «Norddeutsche Allgemeine Zeitung», sekundiert Krupp, indem sie eine grosse Untersuchung über gesprungene Geschütze de Banges veröffentlicht, wobei sie nicht vergisst, jedesmal auch die Zahl der armen Opfer mitzuteilen. «Agence Havas», das amtliche Pariser Nachrichtenbüro, wird nun etwas deutlicher: «Der Oberst de Bange hatte 6,5 Millionen, Krupp 11 Millionen Taler verlangt. Kaum hatte Krupp von dem Preise seines Nebenbuhlers gehört, so ging er mit seiner Forderung auf 5 Millionen Franken herunter. . . Um Krupp die Lieferung zum Preise von 5 Millionen zu ermöglichen und dadurch seinen Weltruf zu behaupten, wollte ihm die deutsche Regierung einen Zuschuss von anderthalb Millionen bewilligen. Der französischen Industrie ist es übrigens gelungen, das Übergewicht Krupps ins Wanken zu bringen, denn wiederum sind zwei Aufträge, einer von der rumänischen und einer von der mexikanischen Regierung, Krupp entgangen und St. Chamond und dem Creuzot zugeordnet worden.»

Krupp antwortet, dass diese Darstellung «von Anfang bis zu Ende erfunden» sei: «Ich bin überhaupt gar nicht in der Lage gewesen, einen Gesamtpreis anzugeben, da mir nicht bekannt war und bis heute nicht bekannt ist, was die serbische Regierung bestellen will... Was die beiden als Triumph der französischen Industrie bezeichneten Bestellungen anbetrifft, so beschränken sie sich auf zwei Probekanonen für Rumänien... und auf Feldkanonen für Mexiko, deren Lieferung ich nicht übernehmen wollte, weil die persönlichen Ansprüche des Vermittlers nicht mit meinen Geschäftsprinzipien in Einklang zu bringen waren ...»

Die Andeutung, dass er Schmiergelder und Bestechungen aus Geschäftsprinzip ablehne, ist für den generösen Freund von Ministern und Generälen zwar mutig, aber kaum überzeugend. Allerdings bleibt er nicht nur auf die kleinen Agenten angewiesen. Anlässlich eines um diese Zeit stattfindenden Besuches des rumänischen Königs in Berlin schreibt er seinem dort weilenden Sohn Fritz:

«Es wird mich freuen, wenn die Audienz Dir Wohlwollen beweisen wird. Das ist jetzt von ganz ausserordentlicher Bedeutung für die Stellung zum Ministerium und für künftigen Verkehr. Jetzt wird ja von Geschäften keine Rede sein. Es wird aber sehr nützlich sein, wenn Du Dich darauf präparierst – nicht wegen der Kanonen, denn die wird man ja doch von uns nehmen und der König wird schon in Berlin bestärkt werden, aber je eher Du Gelegenheit hast, ihm von den Erfolgen unserer Panzerplatten zu reden ..

Wer den Rumänenkönig in Berlin «bestärkt», seine Lieferungen nach Essen zu vergeben, kann nicht zweifelhaft sein. Kruppfreunde sitzen in den höchsten Militärpositionen und Staatsämtern bis hinauf zu Bismarck. Der Erfolg ihrer Intervention ist prompt: um die serbische Schlappe wettzumachen, findet in Bukarest ein Vergleichsschiessen statt, bei dem Krupp gemeinsam mit Gruson über die französische Konkurrenz «sieg», woraufhin ihm die Armierung der vierzig Eckpfeiler der Festung Bukarest übertragen wird. Nicht anders ist es in Spezia, wo Essen mit Armstrong um die italienische Bewaffnung ringt und ebenfalls siegt. Artilleristischen Wert haben solche Ergebnisse, die stets genau mit den politischen und finanziellen Sympathien des jeweiligen Landes übereinstimmen, natürlich nicht, aber sie beeinflussen die für ein demokratisches Zeitalter wichtige öffentliche Meinung. Unterirdisch wird dabei mit Spesen, Provisionen, Geschenken, mit der Anstellung Verwandter und ähnlich sauberen Methoden gearbeitet – oberirdisch lässt man «Fachleute» aufmarschieren. So erscheint etwa in Buenos Aires die Schrift eines Oberstleutnants Sellström über die Systeme Krupps und Armstrongs, in der sich dieser, natürlich aus reiner Fachbegeisterung, für Essen ereifert und die Armierung des Panzerschiffs «Brown» mit Kruppgeschützen fordert. Die Gegenseite antwortet mit ebenso unparteiischen Kronzeugen.

1886/87 entbrennt ein Kampf um Belgiens Rüstung, darunter die Maasbefestigungen. Hier tritt neben der französischen nun auch die einheimische Industrie der lütticher Gegend auf den Plan und appelliert an «nationale Interessen». Ihre Presse behauptet, Essens System sei längst veraltet. Auch hier entsteht Krupp – die Wege der Rüstungsindustrie sind

wunderbar – ein wichtiger Helfer: der Hauptmann E. Monthaye, Mitglied des belgischen Generalstabs. Er gibt eine Schrift «Krupp et de Bange» heraus, in der er Essens Überlegenheit verteidigt. De Banges Geschütze, erklärt er, bestünden aus Stahl, der im Siemens-Martin-Ofen, also in Massenproduktion, gewonnen werde, Krupps Tiegelguss übertreffe ihn an Güte und Gleichmässigkeit. Eine eigene belgische Rüstungsindustrie aufzubauen, sei mit grossen Kosten verknüpft und müsse deshalb abgelehnt werden. Die Schrift des seltsamen Generalstäblers endet mit einer persönlichen Lobhymne auf Alfred Krupp. Die Konkurrenz lässt gleich zwei «Unparteiische» los. Oberstleutnant Hennebert behauptet, der deutsche Kaiser und Bismarck seien Hauptaktionäre des Essener Werks, während Leutnant Malengreau Krupp bezichtigt, Tiegelgüsse nur solange auszuführen, als Zeugen, etwa Zeitungskorrespondenten, anwesend seien. Die brüsseler Regierung wählt im Feuer solcher Profithysterie eine mittlere Linie: sie vergibt die schweren Geschütze an Krupp und veranstaltet für die leichten eine Ausschreibung, bei der dann die Konkurrenz ihren Anteil erhält.

Nicht immer kommt es zu friedlicher Teilung. Die grossen Waffenfirmen führen ihre Konkurrenzkriege um mehr als einmaligen Buchgewinn. Ihr Ziel ist, sich das bestellende Land botmässig zu machen, von ihm die Garantie dauernder Lieferungen zu erhalten. Dabei benötigen sie die Assistenz ihrer Regierung, wobei es im Einzelfalle undurchsichtig bleibt, ob die politische Orientierung dem Geschäft folgt oder das Geschäft im Kielwasser der Politik schwimmt und sie vorwärts stösst. Das gilt besonders für die immer grösser werdenden Kruppgeschäfte mit der Türkei, bei denen Essen, unterstützt von Berlin, seinen westlichen Konkurrenten schon jetzt eine Nasenlänge voraus ist. Darüber berichtet Hallgarten:

«Die deutsche Festsetzung in der Türkei, die als ältester Gegner des russischen Reiches alles Interesse an einem Anschluss an dessen politische Rivalen besass, hatte ausgesprochen kapitalistische Gründe; die Mission des preussischen Generals v. d. Goltz, den sich die Türken in den achtziger Jahren zur Reorganisation ihres Heeres vom deutschen Kaiser erbeten hatten, hatte zugleich der Aufgabe gedient, den Türken die Kanonen des Hauses Krupp aufzunötigen.»

Den Gesandten in Konstantinopel betrachtet Alfred Krupp als inoffi-

ziellen Geschäftsvertreter Essens. Als dem Sultan und dem Grossvezier ein Album mit Darstellungen der Essener Geschütze überreicht werden soll, schreibt er an die Prokura: «Ohne Zweifel wird der Gesandte, der ja bald erfahren kann, wie wir zum Kaiser stehen, wenn er es nicht wissen sollte, gern einen Rath geben, den Weg zeigen oder selbst die Vermittlung übernehmen.»

Die Türkei bestellt im Juli 1885 etwa 500 Geschütze und schon im Februar des nächsten Jahres weitere 426 Feldkanonen und 60 Mörser. Aus mehrjährigen Zolleinnahmen Konstantinopels sollen die Millionen dafür aufgebracht werden. Welchen Sinn die forcierte türkische Rüstung hat, zeigt der etwa gleichzeitig ausbrechende Aufstand in Philippopel und die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien, woraus sich eine ernste europäische Krise entwickelt. Denn um Sofia wirbt Russland (das Bankhaus Günzburg und der Eisenbahnunternehmer Poliskow sind dort interessiert), während der deutsche Imperialismus sich auf der in Vollendung begriffenen Bahnlinie Berlin-Wien-Philippopel-Konstantinopel bis an den Bosphorus vorstastet, wo kruppsche Stahrohre der russischen Flotte den Weg versperren ...

Ihre, trotz Serbien, schweren Schlapfen dieser Jahre macht Frankreichs Rüstungsindustrie durch einen erfolgreichen Stoss gegen die kruppsche Position in Japan wett. Essens enge Freundschaft mit China, auf die wir noch zu sprechen kommen, erleichtert ihr dabei die Aufgabe. Ein letztes tut der vom Pariser Aussenministerium nach Tokio entsandte «Marineberater» Bertin, in Wahrheit ein geschäftlicher Agent des Hauses Schneider, das langsam aus seinem Schlaf erwacht. Bertin sorgt dafür, dass etwa nach 1880 die japanischen Schiffe – trotz des für Krupp günstigen Schiessens vor dem Mikado – ihre Armierung fast ausschliesslich in Le Creuzot erhalten. Im Zusammenhang mit der jetzt einsetzenden Durchdringung der russischen Industrie durch französisches Kapital, bedeutet dieser Erfolg Schneiders eine erste wichtige Attacke gegen Essens Weltmonopol.

Also Rüstungskampf mit Russland und Frankreich. Bleibt als umworbene Macht der späten Bismarckära – England. Hier sind die Essener Lieferanteninteressen der Ausgangspunkt wirksamer Konterstösse. In Europa begnügt man sich mit gegenseitigen Nadelstichen. 1879 lässt Krupp

die schon erwähnte Denkschrift an die Mitglieder des Unterhauses verteilen, um «unzutreffende Ansichten» über das Versagen seines Systems zu widerlegen. Wo Schiffsgeschütze zerspringen, bezichtigen die Konkurrenten diesseits und jenseits des Kanals einander wechselseitig, obwohl sie sich in ihren Konstruktionen fleissig nachahmen. Oberst Maitland, Direktor der königlichen Geschützfabrik zu Woolwich, erzählt selber (im Journal of the Royal United Service Institution), er habe bei einem Besuche in Essen Teile des Vierzigzentimeter-Rohres in Bearbeitung gesehen und ihre Dimensionen mittels eines Regenschirmes abgenommen. Das charakterisiert die Atmosphäre eines für die Verhältnisse der Rüstungsindustrie nicht allzu feindseligen Konkurrenzkampfes, die etwa auch darin zum Ausdruck kommt, dass der Sohn des Hauses Vickers eine kurze Lehrzeit in Essen verbringt. Sie ändert sich aber radikal in dem Moment, wo Krupp auch ausserhalb Europas britische Einflusszonen zu attackieren beginnt.

Zuerst in China. Dort gelingt es Essen, die englische Industrie bei einer wichtigen Schienenverdingung zu schlagen. «Mit der kruppschen Lieferung für die Verwaltung der Kaipingminen», schreibt ein Berliner Blatt, «hat die deutsche Eisenindustrie in Zentralasien ihre Visitenkarte abgegeben.» Chinas Premierminister Li Hung Tschang, später sein Vizekönig, löst die bestehenden Verbindungen zur britischen Rüstungsindustrie und bevorzugt nun auffällig Essen. Alfred Krupp unterzeichnet schmeichelhafte Briefe an den wichtigen Kunden und schenkt ihm das richtig funktionierende Modell einer Eisenbahn. China avanciert zum Interessengebiet erster Ordnung, für das der Chef grösste Behutsamkeit empfiehlt: «Werden wir das Schreiben direkt senden oder etwa beim Auswärtigen Amt anfragen, ob dasselbe unser Schreiben durch die Gesandtschaft übergeben lassen will? Das würde Eindruck machen!»

Das geschäftliche Ergebnis stellt Essen nicht ganz zufrieden. In diesen Jahren bezieht China «nur» 150 Festungsgeschütze und 275 Feldkanonen, sowie die gesamte Armierung für acht Panzerschiffe. Aber die Zukunft verspricht mehr und das Bild Li Hungs hängt auf dem Hügel an einem Ehrenplatz – über dem Bett des alten Herrn. Der begriff klar, was die plötzliche Freundschaft der Chinesen bedeutet: «Ly hasst die Engländer –

Uns nicht – Uns will er brauchen gegen sie.. So ähnlich verstand es London auch.

Im Essener Friedensgeschäft machen sich bald die Folgen des neuen Schutzzollkurses bemerkbar. Bestellungen auf Schienen und Bandagen kommen in grössten Mengen. Der Verdienst an ihnen ist besonders hoch, denn durch das Fehlen ausländischer Konkurrenz haben sich die Inlandspreise um mehr als fünfzig Prozent erhöht. Die Kehrseite der Medaille sind phantastische Schleudergeschäfte im Ausland. In Bezug auf Schienen ist zunächst noch das «Internationale Schienenkartell» als Hindernis vorhanden, das aber 1886 abläuft und nicht mehr erneuert wird. Nun schwenkt Krupp – von dem immer behauptet wird, dass er in Preisfragen unnachgiebig gewesen sei – in die Front der Schleuderer ein. Das verrät der Essener Handelskammerbericht für dieses Jahr, wo es heisst: «Die in unserm Bezirk gelegenen Werke haben auf dem internationalen Markte in Konkurrenz gegen ausländische Fabrikate teilweise bedeutende Aufträge erhalten. Im günstigsten Falle kommen die Verkaufspreise den Selbstkosten gleich; in den meisten Fällen erreichen dieselben, soweit Massenfabrikate in Betracht kommen, die Selbstkosten aber noch nicht.» Besonders geschleudert wird beim Schienenabschluss für die italienische Mittelmeerbahn, wo Krupp gemeinsam mit französisch-belgischen Firmen die Engländer unterbietet.

Auf den grossen Ausstellungen dieser Jahre, in Sidney, Melbourne, Amsterdam, Berlin und Düsseldorf, präsentiert sich das Essener Werk schon wieder als auf steigender Industriegigant erster Ordnung. Wie fern liegen Krise und Rückschlag! Von der grossen Anleihe, deren Laufzeit längst nicht zu Ende ist, zahlt die Firma 1883 ein Sechstel, 1884 ein Drittel und 1886 die restliche Hälfte zurück. Damit ist aus reinen Betriebsgewinnen die Summe von zweiundzwanzig Millionen in drei Jahren aufgebracht worden. Zur gleichen Zeit erfolgt noch eine gewaltige Erwerbung: das Stahlwerk Asthöwer & Cie. zu Annen geht im November 1886 in kruppischen Besitz über. Es handelt sich um eine Spezialfabrik für Stahlformguss, die neben Maschinenteilen auch Garnituren für Gewehre und Revolver in höchster technischer Vollendung produziert. Was den erfolgreichen Ingenieur Asthöwer unter das Joch des Essener Konkurrenten zwingt, ist nicht bekannt geworden. Im gleichen Jahr schliesst Krupp ei-

nen Vertrag mit der «Metallpatronenfabrik Lorenz» in Karlsruhe, durch den er sich das Vorkaufsrecht auf die für das Geschützwesen hochbedeutende Metallpatrone sichert. (1896 geht das lorenzsche Werk in die berühmten «Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken A. G.» auf, zu denen Essen damit in ein enges Vertragsverhältnis tritt.) Auch zum internationalen Pulvertrust spinnen sich die ersten Fäden an. Als der berühmte Nobel sein rauchloses Pulver erfunden hat, erscheint er persönlich in Essen, um Alfred Krupp die ersten Säcke zur Probe zu überreichen. Dieser ist von den Versuchen begeistert und erwirbt das Gebrauchsrecht für Deutschland.

Trotz dieser rasanten Aufwärtsentwicklung ist der Essener Horizont keinesfalls wolkenlos. Seine geschäftlichen Gewaltmethoden bleiben nicht mehr unangefochten. Der deutliche Ausfall einer Berliner Zeitung gegen «die Wünsche eines bekannten Grossindustriellen, welcher die Bewaffnung der Welt gewissermassen monopolisiert hat», ist typisch für die Stimmung kritischen Missbehagens, die sich in der deutschen Öffentlichkeit gegen Essen erhebt. Aus ihr erwächst auch der letzte grosse Konflikt zu Lebzeiten des alten Herrn, der Kampf mit der Marineverwaltung. Sein Anlass ist für Essen wirklich bedrohlich. Auf dem Schulschiff «Renown» springt ein kruppsches Ringrohr. Man forscht nach der Ursache, untersucht auch die übrigen Geschütze und macht dabei die Feststellung, dass noch andere Rohre bedenkliche Risse zeigen. Jetzt wird die Marineverwaltung stutzig. Die Gegner des Gussstahls sind noch immer nicht ausgestorben. Ihrem Drängen gibt die Admiralität nach und stellt an Krupp die bei Lage des Falles verständliche Forderung einer Garantie auf fünfhundert Schuss für jedes Rohr. Diese Nachricht schreckt den Kanonenkönig auf. Er weiss aus bitterer Erfahrung, dass mit unverbindlichen Beteuerungen über die Güte der Ware nicht gespart werden darf, dass man sich aber vor einer juristisch verpflichtenden Garantie hüten muss. Diese lehnt er entschieden ab und eröffnet einen auf beiden Seiten scharfen Briefwechsel mit dem Chef der Admiralität, v. Stosch.

Seine eigenen Leute berennt der Alte täglich mit beschwörenden Briefen. Er stellt entsetzt fest, dass er in seiner schroffen Ablehnung allein steht. Die Prokura und auch der Berliner Vertreter sind zu teilweisem Entgegenkommen bereit, weil sie sich mit dem wichtigen Kunden Marinelei-

tung nicht überwerfen wollen. Hat doch die Admiralität soeben, ärgerlich über die provokante Haltung Krupps, eine unzweideutige Erklärung abgegeben: sollte das ablehnende Verhalten der Fabrik in Konkurrenzlosigkeit wurzeln, so würde die Marineleitung den von ihr damit begangenen Fehler beseitigen!

Das klingt böse, imponiert dem eigensinnigen Greis aber nicht. Er hat Jencke, den neuen Chef der Prokura, nach Berlin gesandt und ihm eine geheime Mitteilung an den Kaiser und Bismarck aufgegeben. Darin kündigt er seine Abdankung und den Verkauf des Werkes für den Fall an, dass die Marine nicht nachgibt. Der höchste Trumpf ist ausgespielt und bleibt nicht ohne Wirkung. Die Admiralität tritt – durch Druck der Regierung gezwungen – von ihrer Garantieforderung zurück. Sie gibt sich mit Zusagen über eine verbesserte Methode der Stahldichtung und verschärfte Produktionskontrolle zufrieden. Ihr Widerstand war ein letztes Auf flackern altpreussischen Ressentiments. Ein neues Zeitalter glücklicher Harmonie zwischen Geschäftsinteressenten und Staatsbürokratie steht vor der Tür.

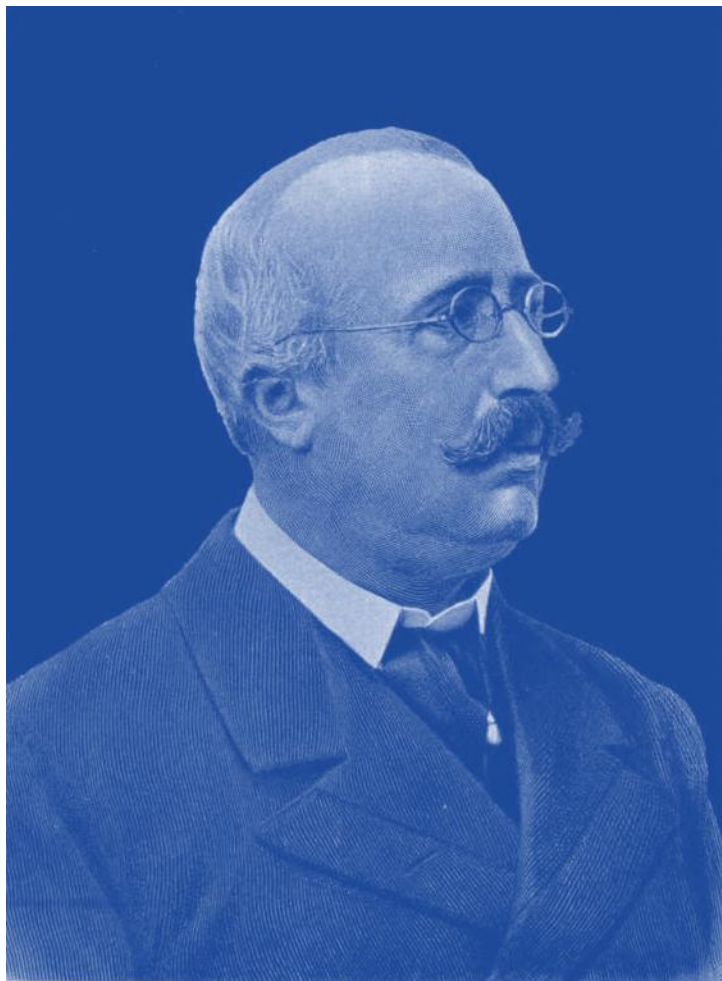
Im Kampf um Macht und Gewinn bleibt der Kanonenkönig bis zuletzt von seltener Klarsichtigkeit – technisch ist er für sein Werk ein Hemmschuh des Fortschritts geworden. Nicht erst in letzter Zeit. Denn Alfred Krupp, darüber darf sein frühzeitiger Eintritt in die väterliche Fabrik nicht täuschen, war niemals ein technischer Fachmann. In seinen tausenden Briefen wimmelt es von klugen Sätzen über kaufmännische Dinge, Finanzfragen, Menschenbehandlung und daneben fehlen natürlich auch technische Bemerkungen nicht. Sie enthalten Fabrikationsratschläge eines um den Lauf seiner Fabrik besorgten Kaufmanns – nicht mehr. Berdrow will in Krupp zwar einen genialen Techniker sehen, dessen «wesentlich auf metallurgischem Felde begonnener Entwicklungsgang so früh und nachhaltig auch auf das Gebiet des Maschinenbaues gelenkt» worden sei. Was er als Resume der zahlreichen Geschäftsbücher und Skizzenhefte zusammenstellt, ist aber ausserordentlich mager. Immer handelt es sich um Verarbeitung fremder Ideen – wie bei der Löffelwalze und den Radbandagen –, wobei das kurzsichtige Festhalten an hergebrachten Methoden und Materialien auffällt. Sowohl auf dem Gebiete des Gussstahls wie im

Geschützbau sind Krupp denn auch wirklich grosse Erfindungen versagt geblieben.

Er scheint das manchmal selber empfunden zu haben. «Es arbeiten sich viel mehr Erfinder aus der Belle Epoque in die Dachkammer als umgekehrt.» Das ist eine Warnung an seine Techniker, der er resigniert hinzufügt: «Eine Erfindung macht sich nicht wie der Fund einer Münze. Ist auch die Anregung eine Beobachtung, ein Gedanke, ein Blitz, so absorbiert in der Regel eine nennenswerte Verbesserung oder Neuerung Zeit und Kosten, die unberechenbar sind, weil die Schwierigkeiten erst vor und nach ins Licht treten... Also überlassen wir das Erfinden anderen Leuten. Es ist besser und billiger, das bereits Ersonnene von anderen zu benutzen und einen Preis dafür zu zahlen.»

Gerade auf der Höhe seiner Erfolge, als alle Welt in ihm den genialen «Kanonenkonstrukteur» sieht, beweist Krupp, wie fern er exaktem technischen Denken steht. Diese Zeit der achtziger Jahre ist ausgefüllt mit dem Kampf gegen seine eigene Werkleitung, die bestimmten Lieblingsprojekten des alten Herrn – Berdrow nennt sie beschönigend «technische Träume» – nicht nur reserviert, sondern ablehnend gegenübersteht.

Einen zwölfjährigen Kleinkrieg führt Alfred Krupp um seine Panzerkanone. Die ihr zugrunde liegende Idee ist ganz «einfach»: anstatt das Rohr durch den Schlitz eines Panzers zu führen, wird seine Mündung mit einem Kugelgelenk dicht und drehbar in dessen Stahlwand gelegt. Die Sache hat praktisch allerdings den entscheidenden Mangel, dass der Schusswinkel zu begrenzt bleibt. Und so gut der überschwere Panzer Deckung bietet, so sehr behindert er in der Wirkung, im Angriff. Das Material erdrückt die Konstruktion! Der Fabrikherr opfert trotz der Skepsis seines Kanonenressorts grosse Mittel und Energien für diese Idee. Viertausend Blätter mit Skizzen und Erläuterungen über sie fanden sich in seinem Nachlass. Voll Erfinderstolz berichtet er über seine Schöpfung dem Kaiser. Wohl schon gereizt durch die Interesselosigkeit der Fachleute, entwirft er ein herausforderndes Schreiben an den Marineminister, das die Prokura zu dem Verzweiflungsschrei veranlasst: «Wir bitten und beschwören Sie, den Brief in seiner jetzigen Form zurückzuziehen.» Was ihm vielleicht doch zu einem technischen Ausweg verhelfen hätte – die



FRITZ KRUPP
1854-1902

Aussprache mit Gross – lehnt er in greisenhaftem Eigensinn ab. So müssen alle Bemühungen vergeblich bleiben. Die Sache erweist sich als technisch unfruchtbar. Nennenswerte Bestellungen auf die Panzerkanone laufen aus keinem Lande ein.

Nicht anders ergeht es einer zweiten Idee dieser Jahre, dem Panzerboot. Wieder ist der Grundgedanke verblüffend: auf ein winziges Boot soll ein Riesengeschütz montiert werden. Wie das ausführbar ist, darüber mögen sich die Schiffsbauer den Kopf zerbrechen. Vergeblich beschwört ihn Marineminister v. Stosch, doch die verheerende Wirkung des Rückstosses auf die schwache Grundlage zu bedenken, die das Boot in ernste Gefahren bringen, es wahrscheinlich zerstören werde, was vorgenommene Versuche dann auch bestätigen. Aber so leicht gibt Alfred Krupp seine Projekte nicht auf. Hat er früher einmal einen Trichter entworfen, der den «Knall» der Panzerkanone nach oben «ableiten» soll, so entwickelt er jetzt eine Idee, die selbst der gläubige Berdrow als «tollen Gedanken» bezeichnet. Er plant, das Panzerboot mit einem Geschütz zu armieren, das – nach beiden Seiten schießt! Der eine Schuss soll gegen das feindliche Ziel gehen, der andere nach hinten ins Wasser. Letzterer ist zwar überflüssig, soll aber den Rückstoss «aufheben». Die Ingenieure bemühen sich, ihn von der Unsinnigkeit einer solchen Konstruktion zu überzeugen. «Nun können Sie mir höchstens noch sagen, ich wäre verrückt. Aber wenn Sie glauben, damit Eindruck auf mich zu machen, dann irren Sie sich», antwortet er. Schliesslich schläft auch dieses Projekt ein.

Noch einmal flammt in dem ruhelosen Greisengehirn der Gedanke auf, Riesengeschütze ohne Panzer auf dem Meer zu verwenden. Nachdem alles fehlgeschlagen ist, skizziert er die «schwimmende Batterie», ein mit Geschützen bemanntes Floss, das durch eingebaute Luftkästen unsinkbar gemacht wird. Da einem solchen Monstrum jede Maschinerie zur eigenen Fortbewegung fehlt, soll es von wirklichen Schiffen – geschoben werden. Diese Hirngespinnste beschäftigen eine Zeitlang die eigens für den alten Herrn tätigen Ingenieure und werden schliesslich mit ihm begraben. Die einzige Idee der Seerüstung aber, die er ablehnt, das Panzerschiff – «der wüste, teure Apparat» –, hat eine grosse Zukunft.

Ein letztes Urteil über Krupps Bedeutung als Techniker spricht sein Verhalten gegen Gruson. Nach dem Bochumer Formgussstahl ist Grusons

Hartguss eine der wichtigsten zeitgenössischen Erfindungen der Metallurgie. Auch für dieses Produkt eines schöpferischen Gedankens hat Krupp nur Hohn übrig, was ihn zu gefährlicher Blindheit gegenüber den weiteren Erfolgen des Magdeburgers verleitet. Als Meyer auf den neuen grusonschen Panzerturm aufmerksam macht, der immer grössere Beachtung bei den sonst reservierten preussischen Militärbehörden finde, erhebt er dumme Einwände. Er spricht von einem «alten Topf», obgleich der flache Turm ein Meisterwerk der Konstruktion ist, also gerade das, was der Panzerkanone fehlt. «Die Majorität der Schafsköpfe genieret uns nicht», damit setzt er sich über die Auffassung der technischen Fachleute hinweg. Panzer und Kugeln aus Hartguss treten bald in erfolgreichen Wettbewerb gegen Essen. Gruson plant sogar, gemeinsam mit den Brüdern Siemens, in Sachsen ein grosses Stahlwerk zu errichten, wo selbst Geschütze gegossen werden. Wenn sich der Plan auch zerschlägt, so gelingt es den Hartgussgranaten doch, Essen mächtig zu bedrängen. Auf's Höchste erschreckt, wirft Krupp seine Qualitätsgrundsätze über Bord und fordert, man solle in Abwehr gegen Magdeburg «billig giessen», was das Kanonenressort ablehnt. Auch seinen monströsen «Barrenpanzer» greift er vergeblich auf, um Grusons Vorsprung einzuholen.

Krupps Abneigung gegen den Mann aus Magdeburg wird allmählich zur Manie. Bei der Suche nach einem Ingenieur (er will den «bestunterrichtetsten in Preussen» haben) macht er die Einschränkung, es dürfe keiner sein, der für Gruson schwärmt. Dabei stösst er auf den Major Schumann, einen hervorragenden Fachmann im Bau von Panzern und Festungen. Dieser macht den auch von Gross unterstützten Vorschlag, Panzertürme nach grusonscher Art zu bauen. Davon aber will der eigensinnige Alte nichts wissen. Er ignoriert die Anregung der beiden fähigen Männer. Aus einer dauernden Beschäftigung Schumanns wird infolgedessen nichts. Krupp sieht sich, wie es Berdrow formuliert, «durch einen Erfinder bedroht». Der von ihm Verschmähte geht nun nach Magdeburg, wo man es besser versteht, einen Könnner arbeiten zu lassen. Gruson verdankt Schumann einen grossen Teil seiner künftigen konstruktiven Erfolge.

Aber noch einmal will der alte Krupp zu einem Schlag gegen den Riva-

len ausholen. Diesmal soll es ein tödlicher werden: er will der Welt ein Duell zwischen seinen Stahlerzeugnissen und den minderwertigen Grusonprodukten vorführen. Wie er das macht, berichtet der kruppfreundliche Frobenius:

«Er hielt es nicht für notwendig, sich von Gruson eine Platte schicken zu lassen, er meinte offenbar, das könne doch jeder, eine Hartgussplatte herstellen, und – liess sie in der eigenen Fabrik giessen. Das war ein schwerer Irrtum ...

Ferner aber stellte er gegeneinander seine Schartenplatte und ein Segment eines Hartgussturmes, wovon jene eine Stärke von 508 mm hatte und über der Scharte noch durch eine aufgeschraubte Schartenblende von 600 mm Dicke und 900 mm Durchmesser verstärkt war, während die Hartgussplatte 625 mm stark war. Da er beide mit demselben Geschütz beschoss, nämlich mit der 25,5-cm-Kanone, so hätte er die eigene Platte um vieles schwächer nehmen müssen ...

Es zeigte sich in dieser Anordnung die völlige Unerfahrenheit Krupps auf dem Gebiete der Panzerschiessversuche; denn die auf dieser Grundlage erzielten Ergebnisse, mochten sie noch so vorzüglich sein, waren nichts weniger als einwandfrei...»

Krupp hat also gegen falsche, gegen gefälschte Grusonplatten schießen lassen und dabei natürlich «gesiegt». Wie würde er aufbegehrt haben, wenn jemand anders «Kruppgeschütze» in eigener Fabrikation hergestellt hätte, um ihre Unterlegenheit zu beweisen. Aber auch solche Methoden des Konkurrenzkampfes bleiben gegen die grosse Erfindung des Magdeburgers unwirksam. Am Ende seines Lebens muss Krupp sehen, dass der gelästerte Hartguss sich seinen Platz erobert hat, während die Essener Gegenprojekte peinlich gescheitert sind.

Die immer grösser werdende Bedeutung der Panzerfrage in der modernen Rüstung erkennt Alfred Krupp nicht mehr. Während drei Systeme international in schärfsten Wettkampf treten – Compoundplatten Sheffield's, Stahlplatten Creuzots und Hartgussplatten Grusons –, bleibt er abseits. Er will das beste Geschütz, die härtesten Kugeln liefern, den Panzer aber andern überlassen. Die Techniker der Gussstahlfabrik, die diese Antipathie nicht teilen, warten nur auf den Moment, wo mit dem Tod des Alten das Hindernis ihrer Pläne fällt.

Seit vielen Jahren schon bietet Alfred Krupp, den die Welt nur als genialen, tatkräftigen, machtbewussten Menschen kennt, das Bild eines menschenscheuen Greises. Seine schmale Gestalt ist vornübergebeugt, nur ein enger Kranz weisser Haare bedeckt den Kopf, den er in Gesellschaft mit einer Perücke ziert. Die Gussstahlfabrik hat er seit Jahren gemieden, nun wird sein Desinteressement noch vollständiger. Die Prokura bleibt oft wochenlang ohne Nachricht. Auch aus dem engsten Personenkreis seiner Umgebung zieht er sich zurück: «Es kommt in diesen Jahren fast niemand mehr an ihn heran, selbst seiner Frau liebt er Wünsche oder Missbilligung, deren Aussprechen Rechtfertigung oder Widerspruch erwecken könnte, auf schriftlichem Wege mitzuteilen.»

Die Ehe Alfred Krupps ist keine glückliche. Seltsamer Kontrast: der Industrielle, der in häufigen Kundgebungen den Wert des Familienlebens preist, der seine Gegner verdächtigt, es sähe bei ihnen daheim miserabel aus, kennt nur ein zerrissenes, konfliktreiches, oft unterbrochenes Nebeneinanderleben, das schliesslich mit einem Eklat endet.

Schwere Gesundheitsstörungen nach der Geburt des einzigen Kindes waren der Anlass zu ersten Trennungen. Das feuchte, ungesunde Klima Essens, verbunden mit der Kulturlosigkeit und Armut dieser schnell aufgeschossenen Industriestadt, boten der jungen Frau zu wenig Lebensfreude und Abwechslung. Wochen zunächst und schliesslich den grössten Teil des Jahres verbrachte sie im Süden. Mit der gegenseitigen Desillusionierung macht sich die Verschiedenheit der Charaktere schärfer bemerkbar. Sie liebt Musik; er meint, der Klang seiner Hämmer sei ihm sympathischer als alle Geigen der Welt. Sie versteht es, Feste zu feiern; er ist gerade bei solchen Anlässen besonders frostig und «kruppsch». Zwischendurch Versöhnungen, freundliche Briefe, gemeinsame Sorgen um das Kind. Die Übersiedlung ins Hügelschloss weckt noch einmal Hoffnungen. Frau Bertha entfaltet ihre gesellschaftlichen Talente und versucht, in das Grau des puritanischen Alltags etwas Abwechslung zu bringen. Sie ist der belebende Geist der Abende und Feste, zu denen im grossen Saal des Hügelschlusses sich die Nationen ein Stelldichein geben. Ei-

nige Male werden auch die leitenden Leute der Firma eingeladen; aber dann unterbleibt das. Frau Bertha, die auf Formen hält, liebt die robuste Urwüchsigkeit dieser Männer nicht. Sie nennt sie alle «Fabriker» und es schwingt innere Ablehnung dabei mit. Schliesslich ist wieder alles beim Alten. Das Schloss im Ruhrthal steht den grössten Teil des Jahres leer, während die Familie in aller Welt herumreist.

Gelegentliche Briefe und gemeinsame Reisen können nicht darüber wegtäuschen, dass die innere Entfremdung vollständig ist. Bertha Krupp schliesst sich dem neuen Arzt der Familie an, dem jungen Doktor Schmidt, einem mittelgrossen weichlichen «Beau» mit braunem Vollbart, der sie auf ihren Spazierfahrten und Reisen begleitet. «Den seit Jahren mit der Familie verbundenen Hausarzt und Hausfreund Dr. Schmidt, der den Bedürfnissen Alfred Krupps in seiner ruhigen Hingabe, der Natur Berthas durch sein Interesse und seine Betätigung in allen freien Künsten entgegenkam», so schildert Berdrow das Verhältnis. Die Essener, weniger gewöhnt an weltstädtische Grosszügigkeit, sind misstrauischer. Sie schütteln den Kopf, wenn sie, nach neuen Ukasen des Fabrikherrn über das Familienleben, die Schlossherrin vom Hügel und ihren Leibarzt im flotten Cap vorüberfahren sehen.

Krupp hat seit frühester Jugend laboriert und es existiert kaum ein Reisebrief, in dem er nicht irgendwelche Unpässlichkeit berichtet. Mit der Zeit nimmt diese Krankheitsfreudigkeit einen ernsteren Zug an. Er liegt wochenlang zu Bett und ist durch kein Zureden zu bewegen, sich für gesund zu halten. Doktor Küster, der ihn in Nizza untersucht, spricht sich darüber eindeutig aus: «Und doch erkannte ich bald, dass hier gar keine Krankheit im gewöhnlichen Sinne des Wortes vorlag, sondern dass der Ärmste nur an einer schweren, an Geisteskrankheit grenzenden Hypochondrie litt.» Dieser Zustand, der das Haus in ein endloses Krankenlager verwandelt, erschöpft auch die Kräfte und die Geduld der Frau. Ihr Bedürfnis nach Ruhe wird immer grösser. Sie bleibt nun aus Müdigkeit dem Hügel fern. Die Härten im Charakter ihres Mannes zu mildern, hat sie aufgegeben, so heftig sie auch widerspricht, wozu sie sich verpflichtet fühlt, weil sonst alle um den tyrannischen Alten schweigen. Bei einem solchen Anlass kommt es dann auch zum endgültigen Bruch. Wie er sich abspielt hat, ist unbekannt. Selbst der Hausbiograph muss zu einer Vermu-

tung Zuflucht nehmen: «Ein Nichts, ein Wortwechsel wie viele, soll den letzten Anlass zu der durch keine Schuld, kein Ereignis begründeten Trennung gegeben haben.» Vielleicht ist es auch anders, aber die Geschichte einer Industriellenfamilie wird strenger gehütet als die eines Fürstenhauses. «Bertha, bedenke was du tust!» das ist das letzte Wort des Mannes, aber nichts vermag die Frau aufzuhalten. Einzig mit ihrem Sohn bleibt sie in Verbindung. Solange der Mann lebt, wird sie das Hügel Schloss nicht mehr betreten.

Noch einmal flackern die Lebensgeister in Alfred Krupp auf. Nachdem er lange Wochen im Bett gelegen hat, stellen sich bedenkliche Schwindelanfälle ein. Bismarcks Arzt, der berühmte Schweninger, wird herbeigerufen und erklärt auch diesen übermächtigen Schwächeanfall für Einbildung. Er gewöhnt den Patienten langsam ans Aufstehen und erreicht sogar, dass er wieder ein Pferd besteigt. Im frauenlosen Hügel Schloss waltet jetzt ein ungehemmter Sonderling und tyrannisiert seine Gäste. «Ihr Tun und Lassen, ihr Benehmen, zuweilen ihre Kleidung unterlagen einer manchmal peinlichen Beobachtung», erzählt Berdrow. An den Wänden der Zimmer verkünden Zettel, was gestattet und was verboten ist. Ein Besucher, der sie ignoriert, hat zu gewärtigen, dass ihm eine schriftliche Rüge des Hausherrn überreicht wird. Kein Wunder, dass Prominente solch angenehmen Aufenthalt meiden, nur noch jüngere Leute, Agenten und Schnorrer sitzen an der Tafel des schrulligen Greises.

Vorübergehend zeigt sich der verlassene Mann von einer ganz neuen Seite: «Ich habe nur jetzt Freude an der Natur und – was eine Errungenschaft ist – während ich früher Damen mied, pflege ich mit den edelsten, die ich finde, recht intime Beziehung und korrespondiere mit ihnen nach allen Richtungen in Deutsch, Französisch, Englisch und Italienisch.» Natürlich nicht im spiessigen Essen, sondern in Düsseldorf, dem Vergnügungsdorado des Industriereviere. Im dortigen «Breidenbacher Hof» tagt der Italienische Klub, dessen Mittelpunkt der reiche Industrielle wird. Hier kann er erstaunlich lebenswürdig sein. Die junge Schauspielerinnen Franziska Eimenreich wird von ihm häufig zu Klubabenden eingeladen und weilt auch als Gast auf dem Hügel. Es stört ihn nicht, dass sich der

Klatsch seiner Umgebung regt: «Ich frage weder Goethe noch irgendein Wesen in der Welt, was recht ist.»

Zu einem Briefwechsel kommt es aus ähnlichem Anlass mit – Franz Liszt. Eine von dem grossen Pianisten ausgebildete Künstlerin ist durch Krupp unterstützt worden. Gerüchte beschäftigen sich mit den Motiven dieser Kunstfreundschaft des sonst amusischen Kanonenkönigs. Man trägt diesem eine Äusserung zu, die Liszt selber gemacht haben soll. Krupp protestiert entrüstet. Liszt antwortet ruhig, er halte sich nicht für berechtigt, ein Urteil über die moralischen Qualitäten seiner Schüler abzugeben.

Der siebzigste Geburtstag des Kanonenkönigs steht im Zeichen restloser Vereinsamung. Hermann, dessen Bruderhand er mehrfach zurückstiess, und die Schwester Ida sind tot. Die Angelegenheiten des letzten lebenden Bruders werden durch die Werkleitung erledigt. Nicht nur Tod lichtet die Reihen. Der älteste Mitarbeiter Meyer in Berlin hat sich ebenso wie Goose zurückgezogen, da er die Starrheit des Chefs nicht mehr ertragen kann. Auch die Beziehungen zum alten Wilhelm sind in Baden-Baden mit fühlbarer Missstimmung zu Ende gegangen. «Der Kaiser war eingenommen worden gegen uns, – trotz aller Gegen-Versicherung.» Hat er endlich den patriotisch verbrämten Lieferantenegoismus des Esseners durchschaut? Als Krupp seinen alten Gönner verlässt, weiss er, dass er ihn verloren hat. Vielleicht ist ihm der Kampf um einen Greis nicht mehr wichtig; dem Sohn schreibt er: «Du musst beim künftigen Kaiser das sein, was ich beim jetzigen war...»

Auf die Dauer kann Schweningers Gewaltkur dem Körper keine neuen Lebenskräfte zuführen. Die Düsseldorfer Episode geht zu Ende und Krupp liegt wie früher auf hoffnungslosem Krankenbett. Immer müder wird der Greis. Jahre hindurch hat er täglich Briefe und Notizen niedergeschrieben, jetzt stellt er auch das ein.

Nur die quälenden Gedanken kreisen unaufhörlich. Die überragende Stellung von Gross beunruhigt ihn. Der geniale Konstrukteur passt nicht in sein Idealbild eines bequemen Dieners. Gern hätte er ihn durch einen «technischen Prokuristen» zurückgedrängt, aber der Österreicher Kuppelwieser hat abgelehnt und Adolf Kirdorf erregt bei ihm «Bedenken vor einem Beamten einer Aktiengesellschaft und vor seiner Beziehung zu dem

grossen Schwindel solcher Leute untereinander». Der einzige Mann seines Vertrauens ist Longsdon, den er zeitlebens mit Aufmerksamkeiten bedenkt. Er empfiehlt den Engländer seinem Sohn für die Zukunft: «Wie wir überhaupt erst Zug bekommen haben durch die Einführung englischer Ordnung.» Die auftauchenden Kanalpläne erschrecken ihn; er will Schienen verkaufen und die Kohlenpreise durch verengten Absatz niedrig halten, also sind Kanäle ein «nationales Unglück».

Ostern 1887 schleppt er sich ein letztes Mal zur Fabrik. Er bemerkt, dass die Arbeiter der Kronenbergkolonie Ziegenställe an die Häuser gebaut haben. Wo können sie das Futter hernehmen? Natürlich werden sie es stehlen. Seine Meinung von der «geringen Klasse» ist immer schlechter geworden: «Heutigen Tags ist der Masse nur wohl, wenn sie nichts zu verwahren hat. Die Weiber legen alles an den Leib, die Viehmagd will aussehen wie eine Dame und die Männer verkneipen ihr Geld ...»

Bald verlöschen auch diese krausen, von Greisenmilde unberührten Gedanken. Nur der Körper scheint noch standzuhalten. Im Juli kommen Fritz Krupp und Schweninger aus Heidelberg zu Besuch. Auch sie lassen sich durch den Zustand des Kranken täuschen und reisen wieder ab.

Am nächsten Tage, es ist der 14. Juli 1887, ereilt ein Herzschlag den Fünfundsiebzigjährigen. In den Armen seines Dieners Ludger stirbt er.

Brennende Fackeln beleuchten die Mitternacht, als man den Toten zur Aufbahrung in die Fabrik trägt. Noch mit seiner Leiche zeugt er für das «Stammhaus», dieses Symbol kleiner Herkunft in einem Zeitalter gefährlicher Proletarisierung. Und doch ist das eine Täuschung, denn der Tote ist der Spross einer alten, machtgewohnten Sippe, der Kulminationspunkt ihres Willens nach oben.

Längst schon erschien er wie eine aus der Vergangenheit aufragende Säule. Was verband ihn noch mit der Gegenwart? Er wurde geboren, als sein Vater den Treueid dem Kaiser Napoleon schwur, der gerade zum Zug in die russische Katastrophe rüstete; er übernahm die Leitung der Fabrik, als Deutschland ein armes Agrarland war, in dem Dampfmaschine und Eisenbahn zu den Märchen der Technik gehörten; er wurde Inhaber des

Werkes, während der erste Stoss bürgerlicher Revolution durch das reaktionäre Preussen fuhr; er begann mit der Waffenproduktion, als Wilhelm und Bismarck in ein Zeitalter von Blut und Eisen steuerten. Seitdem hat er mit dem wiedererstandenen Kaiserreich zwei Dezennien der Grösse und des Reichtums erlebt. Aber was da langsam um ihn geworden ist, diese neue Technik, in der die Wissenschaftler die Produktion bestimmen, diese Industrie mit ihren sozialen Sorgen, den Streiks und Klassenkämpfen, dieses Reich, das über seine nationale Saturiertheit hinaus nach imperialer Weltmacht strebt, das war eine Gegenwart, die er nicht mehr verstand.

Der Kanonenkönig – dieser Titel wird sich nun auf den Sohn vererben – ist der Repräsentant der ersten grossen Epoche des deutschen Industrialismus. Was vor ihm war, die Dinnendahl, Harkort, das waren die Propheten, die Pioniere des Maschinenzeitalters. Und die Thyssen, Stumm, Kirddorf, Stinnes, die nach ihm kommen, werden die Männer der Ernte, Organisatoren eines sich Überschlagenden Trustkapitalismus sein. Dazwischen stand Alfred Krupp. Ein Eroberer, ein machtvoller Raffer. Behaftet mit aller Energie und Rücksichtslosigkeit, die ihm seine Aufgabe einhämmerte. Politik, Philosophie, Kunst haben ihm zeitlebens ebenso ferngelegen, wie der leiseste Zweifel an der Göttlichkeit und Ewigkeit der Ordnung, zu deren Aufbau er einen mächtigen Block lieferte.

Am offenen Grabe schon beginnt die Legende um den Toten zu weben. Jencke als Chef der Prokura spricht dem «guten, edlen, lieben Herrn» die letzten Worte: «Er war das Beispiel eines glühenden Patrioten, dem kein Opfer zu gross war für sein Vaterland.» So wird es gesagt und so schreiben tausende Zeitungen und Zeitschriften. In der «Internationalen Revue für die gesamten Armeen und Flotten» heisst es: «Frankreich mit brauchbaren Waffen gegen sein Vaterland zu versorgen, hat Krupps Patriotismus nicht gelitten.» Das sind Märchen, aber sie werden geglaubt. Dabei müsste ein Blick auf die Reihe der fünfunddreissig hohen Orden, die dem Kanonenkönig verliehen wurden, auch den Naivsten nachdenklich stimmen. Da hängt, neben dem Adlerorden der Preussenkönige, das rote Band der französischen Ehrenlegion, das Grosskreuz des spanischen Militärverdienst-

ordens, der russische St.-Annen-Orden mit Brillanten, das Grosskreuz des belgischen Leopold-Ordens, die italienische Corona d'Italia, der japanische Orden der aufgehenden Sonne, der türkische Medshidiéh-Orden und der brasilianische Grande Dignitario. Und im Hügelschloss hütet man kostbare Souvenirs, darunter den Brillantring des Grossfürsten Michael, eine goldene Dose Franz Josefs von Österreich und die zweitausendjährige Vase Li Hung Tschangs. Alles Anerkennungen für geleistete Dienste, Dank für die Lieferung von Waffen und fachmännischen Rat bei ihrer Konstruktion. Von den 24'576 Kanonen, die seine Fabrik bis zu seinem Tode goss, sind nur 10'666 in Deutschland geblieben, 13'910 dagegen ins Ausland gegangen. Von wo sie grösstenteils im August 1914 ihre Rohre gegen das Vaterland des Lieferanten richten werden.

Auf dem Hügel geht eine Flut von Telegrammen nieder. Aus Varzin kondoliert Bismarck und spricht von dem Verlust, den die deutsche Industrie erlitten, «die Ihr Herr Vater in seinem Leben zur ersten in der Welt erhoben hat». Das weckt die Frage nach der persönlichen Leistung des Toten. Über den Anspruch, ihn einen Metallurgen, Erfinder oder Techniker zu nennen, ist hier genug gesagt worden. Wenn nicht das, was war er sonst? «... seine eigenste Domäne, auf der er Grosses leistete, das Gebiet, auf dem er so gewaltige Erfolge erntete, war die Organisation.» Also ein genialer Organisator? Wiedenfeld, dem es auf Persönlichkeitswertung im industriellen Geschehen ankommt, stellt dazu fest: «Nun darf allerdings nicht verkannt werden, dass die Technik, die zum guten Teil den Prozess der Kapitalsteigerung getragen hat, auch die Mittel der Organisation stellt; je weiter die Anwendung der Maschine um sich greift, umso schematischer und damit übersichtlicher wird der Betrieb, und mit dadurch ist es verursacht, dass gerade die Massenfabrikation ins Riesenhafte hat anwachsen können.»

Er hat recht: es sind sachliche Entwicklungstendenzen, die übermächtig hinter den industriellen Grossen stehen. Sie mussten wachsen in einer Zeit, da innerhalb von vier Jahrzehnten (1840 bis 1880) auf deutschem Boden 861 Schienenkilometer sich zu 18'578 Kilometern reckten, aus 4,4 Millionen Tonnen Kohlenproduktion 65,4 Millionen wurden, 634 Dampfmaschinen sich zu 35'648 vervollkommneten Kraftquellen vermehrten und 36 Prozent Industriebevölkerung in einem beispiellosen Umschich-

tungsprozess zu 58 Prozent anwachsen. Sie wurden gross in einer Zeit, die ins Grosse drängte!

Dass Essen dabei im engern Revier gefährliche Rivalen wie die Gutehoffnungshütte und den Bochumer Verein hinter sich liess und auch ausserhalb der Reichsgrenzen die französisch-englische Rüstungskonkurrenz schlug, darin liegt des Toten persönlichste Leistung. Keine grosse Erfindung, kein umstürzendes Produktionsprinzip knüpft sich an seinen Namen. Aber er war, was die gefälligen Lobredner mit Fleiss verkennen: ein genialer Kaufmann, ein Händler von seltenen Graden. Die «Glücksfälle» seines Lebens – Löffelwalze, Eisenbahnfieber, Rüstungskonjunktur – ergriff er mit zäher, prosaischer Klarsichtigkeit. Denn eines verstand er und widmete ihm den Hauptteil seiner sechzigjährigen Tätigkeit: seine Produkte verkaufen. Erst Walzen, Bandagen, schliesslich Kanonen.

Diesem Teil seiner Schöpfung gab er spezifisch kruppsche Züge. Die alte essendische Waffenfabrikation war innerhalb der mittelalterlichen Zunftwirtschaft auf den kundenfernen Markt orientiert, also reine Warenproduktion – das Kruppwerk arbeitet im Zeitalter des hochentwickelten Kapitalismus in engster Beziehung zum Besteller treibt vorwiegend Kundenproduktion. Das entsprach dem geheimen Wunschbild seines Schöpfers, Geschäfte in der Sphäre staatlicher Interessen zu machen. Einen lebenslangen Kampf hat er darum geführt, nicht ein Profitjäger unter andern zu sein, sondern um sein Werk die Kulisse höherer Interessen aufzurichten, es von der Gnadensonne staatlicher Anerkennung und Unterstützung bescheiden zu lassen. Er wusste, wie schwer es ist, gerade seine Ware ohne «Ethik» zu verkaufen, deshalb umgab er das Werk mit dem Glanz einer philanthropischen Institution und, wozu Mut gehörte, einer vaterländischen Angelegenheit. In diesem Zeichen schlug er seine Rivalen, geniale Erfinder wie Jakob Mayer, Hermann Gruson und überragende Wirtschaftskapitäne vom Range Louis Baares.

Mit letzter Klarheit steht sein Bild da, wenn man es mit seinen Zeitgenossen konfrontiert. Mit Friedrich Grillo etwa, dem grossen Ruhrindustriellen, der mit schöpferischem Elan neue Werke, Kohlengruben und Eisenhütten aus dem Boden stampt, der gewaltige, bis dahin ungeahnte or-

ganisatorische Komplexe zusammenschweisst, das englische Kapital endgültig aus dem Ruhrrevier verdrängt – und sich am Abend seines Lebens doch von vielem, dem meisten, was er geschaffen hat, wieder trennen muss. Oder mit jenen Gebrüder Mauser, die das Gewehr erfinden, das ihren Namen trägt, es trotz mehrfacher Ablehnung schliesslich doch dem Vaterlande anbieten und – mit zwölf tausend Taler Entschädigung abgefunden werden. Das waren die wirklichen industriellen Genies, die, besessen von ihrer Aufgabe, ganz hinter sie zurücktraten. Verglichen mit ihnen liegt eine Atmosphäre philiströser Enge um Alfred Krupp. In seinem Testament, das sich ausschliesslich mit der Zukunft der Fabrik befasst, findet sich als entscheidende Bestimmung die Umwandlung des gesamten Besitzes in ein Fideikommiss. Das Werk ist damit dem Alleinbesitz durch seine Nachkommen gesichert.

VIERTES KAPITEL

DER ERBE

1.

Schon der Name des Mannes, der nun Herr in Deutschlands grösstem Rüstungswerk ist, deckt die Problematik seines Wesens auf. «Fritz» hat man ihn in der Jugend genannt; zwanzigjährig erhält er Briefe mit der Aufschrift «Fritz Alfred»; schliesslich heisst es repräsentativ «Friedrich Alfred», womit Erinnerungen an den Gründer des Werkes und den Schöpfer seiner Grösse wachgerufen werden sollen. Man hat den Erben zu der Rolle, die er vor der Welt spielen soll, zurecht gereckt. Ohne Rücksicht darauf, dass ihm die starken Schultern fehlen, sie zu tragen.

Fritz Krupp ist ein später Sohn: als er am 17. Februar 1854 geboren wird, ist der Vater bereits in den Vierzigern, die Mutter verliert dabei ihre Gesundheit fürs Leben. Das Kind kränkelt dauernd. Zur Bekämpfung des quälenden Asthmas verordnet man ihm sonderliche Kuren: sein Schlafzimmer liegt über Pferdeställen, deren warmer Hauch ihm zuträglich sein soll. Stundenlang muss er in einem Apparat mit komprimierter Luft sitzen. Der Servilismus ist schon jetzt so gross, dass der Arzt ihm dabei Gesellschaft leistet. Der Vater allerdings denkt an spartanische Erziehung und schickt ihn in den Schnee, um Holz zu schlagen, was schlecht zur sonstigen Verzärtelung passt. Das Resultat solch widersprechender Methoden ist ein schüchterner, auffallend empfindsamer Junge. Selten findet er Verkehr mit Altersgenossen, der ihm knabenhafte Festigkeit gegeben hätte. Kurze Aufenthalte in Essener Schulen werden stets durch Krankheiten und lange Reisen unterbrochen.

Böse Zweifel quälen den Kanonenkrösus, so oft er an seinen Sohn denkt. «Ob Fritz dereinst, wenn Gott ihn leben lässt, Gutsbesitzer oder Fabrikant wird, das ist die Frage.» Er erwägt, einen begabten Neffen aus Berndorf heranzuziehen, was sich wegen des Misstrauens gegen den Bru-

der zerschlägt. Aber die Zweifel bleiben: «Ob Fritz jemals wieder ein gerader Mensch wird?» Weite Reisen werden gemacht, um Ärzte zu konsultieren und Kuren zu versuchen. So verrinnt die Jugend des Jungen.

Die düsteren Tage von Torquay und der Chok der Gründerkrise bringen Vater und Sohn einander näher. Fritz beginnt, ein Tagebuch zu führen, in das er Ratschläge des Alten schreibt. Eifersüchtig wacht dieser, dass ihn niemand im Interessenbereich des Sohnes verdrängt. Den Wunsch, zu studieren, schlägt er ihm energisch ab, obwohl Fritz einige Begabung für Naturwissenschaften zeigt. Der alte Krupp hält wenig von wissenschaftlicher Bildung, das sei Sache der angestellten Fachleute. Bewusst einseitig zieht er den Sohn nur zu Verwaltungsaufgaben heran und mahnt ihn, sich vor allem den Blick über das Ganze, die entscheidenden Personalfragen und Finanzangelegenheiten, zu verschaffen. Ungern sieht er ihn in das Karlsruher Dragonerregiment eintreten. Er enthält sich, wie er erklärt, jeder Intervention, denn «man soll nicht sagen, Krupp habe seinen Sohn vom Militärdienst losgebettelt». Nach wenigen Wochen aber stellt der Arzt die Dienstuntauglichkeit des Rekruten Krupp fest – der Sohn des Kanonenkönigs wird nie in Gefahr kommen, von einer Kanonenkugel getötet zu werden.

Eben zwanzig, erhält Fritz erste Aufgaben, meist solche der Repräsentation. Auf einer Reise nach Ägypten bietet er dem Khediven den Bau einer grossen Sudanbahn an. Beim Schiessen in Meppen, zum Kaiserbesuch auf der Düsseldorfer Ausstellung vertritt er den Vater und macht die Honneurs auf dem Hügel. Später besucht er den blutigen Sultan Abdul Hamid, dem er eine schmeichlerische Adresse überreicht, die ihn als Wohltäter des Türken Volkes feiert.

Im Werk wächst er allmählich in die Stellung eines Mittlers zwischen der vorwärtsdrängenden Verwaltung und dem eigensinnigen, längst rückständigen Vater. Erst die schwere Erschütterung durch den brüskten Trennungsschritt seiner Frau stimmt den Alten nachgiebiger. Er gestattet Fritz einen kurzen Besuch der Technischen Hochschule zu Braunschweig und nimmt ihn in die Prokura auf. Auch seiner Heirat, der er lange widerstrebt, stimmt er 1882 zu. Die junge Frau Margarethe ist eine Tochter

Kurswechsel

des Freiherrn von Ende, der schon als Regierungspräsident von Düsseldorf dem Hügel nahestand. Man rühmt ihr nach, «klug und energisch» zu sein. Das junge Paar wohnt im «kleinen Haus» des Hügels, hier wird 1886 Bertha Krupp, die heutige Inhaberin der Werke, und eine zweite Tochter, Barbara, geboren.

Der Tod Alfred Krupps, dem ein Jahr darauf unbeachtet seine Frau folgt, bedeutet für das Werk einen tiefgehenden Kurswechsel. Hat auch das Generalregulativ die Stellung der Leitung und das Funktionieren des komplizierten Betriebsgefüges fest umrissen, so ist doch der Wille des Inhabers in der grossen Linie entscheidend geblieben. Aufgestiegen in einer Zeit industrieller Primitivität war der Kanonenkönig zeitlebens engherzig, einseitig und sperrte sich zuletzt auch gegen notwendige Neuerungen. Anders der junge Krupp. Er kommt aus grösseren Verhältnissen, die seinen Blick freier gestalten, und ist eine harmonische, mittelmässige Natur, die wenig Schwierigkeiten macht. Alle unter dem Alten zurückgehaltenen Kräfte, die nach Erweiterung und Modernisierung drängen, setzen nun mit voller Energie ein. Fritz Krupp weiss, dass die Fabrik keinesfalls so konservativ bleiben darf, wenn nicht jüngere Konkurrenten sie überholen sollen. Die Prokura – in die endlich der Kanonenschöpfer Gross eintritt – erhält völlig freie Hand: er überlässt ihr, wie Möller berichtet, «Repräsentation, Technik und das Kommerzielle», also alle entscheidenden Aufgaben.

Was in diesen Jahren auf dem Werk getan wird, verrät Tempo und Grosszügigkeit. Die Zahl der Martinwerke wird erhöht, der Schmelzbau vergrössert. Eine fünfte Kanonenwerkstatt und erweiterte Artilleriehallen zeugen von gesteigerter Rüstungsproduktion, die dritte Achsendreherei folgt vermehrten Eisenbahnaufträgen. Von der Zeche Sälzer-Neuack, die inmitten der Fabrik liegt und durch den unterirdischen Abbau ihre Hallen bedroht, wird die Kuxenmehrheit erworben und gemeinsam mit dem Norddeutschen Lloyd das Kohlenfeld der Gewerkschaft Emscher-Lippe. Bedeutsamer ist der Sprung nach Lothringen, wo Essen die Minettegruben Langenberg und Luxemburg-Grenze erwirbt.

Mit der Aufnahme der Fabrikation von Landpanzerungen stösst Krupp auf einen Gegner, der diesen Teil des Rüstungsgeschäfts monopolartig beherrscht: das Grusonwerk. Im Kampf mit diesem Widersacher ist der alte Krupp zweifellos unterlegen. Während er den Hatguss als «Gusseis-

sen» verhöhnte, setzte sich der Magdeburger erfolgreich durch. Er produzierte Granaten von grosser Durchschlagskraft, die dabei sehr billig waren. In einer Zeit, da Alfred Krupp sich erfolglos mit der klobigen Panzerkanone plagte, die für ihn lediglich ein Materialproblem war, konstruierte Gruson schon den ersten Panzerturm, ein technisches Meisterwerk. Zu diesem grossen Erfolge seines Rivalen hatte der Kanonenkönig unfreiwillig mitgeholfen, als er den Major Schuman brüskierte, der sich dann nach Magdeburg wandte. Gruson verstand es, dem eigenwilligen Könnler freie Hand zu lassen. Er übernahm dessen Konstruktion der Festungspanzer, die flache gepresste Kuppel, in der sich das Geschütz nur vertikal bewegt, die aber horizontal drehbar und leicht versenkbar ist. Der so konstruierte Panzerturm Gruson-Schumann ist vorbildlich für den modernen Festungsbau geworden.

Eine letzte Zuspitzung erfährt der Kampf der beiden Konkurrenten in dem Moment, als Gruson die Produktion von Revolverkanonen, Schnellfeuerhaubitzen und Feldgeschützen aufnimmt und sich einen eigenen Schiessplatz in Tangerhütte zulegt. Jetzt weiss Essen, dass ein Rivale am Werk ist, ihm die Stellung als erste deutsche Waffenschmiede streitig zu machen.

Behutsam beginnt man, Minen zu legen, um den Verwegenen in eine Falle zu locken. Wir haben schon über das Vergleichsschiessen von 1879 berichtet, bei dem der Kanonenkönig mit Hilfe einer falschen Grusonplatte Misstrauen gegen Magdeburg zu säen versucht. Das lässt ahnen, durch welche Mittel der Intrigue und der Verdächtigungen man den Rivalen aus Regierungsaufträgen zu verdrängen und finanziell zu schwächen versteht. Nachdem der Boden so vorbereitet ist, erfolgt der Hauptschlag. Es gehört zwar in Essen zum guten Ton, sich über den «Börsen- und Aktienschwindel» zu entrüsten, doch im Kampf mit der Konkurrenz gilt das nicht. Durch gutgetarnte Mittelsmänner lässt Essen jede freiwerdende Magdeburger Aktie aufkaufen. Damit der Kurs niedrig bleibt, muss vorsichtig ans Werk gegangen werden. Karl Fürstenberg von der Berliner Handelsgesellschaft und die Diskontobank können schliesslich melden, dass der Schlag geglückt ist. Im Frühjahr 1892 stellt sich auf einer Generalversammlung der Gruson-A.G. überraschend heraus, dass – Krupp der

Inhaber eines Mehrheitspakets der Aktien geworden ist. Der finanziell Stärkere hat den technisch Überlegenen zur Strecke gebracht.

Die von Krupp beherrschte Generalversammlung schliesst zunächst einen «Betriebsüberlassungsvertrag» ab, der schon ein Jahr später zur käuflichen Erwerbung führt. Am 1. Mai 1893 wird die Magdeburger Fabrik als «Fried. Krupp-Grusonwerk» dem Essener Konzern angegliedert. Das brutale Manöver erregt in der Öffentlichkeit Aufsehen. Empörte Pressekommentare befassen sich mit der Dupierung der Aktien Verkäufer, denen man die Papiere dreissig Prozent unter dem Fusionskurs abnahm. Hermann Gruson trägt das Scheitern seines Lebenswerkes mit bitterer Resignation. Bis zu seinem Tode hat er die von ihm geschaffene Fabrik nicht mehr betreten.

Etwa gleichzeitig mit der Eroberung Grusons ist in Essen das erste Panzerplattenwalzwerk in Betrieb genommen worden. Seine riesige Halle, ganz aus Eisen und Stahl, steht inmitten des Gewimmels niedriger, verruster Hütten als neuer Typ einer modernen Arbeitstätte. Sie enthält Maschinen von gewaltigsten Dimensionen, Luftkräne und hydraulische Pressen, deren jede einen Druck von zehn Millionen Kilo auszuüben vermag. Wenige Jahre später wird bereits der Bau eines zweiten Panzerwerks notwendig. Denn in Essen ist es längst Tradition, das Geschäft nicht bloss an sich herankommen zu lassen. Man muss es selber anregen, es durch technische Vorschläge in steter Aufnahmebereitschaft halten. Das geschieht für das nächste Jahrzehnt durch einen geschickt inszenierten Wettlauf zwischen Panzer und Kanone, bei dem Krupp als Schöpfer eigener Konstruktionen auftritt.

Seit Beginn der neunziger Jahre stellt er Kanonenrohre aus einer zuerst durch den Amerikaner Harvey erprobten Legierung von Stahl und Nickel her. Dieser Nickelstahl hat sich als besonders zäh erwiesen und früher verwendete sprödere Stahlsorten verdrängt. Auch zu Platten gewalzt bewährt er sich und zeigt bei einem völlig durchgehenden Geschoss keine Risse und Sprünge. Diese relative Weichheit ist aber auch ein Nachteil, denn der Panzer soll Geschosse aufhalten und nicht durchlassen. Das Problem besteht nun darin, innere Zähigkeit mit einer harten Oberfläche zu kombi-

nieren. Die Lösung gelingt Krupp mit Hilfe der «Ölhärtung», die den Widerstand der Nickelstahlplatte um zehn Prozent erhöht.

Es kann natürlich nicht im Sinne eines Rüstungswerkes liegen, einen vollkommenen Panzerschutz zu schaffen, der Geschütze und Geschosse zur Ohnmacht verdammt. Denn das Rüstungswerk will nicht technische Probleme lösen, sondern Geld verdienen. Das Geschäft kann nur blühen, wenn beide Seiten des artilleristischen Kampfes, Angriff und Schutz, in reizvoller Abwechslung miteinander ringen und sich immer wieder zu übertrumpfen suchen. Krupp versteht es, zwischen der Überlegenheit des Panzers und der Kanone zu lavieren und die eine durch die andere ablösen zu lassen. Den ölgehärteten Nickelstahlplatten stellt er ein durchschlagenderes Angriffsmittel entgegen: Geschosse aus Chromstahl, die durch besondere Här tungs verfahren eine Aufschlagstärke erhalten, welche auch die zäheste Nickelstahlplatte vernichtet.

Damit ist der Ball wieder der Panzerabteilung zugeworfen. Die macht sich nun an die fällige Platten Verbesserung. Der Ausweg ist nicht ganz einfach. Zwar könnte ein sehr kohlenstoffhaltiger Stahl den neuen Geschossen trotzen, aber er wäre derart spröde, dass er springen oder reissen müsste. Krupp versucht nun, einer weichen Nickelstahlplatte an der Oberfläche Kohlenstoff «anzureichern» und sie damit partiell zu «härten». Auf der Weltausstellung in Chikago wird eine solche Platte gezeigt. Aber noch verbessert man weiter. Durch Wasser und starken Druck wird eine Verdichtung der Vorderseite erreicht, die härter als Glas ist. Bei den grossen Schiessversuchen der neunziger Jahre bringt die Firma diese angeblich vollkommenste Platte endlich heraus und stellt sie der Welt als «Krupp-Panzer» vor, der eine dreissigprozentige Überlegenheit gegenüber dem Harveystahl beweist.

Auch dieser letzte Schrei auf dem Panzergebiet bleibt nicht ohne Antwort von Seiten der Geschossspezialisten. Dabei ist es besonders reizvoll, sich zu vergegenwärtigen, dass die Firma ihr Spiel mit verteilten Rollen auch terminmässig dirigiert, sodass jede Neuerung prompt im günstigsten Moment herausgebracht werden kann. In der Geschützkonstruktion ist Krupp allerdings von bedenklicher Sterilität, wie sich bald in einer entscheidenden technischen Frage zeigen wird. Dafür rückt man jetzt wieder mit besseren Geschossen heraus. Es sind «Kappengeschosse», deren Spit-

ze brisante Sprengstoffe enthält, die innerhalb des Panzers zur Explosion gelangen und ihn unfehlbar zerstören. Damit ist die Überlegenheit des artilleristischen Angreifers über den defensiven Panzerschutz wieder hergestellt.

Auf jeder dieser Stufen technischer Erkenntnis liegen für Krupp Riesenbestellungen und Millionengewinne. In viel grösserem Masse als die Zeitgenossen es ahnen, ist das Essener Geschäft zu einem Barometer geworden, das empfindlich auf alle Druckstörungen und Druckveränderungen der rüstungspolitischen Atmosphäre reagiert, ja sie sogar vorher anzeigt. Das offenbart sich besonders deutlich bei der grossen Expansion, die Krupp nun vornimmt, beim Kauf der Germaniawerft in Kiel. Dieses Unternehmen, das noch unter dänischer Herrschaft gegründet wurde, hat infolge Schwierigkeiten mehrfach den Besitzer gewechselt. Dass Essen sich nun plötzlich für seine Anlagen interessiert, geschieht nicht ohne Zusammenhang mit den im Schosse der Regierung erwogenen Flottenplänen. Pünktlich zwei Jahre vor dem ersten grossen Flottengesetz, das eine Hochkonjunktur im deutschen Kriegsschiffbau einleitet, schliesst Essen mit der Werft einen Pachtvertrag, dem später die völlige Angliederung als «Fried. Krupp-Germaniawerft» folgt, wobei das informierte Haus Krupp die natürlich nicht informierten Aktionäre tüchtig übers Ohr haut. Und wieder nicht ohne Zusagen über kommende Aufträge beginnt Essen mit einem Aufwand von Millionen, den Betrieb umzubauen. Seine guten Beziehungen bewirken auch, dass die sonst bürokratische Marineleitung in seltener Grosszügigkeit wichtiges Gelände abtritt, wodurch die Werft eine Wasserfront von einem Kilometer erhält. Innerhalb kurzer Zeit ist sie zu einem hochmodernen Betrieb umgestellt worden, der ein vollständig ausgestattetes Kriegsschiff mit Panzern, Geschützen, Kessel, Maschinen und Instrumenten herzustellen vermag. Entsprechende Aufträge werden nicht auf sich warten lassen.

Die kruppsche Arbeiterzahl, die 1887 rund zwanzigtausend betrug, wächst nun Jahr für Jahr um ein weiteres Tausend. Dieser Expansionsstoss ist keine Essener Sondererscheinung. Seit der Gründerkrise verharnte die deutsche Wirtschaft in einer schwierigen Lage, aus deren Tief sie sich nur langsam erhob. Noch einmal brachte das Jahr 1887 einen kurzen Krisenschlag. Dann setzt, ziemlich gleichzeitig mit dem deutschen Thronwech-

sel, ein steiler Aufstieg ein, der zu einer industriellen Blüte führt, wie sie das Reich seit einem halben Menschenalter nicht mehr erlebt hat. Bismarcks Nachfolger, General Caprivi, beginnt mit der Erneuerung der deutschen Handelsverträge im Sinne grossindustrieller Interessen. Die schutzzöllnerischen Liebesgaben tun ihre Wirkung: in knapp fünfzehn Jahren bis 1902 wird die deutsche Roheisenproduktion von vier bis auf zehn Millionen Tonnen und die Stahlproduktion von einer auf acht Millionen Tonnen steigen.

Diesmal sind es weder Balkankonflikte noch nordamerikanische Bahnbauten, die den gewaltigen Konjunktursprung auslösen und vorwärtstreiben. Im Gegenteil: der Auslandsexport des Kruppwerkes, der von 1875 bis 1890 fast zwei Drittel der Produktion umfasste, sinkt jetzt unter den Inlandsabsatz zurück. Es ist nicht schwer, zu erraten, was diesen sensationellen Wechsel verursacht – der wachsende Militäretat und die nun einsetzenden Flottenrüstungen mit ihren Milliardenaufträgen. Deutschlands imperialistische Epoche beginnt.

2.

Mit der Entlassung Bismarcks ist an der Spitze des Reiches die letzte Hemmung für einen weltpolitischen Expansionskurs geschwunden. In der Umgebung des Kaisers gewinnen die Kräfte das Übergewicht, die die Kolonialpläne forcieren und eine riesige Kampfflotte schaffen wollen. Deren Zweck umreisst der noch hinter den Kulissen ringende kommende Mann, der junge Tirpitz, in seiner Denkschrift vom Herbst 1891 ohne jede Beschönigung: «Die strategische Überlegung über unser Verhalten im nächsten Seekriege hat bereits seit einiger Zeit zu der Erkenntnis geführt, dass die Entscheidung für unsere Marine in der offenen Seeschlacht gesucht werden muss.»

Die Linke des Parlaments setzt den «uferlosen Flottenplänen» Widerstand entgegen. Das ganze nächste Jahrzehnt ist ausgefüllt mit bewegten Etatkämpfen, in denen manches Schiffchen aus der Wunschliste der Marine gestrichen wird. Obwohl sie etwa zwei Dutzend Panzerkreuzer bewilligt erhalten, sind die Admiräle mit dem Tempo der Seerüstung unzufrieden. Sie bombardieren Regierung und Parteien mit Denkschriften, in

denen versucht wird, einen – Rückgang der deutschen Flotte nachzuweisen. Um die Forderung eines verlängerten Marinebauplanes in Höhe von hundertfünfzig Millionen spitzt sich der Kampf, das letzte ernsthafte Ringen des deutschen liberalen Bürgertums, schliesslich zu. Der Essener Reichstagsabgeordnete Hammacher teilt mit, dass bei Ablehnung der Flottengesetze durch den Reichstag ein Staatsstreich des Kaisers drohe.

Zur offenen Austragung dieses Kampfes, der eine Wiederholung des einstigen Verfassungskonfliktes um die Militärreform bedeutet hätte, kommt es aber nicht. Das Ringen um das Parlament wird nun plötzlich – von aussen aufgenommen. Im März 1897 geht ein Telegramm nach Ostasien, das den Chef der dort weilenden Kreuzerdivision, den Konteradmiral Tirpitz, zum Staatssekretär des Reichsmarineamts ernennt. Der schärfste, aber auch geschickteste Rüstungstreiber steht jetzt an entscheidender Stelle und beginnt überraschend mit einem erfolgreichen Werbefeldzug zur Popularisierung der Flottenideen. Auch die industriellen Interessenten treten auf den Plan. Mit Krupp an der Spitze schaffen sie sich ein Propagandainstrument: den deutschen Flottenverein.

Ein braver nationalgesinnter Kleinbürger, der Berliner Lebertranfabrikant J.E. Stroschein, hatte in einem Anflug uneigennütziger Flottenbegeisterung damit begonnen, einen «Reichs-Marine-Verein» zusammenzutrommeln. Ehe es ihm gelingt, den Plan zu verwirklichen, kommt ein Gegenstoss von unerwarteter Seite – aus Essen. Das Kruppdirektorium, so berichtet Eckart Kehr, der Historiker der deutschen Flottenära, «sah die Gefahr, dass der neue Verein sich ideologisch einstellte und deshalb nicht genügend die Interessen der Industrie vertrat». Der biedere Stroschein bot wenig Gewähr für Zuverlässigkeit im Sinne der auftragshungrigen Flottenenthusiasten. Also fort mit ihm! Von Essen dirigiert, wird schnell ein Konkurrenzunternehmen, der «Deutsche Flottenverein», ins Leben gerufen, der von vornherein mit grösseren Mitteln arbeitet und deshalb die stroscheinschen Ansätze aufsaugen und ihren idealistischen Gründer ausschalten kann.

Präsident und gesellschaftliches Aushängeschild des am 30. April 1898 konstituierten Vereins wird Fürst Wilhelm zu Wied (der spätere König von Albanien), sein eigentlicher Leiter aber ist der Generalsekretär Victor

Schweinburg. Dieser aus Mähren eingewanderte jüdische Journalist kann sich vertrautester Beziehungen zum Essener Direktorium rühmen. Er ist Leiter der «Berliner Neuesten Nachrichten», die Krupp Anfang der neunziger Jahre erwarb, um ein Sprachrohr in der Reichshauptstadt zu besitzen. Die skrupellose Art, mit der Schweinburg geschäftliche Interessen der Firma zu patriotischen Angelegenheiten umzudeuten versteht, lässt ihn als den geeigneten Mann erscheinen, das neugegründete Reklamebüro in eine vaterländische Massenorganisation auszubauen.

Die Gelder fließen reichlich. Woher sie kommen, plaudert die konservative Kreuzzeitung aus: nicht von den «Ehrlichen und Naiven», sondern «zumeist von den Industriellen und Geschäftsleuten, die an der Flottenvermehrung verdienen wollen». In erster Linie zahlt natürlich Krupp. Als auf einer Jahresversammlung des Flotten Vereins bekannt wird, dass «Privatpersonen aus Westfalen» Spenden bis zu einer halben Million gemacht hätten, läuft ein Antrag ein, solche Zuwendungen von Leuten, die «an der Verstärkung unserer Flotte materiell interessiert» seien, abzulehnen. Natürlich wird das entrüstet abgelehnt. Man hat, um den genauen Umfang dieser Korruption zu verschleiern, die Finanzakten des Flottenvereins später angeblich vernichtet, aber gleich Charles M. Schwab und John Pierpont Morgan, den Hintermännern der amerikanischen «Navy League», ist auch Krupp der Verquickung von Privatinteresse und Flottenpropaganda hinlänglich überführt. Wie ungeniert er sie betont, schildert empört Heinrich Rippler, der Chefredakteur der nationalen «Täglichen Rundschau»: «Herr Krupp hat Herrn Schweinburg dem Kaiser vorgestellt und der Photograph hat diesen weltgeschichtlichen Moment für die Nachwelt festgehalten.» Und etwas später: «In einer unter anderm auch von Staatssekretär Tirpitz besuchten Versammlung erklärte Professor Schmöller unter donnerndem Beifall des gesamten Auditoriums, dass er mit Herrn Schweinburg nichts gemein habe – der Führer der Eisenindustriellen aber, Herr Jencke (Chef des Kruppdirektoriums), führt diesen Mann dem Kaiser zu und lobt seinen Presseangestellten derart, dass S.M. dem Schweinburg dankend die Hand drückt.»

Der Protest der Professoren der Berliner Universität, die den Flottenverein als «Interessenvertretung von Konservativen, Grossindustriellen

und Finanziers» ablehnen, ist der einzige ärgerliche Misserfolg. Sonst geiht alles prächtig: eine Million Mitglieder in fünftausend Ortsgruppen, darunter sämtliche Minister und die deutschen Landesfürsten als Protektoren, ein Zentralbüro mit vierzig Angestellten, denen Monatsgehälter bis zu tausend Mark gezahlt werden, zeugen von einem betriebsamen, erfolgreichen Apparat. In zehntausenden Versammlungen, in dreiviertel Millionen Exemplaren der Zeitschrift «Die Flotte» und in Dutzenden Broschüren, deren einzelne in Auflagen von mehreren Millionen verteilt werden, geht ein Trommelfeuer an Rüstungsagitation auf die deutsche Öffentlichkeit nieder. Vom Absatz der Panzerplatten und Schiffskanonen wird nicht gesprochen, dafür erhält jeder Volksteil eine auf ihn zugeschnittene Begründung des Flottenbaus vorgesetzt: den Kleinbürgern spricht man von wachsendem Handelsreichtum, den Gebildeten von deutscher Weltherrschaft und den Arbeitern von Beschäftigung und Lohn in den Werften.

Das erste Flottengesetz vom Frühjahr 1898 hatte der Regierung eine Kriegsmarine von insgesamt siebenundzwanzig Linienschiffen bewilligt. Das Gesetz war ein Sextennat: bis 1904, dem Ablauf der vorgesehenen Bauzeit, sollten weitere Schiffsforderungen nicht erhoben werden. Doch schon im nächsten Jahr stellen die beiden schwerindustriellen Blätter der Reichshauptstadt, Krupps «Berliner Neueste Nachrichten» und Stumms «Post», in einer wüsten Kampagne an die Regierung die Forderung, das Sextennat zu durchbrechen und ein zweites, erweitertes Flottengesetz einzubringen. Die äusseren Argumente dieser Presshetze liefern deutsch-englische Differenzen um die kleine pazifische Insel Samoa. Den tieferen Grund aber verrät die opponierende agrarische Kreuzzeitung in einer Notiz ihres Handelsteils: die Werften leiden unter Absatzmangel! Die patriotisch verbrämte Absatzkampagne wird natürlich auch vom Flottenverein aufgegriffen. Am 30. November 1899 geht ein geheimes Rundschreiben heraus, das die Organisation grosser Versammlungen anordnet, um «da, wo die Bedeutung von der Notwendigkeit unserer Flotte noch nicht besteht, Verständnis und Interesse zu erwecken». Wofür «Verständnis» erweckt werden soll, verrät ein im ganzen Reich verbreitetes Flugblatt: «Wir brauchen Ellenbogenfreiheit zur See; gutwillig gesteht uns die aber niemand zu, also erzwingen wir, was unser gutes Recht ist, d.h. bauen wir

eine Flotte, die stark genug ist, Feinde und Neider in Respekt zu halten.» Deutschland sei reich genug, heisst es unmissverständlich zum Schluss, um noch ganz andere Aufwendungen für seine Flotte machen zu können.

Das Echo dieser Aktion ist anders, als man in Essen erwartet hat. Der Wortlaut des Rundschreibens gerät in die Presse und ruft einen Entrüstungssturm über die dreiste Verquickung von Absatz und Politik hervor. Heftige Zeitungsattacken, bis weit in die Reihen der nationalen Rechten, beschäftigen sich mit den korruptiven Zuständen im Flottenverein. Dem Druck dieser fast einmütigen Empörung muss Schweinburg weichen. In einem Akt chinesischer Stellvertretungsjustiz ziehen die Essener Geldgeber ihren kompromittierten Agenten aus dem Verein und den «Neuesten Nachrichten» zurück. Umso eifriger ist die Firma bemüht, ihren unterirdischen Einfluss zu behalten. «Wied suchte», berichtet Kehr, «von Krupp und Jencke angetrieben, die Umwandlung des Reklamebüros in einen ideologischen Verein nach Kräften zu hindern.» Das ist nicht einfach, aber es gelingt. Eine Gegengründung der Berliner Professoren scheitert in kurzer Zeit – wegen mangelnder Geldmittel.

Dass auch nach Schweinburgs Abgang die eingeleitete Rüstungskampagne nicht ergebnislos bleibt, dafür sorgt ein mächtiger Helfer. Der junge Kaiser Wilhelm II. greift die industrielle Parole eines zweiten Flottengesetzes auf und stösst in seiner berühmten hamburgischen Rede («Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser») den aus taktischen Gründen zögernden Tirpitz vorwärts. Im Frühjahr 1900 nimmt der Reichstag das zweite Flottengesetz an. Unter Bruch des Sextennats wird die Zahl der geplanten Kriegsschiffe nochmals verdoppelt, und dem deutschen Volk eine Last von über fünf Milliarden auferlegt.

Aber der Appetit der Rüstungslieferanten an Ruhr und Saar ist auch damit noch nicht gestillt. 1899 hatten sie auf grössere Flottenbestellungen gedrängt, um die Hochkonjunktur der Jahrhundertwende nach Möglichkeit zu verlängern. Als sich nun die ersten Anzeichen eines rapiden Krisenrückschlags bemerkbar machen, klammern sie sich an das gleiche probate Mittel: im März 1901, knapp dreiviertel Jahre nach Annahme des zweiten Flottengesetzes, beginnt eine neue Kampagne für beschleunigten

Kriegsschiffbau, also für ein drittes Flottengesetz. Auch diesmal ist nicht nur die Mitwirkung, sondern die treibende Rolle Krupps exakt beweisbar. Am 3. Dezember 1901 richtet der neue Präsident des Flottenvereins, Fürst zu Salm-Horstmar, an Tirpitz einen Brief, in dem es heisst:

«Von Herren verschiedener Parteirichtungen bin ich gebeten worden, eine Bewegung einzuleiten, welche dahin geht, den Reichstag zu veranlassen, an die Regierung die Bitte zu richten, angesichts der schlechten Konjunktur und der ungünstigen Geschäftslage von Handel und Industrie und der damit zusammenhängenden Arbeitslosigkeit vieler Tausender von Arbeitern, den auf einen längeren Zeitraum verteilten Bau von Kriegsschiffen in möglichst beschleunigtem Tempo herbeizuführen ...»

Salm-Horstmar hat sich später nicht mehr recht erinnern wollen, wer die «Herren verschiedener Parteirichtungen» waren, die ihn zu diesem Brief veranlassten. Immerhin antwortete er auf eine Anfrage Kehrs, er nehme an, «dass es Herren der westdeutschen Industrie gewesen sind, darunter Krupp».

Diesmal bleibt die Aktion der unersättlichen Lieferanten ergebnislos. Es nützt nichts, dass die kruppschen «Neuesten Nachrichten» in fünf grossen Artikeln, etwa gleichzeitig mit dem Brief, einen konkreten Vorschlag machen: den Bauplan, der die Kiellegungen gleichmässig bis 1917 verteile, dadurch abzuändern, dass sofort eine grössere Zahl Neubauten vorgenommen würde. Tirpitz, der den Widerstand des Reichstags befürchtet, hat soeben peinliche Feststellungen über wucherische Preise derselben Lieferanten machen müssen, die nun schon wieder an die staatliche Krippe drängen. Er bleibt hart und lehnt die Vorschläge ab.

Die enttäuschten Rüstungsindustriellen quittieren prompt: ihre «ausserordentlichen Zuwendungen für den Flottenverein» fallen von 412'000 Mark (1900) und 170'000 Mark (1901) auf – 410 Mark im Jahre 1902. Der zur Zeit überflüssige Propagandapparat wird auf Hungerration gesetzt.

Wie ungeheuerlich die Unzufriedenheit der Panzerlieferanten über die Ablehnung eines dritten Flottengesetzes ist, zeigen die phantastischen Millionengewinne, die ihnen schon die beiden ersten Gesetze einbringen. Nach zuverlässigen Berechnungen, die der Budgetkommission des

Reichstags vorliegen, betragen die Kosten der Panzerung für die beschlossenen Linienschiffsbauten 274 Millionen Mark, ohne Armierung und ohne die kleinen Kreuzer. Da die Panzerwerke in diesen Jahren des Flottenfrühlings, wie wir später noch ausführlich nachweisen werden, mit einem Wuchergewinn von über hundert Prozent arbeiten, beträgt ihr Gewinn rund 170 Millionen, in die sich Krupp und der saarländische Panzerkönig Stumm teilen. Für Essen bedeutet das einen ziemlich konstanten Jahresgewinn von mindestens fünf Millionen, garantiert auf sechzehn Jahre – allein für Panzer!

An Aufträgen mangelt es jetzt nicht mehr. Es ist zweifellos die Folge besonderen kaiserlichen Wohlwollens, dass die Germaniawerft als einzige Privatwerft an allen künftigen Linienschiffsklassen der deutschen Marine mit je einem Bau beteiligt ist. Die besonderen Prunkstücke der «schimmernden Wehr» verlassen ihre Docks: 1899 «Kaiser Wilhelm der Grosse», 1901 «Zähringen», 1902 «Braunschweig», 1903 «Hessen», 1904 «Deutschland», 1906 «Schleswig-Holstein», 1908 «Posen», 1911 «Karlsruhe», 1912 «Prinz-Regent Luitpold» und Ersatz-»Brandenburg«. Innerhalb von nur fünfzehn Jahren liefert die Kruppwerft neun Linienschiffe, fünf kleine Kreuzer, dreiunddreissig Torpedoboote und zehn Unterseeboote, erstaunliche Ziffern, wenn man an das unzufriedene Rüstungstrommelfeuer des Flottenvereins denkt.

Ein wahrer Millionensegen ergiesst sich mit dem für Deutschland so verhängnisvollen Flottenkurs auf das Essener Haus. Über ihren Umfang berichtet der mächtig anschwellende deutsche Marineetat nur teilweise, denn Krupp begnügt sich nicht damit, allein das Vaterland durch seine neueste Produktion zu beglücken. International, wie das Streben des Rüstungsfabrikanten nun einmal ist, fasst er auch das Panzergeschäft an. Auf dem Schiessplatz zu Indianhead führt er Carnegie, auf dem von Shoeburyness der britischen Marine und in Petersburg den kaiserlich russischen Admiralitätswerken seine unzerstörbaren Platten vor. Mit Erfolg. Selbst die von T. Kellen auf Grund offiziöser Unterlagen verfasste Schrift über Fritz Krupp muss eingestehen, dass «alle bedeutenden Panzerwerke des Auslands, die von England, Amerika, Frankreich, Russland, Österreich und Italien, dazu übergegangen sind, Lizenzen auf das patentierte kruppische Verfahren zu erwerben». Dass auch Frankreich dabei genannt wird,

ist doppelt reizvoll, wenn man sich der dreisten Versuche Berdrows erinnert, die kruppschen Beziehungen zum «Erbfeind» völlig abzustreiten. Diesmal erfährt Paris sogar eine Vorzugsbehandlung: ehe alle andern, Deutschland eingeschlossen, sich mit dem neuen Verfahren versehen haben, ist die Lizenz an Frankreich schon verkauft und französische Ingenieure werden auf dem Essener Werk in die Geheimnisse des neuen Verfahrens eingeweiht.

In welcher Form die ausländischen Firmen Krupps Panzerlizenzen bezahlen, darüber sagt Kellen nichts. In diesem Punkt sind die Publikationen der «Big Three», der drei grossen amerikanischen Panzerwerke mitteilbarer. Aus ihnen stellten Engelbrecht und Hanighen (in «Merchants of Death») fest, dass Bethlehem Steel und Carnegie die amerikanischen Produktionsrechte an Kruppplatten «gegen eine hohe Lizenzgebühr und eine Abgabe von etwa 45 Dollar pro Tonne» erwarben. Die Bedingungen der europäischen Käufer werden kaum leichter gewesen sein. Krupp erhält also nicht nur eine einmalige Abgabe, sondern ist direkt an der Höhe der ausländischen Rüstungen interessiert, die als Zahlung pro Tonne in nicht geringen Posten auf seiner Einnahmenseite erscheint! Die Rüstungshetze im Flottenverein und in der Krupppresse lohnt demnach doppelt: durch die deutschen Flottenaufträge und die damit gleichzeitig provozierten Rüstungen des Auslands. In letzterer Hinsicht ist Essen voller Erfolg beschieden – im Weltkrieg werden die Flotten Grossbritanniens, Frankreichs, Italiens, Japans und der USA., geschützt mit kruppschen Stahlpanzern, gegen Deutschland ziehen.

Die genaue Höhe der Essener Gewinne aus dieser Epoche rasanter Flottenrüstung wird sich wohl erst nach Öffnung der Geheimarchive des Werkes feststellen lassen. Es gibt aber einen ziemlich zuverlässigen Ausgangspunkt für ihre Schätzung, nämlich das fast tropische Wachstum des kruppschen Vermögens in dieser Zeit. Nach dem «Jahrbuch der Millionäre in Preussen», herausgegeben von dem Regierungsrat Martin, betrug das versteuerte Vermögen Fritz Krupps:

| | | | |
|-------|-------|---------------|-------|
| 1895: | . . . | 119 Millionen | Mark |
| 1897: | . . . | 129 Millionen | Mark |
| 1899: | . . . | 148 Millionen | Mark |
| 1902: | . . . | 187 Millionen | Mark. |

Das ist ein Anstieg um fünfzig Prozent, um rund siebzig Millionen innerhalb von nur sieben Jahren. Dieser Rekord wird noch übertroffen vom Wachsen des persönlichen Einkommens Fritz Krupps, das sich verdreifachte:

| | |
|-------------|--------------------|
| 1895: . . . | 7 Millionen Mark |
| 1897: ... | 9 Millionen Mark |
| 1899: ... | 13 Millionen Mark |
| 1902: | 21 Millionen Mark. |

Solcher Millionenrausch liegt nicht allein im Steigen der Aufträge begründet. Diese Zeit des Flotten- und Panzerfrühlings ist auch eine Zeit besonders ungehemmten Lieferantenwuchers. Tirpitz selber hat in seiner Untersuchung über den Staatsbetrieb in der Rüstungsindustrie eingestanden, dass von 1898 bis 1902 eine Überbezahlung der Kriegsschiffe erfolgte, die erst später durch eine Verbesserung der marineamtlichen Kalkulationsmethoden eingedämmt wird. In welchem Ausmass das Reich dabei durch die Krupp und Stumm bewuchert wurde, ist aus der nachträglichen Preisentwicklung klar ersichtlich. In den Jahren 1901 bis 1905 fallen die jährlichen Neubaukosten der Marine – bei gleichbleibender Schiffszahl, aber steigender Grösse – von dreiundneunzig auf vierundachtzig Millionen Mark. Und nun sinkt plötzlich ebenfalls das kruppsche Einkommen von einundzwanzig auf jährlich zehn Millionen. Das ist eine Parallelität, die auch ohne die späteren parlamentarischen Feststellungen Krupps Gewinne ihres wucherischen Ursprungs überführt und alle Legenden von der «bescheidenen Preispolitik» des Essener Hauses widerlegt.

3.

Der Mann, in dessen Namen diese Expansionen und Geschäfte vollzogen werden, ist im Gegensatz zu seinem altmodischen Vater ein moderner Grandseigneur, ein wirklicher Industriefürst. In welchem seiner drei Schlösser er auch Hof hält, ob auf dem «Hügel» an der Ruhr, auf «Sayneck» im Rheintal oder auf «Meineck» in Baden-Baden, immer sitzt die

gesellschaftliche Elite des Reiches an seiner Tafel. Die glanzvollste Tatsache aus dem bunten Alltag, der ihn umgibt, ist seine Freundschaft mit dem jungen Kaiser. Zwar lehnt er in Erinnerung an die Haltung des Vaters den ihm angebotenen Adel ab, aber andere Ehrungen fließen in reicher Fülle. Wilhelm II. ernennt ihn zum Wirklichen Geheimrat, womit das Prädikat Exzellenz verbunden ist, und beruft ihn in die beiden parlamentarischen Oberhäuser, den preussischen Staatsrat und das Herrenhaus. Der Kaiser nennt den reichen Industriellen seinen Freund und ist fast alljährlich sein Gast. «Lehmann holt sich seine Provision», flüstern die Arbeiter des Werkes respektlos, wenn wieder einmal die Hohenzollernflagge im Ruhrtal weht.

Was die beiden jungen Männer zusammenführt, ist neben dem gemeinsamen Interessenkomplex der Rüstungen wohl auch eine weitgehende innere Verwandtschaft: bei beiden wächst aus latentem Schwähebewusstsein das Bestreben, sich über den Rahmen der vorgefundenen Aufgaben hinauszuhoben. In beiden Fällen führt das zu einem hoffnungslosen wissenschaftlichen und künstlerischen Dilletantismus, den nur eine servile Histörchenschreiberei als Genialität bewundert. Kellen weiss darüber Erstaunenswertes zu berichten. Nach ihm ist Krupp «ein geborener Architekt», mit «feinem künstlerischem Geschmack begabt». Ganz wie Wilhelm zieht er «die mannigfaltigsten Wissensgebiete in den Kreis seiner Studien und setzt «Fachwissenschaftler durch die Gründlichkeit seiner Kenntnisse in Erstaunen». (Während der gekrönte Freund die Bibel-Babel-Frage auf greift, stiftet er einen Preis für das Thema: Was lernen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?) Sein besonderes Lieblingsgebiet aber ist die Tiefseefischerei, für die er Schiffe «nach seinen persönlichen Angaben und unter seiner persönlichen Leitung» einrichten lässt. Bei Forschungsfahrten legt er «selbst Hand mit an und notierte alle wichtigen Einzelheiten beim Fange». Dazu zitiert Kellen das Urteil eines Fachmanns: «Krupp war in der Tat mit Leidenschaft Meeresbiolog», beeilt sich aber, mit scheuem Seitenblick hinzuzusetzen: «Bei dem wohlausgeglichenen Charakter möchten wir statt ‚Leidenschaft‘ lieber Hingabe und Ausdauer sagen.»

Das alles sind dilettantische Liebhabereien, zeitraubende und kostspie-

lige. Mit ernsthafter Teilnahme am Kulturleben haben sie ebensowenig zu tun, wie die ganze verkitschte Betriebsamkeit dieser «wilhelminischen» Epoche. Aber in Verbindung mit längeren Reisen nach Berlin, Kiel und in den Süden genügen sie doch, das Werk und seine Probleme im Interessensbereich Fritz Krupps zurückzudrängen. Wenn Kellen versucht, ihm eine «einsichtsvolle, umsichtige und tatkräftige Leitung», ein «intimes Verhältnis zu allen Zweigen des ausgedehnten Werkes» anzudichten, so fälscht er das Bild des Mannes, der ein echter Typ der verfeinerten, sensiblen, sachlich nur wenig interessierten dritten Industriellengeneration ist. Wie wohltuend klingt im Gegensatz zu solchem Geschmuse das Urteil, das der Bergarbeiterführer Otto Hué, selber früher kruppscher Arbeiter, in einer längst verschollenen Schrift über seinen langjährigen politischen Gegner abgibt:

«Seine Liebediener mögen ihn noch so eifrig mit den Eigenschaften eines umsichtigen, selbständig disponierenden Chefs bedenken, er war es durchaus nicht. In vertrauten Kreisen hat Friedrich Krupp selbst seine intellektuelle Abhängigkeit von seinen ersten Angestellten eingestanden und auch schon merkwürdige Betrachtungen über seine Legitimation als Empfänger alljährlicher Millionenüberschüsse angestellt! Alten Arbeitern und Beamten gegenüber hat sich der Sohn des Kanonenkönigs gegeben wie er war: ein schlichter, gutherziger Mensch, den nur der Zufall der Geburt, nicht Begabung und Neigung, auf den Posten des ersten deutschen Grossindustriellen stellte.»

In einem halbabsolutistischen Staat, wie das deutsche Kaiserreich, ist der Hof und die Suite des Monarchen für Grossindustrielle und Rüstungslieferanten der wichtigste Platz. Dort werden die fetten Aufträge vergeben, über die nur scheinbar die Ministerien entscheiden. Das Parlament ist daneben ein zweitrangiger Faktor, ein Forum, vor dem die rüstungsfeindliche Opposition und manchmal auch die Konkurrenz ihre Angriffe vorbringen. Es ist gut, dort vertreten zu sein, aber nicht lebenswichtig. Wenn es in einer Geschichte Schneider-Creuzots heisst: «Sie versäumten niemals, sich in die Deputiertenkammer wählen zu lassen», so kennzeichnet das die völlig andere Situation des grossen Geschäfts in einer parlamentarischen Demokratie. Die Krupps haben ihren Einfluss am Hof und in der hohen Bürokratie (auch des Heeres und der Marine) traditionell fest ver-

ankert. Wenn sie sich trotzdem einige Male um das Parlamentsmandat bewarben, entsprang das mehr politischen Rivalitäten mit stark lokaler Färbung als unmittelbarem Geschäftsinteresse.

Bei den Septennatswahlen von 1887, die um ein Armeeprogramm entbrannten, hatte Fritz Krupp sich seine erste Niederlage als Kandidat geholt. 1893 geht es um die gleiche Frage. Obwohl seit Ende des französischen Krieges fast zwölf Milliarden für die Landesverteidigung ausgegeben und die Heeresziffern verdreifacht worden sind, soll der Reichstag eine neue Erhöhung um sechzigtausend Mann bewilligen, was jährlich hundert Millionen Mehrkosten bedeuten würde. Da die linke Mehrheit das ablehnt, löst Wilhelm II. das unbotmässige Parlament auf.

In Essen versucht nun die militärfrome Rechte, den Fabrikherrn erneut zur Kandidatur zu bewegen. Das ist nicht leicht. Fritz Krupp ist ein Mann, der seine innere Schwäche, sein vor der Öffentlichkeit schwankendes Selbstbewusstsein, peinlich empfindet. Aber der höhere Zweck – Sicherung einer Mehrheit für das Militärprogramm und Kampf gegen das unbequeme Zentrum – besiegt sein Widerstreben. Er stellt nur eine Bedingung: es sei ihm als Arbeitgeber unangenehm, wenn seine Person in Kundgebungen und Zeitungen besprochen werde. Daraufhin beschliesst die Parteikonferenz, auf Versammlungen und jegliche Poesstätigkeit zu verzichten.

Es entbrennt ein gespenstig lautloser Wahlkampf, bei dem die Macher der Kruppkandidatur mit schamlosem Gesinnungsdruck arbeiten. Im Werk wird denen, die oppositioneller Haltung verdächtig sind, die Entlassung angedroht. Die Meister raten ihren Arbeitern, im Wahllokal den Stimmzettel nur vom «richtigen» Verteiler zu entnehmen, wenn sie unangenehme Konsequenzen vermeiden wollen. Das Ergebnis dieses Terrors sind 19'484 Stimmen für Krupp, denen der katholische Kandidat aber doch 19'447 entgegenstellen kann. Da auch die Sozialisten fünftausend Stimmen erhalten haben, ist eine Stichwahl notwendig. Für wen werden sich die letzteren nun entscheiden? Zwischen ihnen und dem Zentrum ist die Lage sehr gespannt; trotz gemeinsamer Abstimmungen im Parlament steht man draussen aufs Schärfste gegeneinander. Hinzu kommen lokale Rivalitäten, die schliesslich den erstaunlichen Beschluss herbeiführen,

sich in der Entscheidung der Stimme zu enthalten. Nun siegt Krupp mit fünfundzwanzigtausend gegen zweiundzwanzigtausend Stimmen, siegt also mit Hilfe der Sozialisten über die Katholiken.

Die Begeisterung der Kruppfreunde ist gross. Noch am Wahlabend formiert sich ein Fackelzug zum Schloss Hügel. Angeführt vom Oberbürgermeister Essens marschieren Beamte und Arbeiter – diese unter Kontrolle ihrer Meister – in den sonst verschlossenen Hügelpark. Der Mann aber, dem diese Ehrung gilt, steht auf dem Balkon des Schlosses und ist nicht imstande, auch nur ein einziges Wort hervorzubringen. Er winkt nur stumm und verlegen mit der Hand. Im Stallgebäude ist eine riesige Restauration eingerichtet, wo Bier und Wein gratis verabreicht werden. Stunden später randalieren betrunkene Massen durch die nächtliche Stadt, belästigen politische Gegner, lärmten vor der Wohnung des geschlagenen Kandidaten und setzen beinahe ein Gebäude in Brand. Auch in den benachbarten Orten gibt's Freibier und die Presse berichtet noch tagelang über Exzesse betrunkenener Kruppfreunde.

Das parlamentarische Debut des also Gewählten steht im Zeichen eines peinlichen Protests. Die Zentrumspartei ficht die Gültigkeit seiner Wahl an und überreicht eine Denkschrift, in der mit Angabe von hunderten Zeugen und unter Beifügung genauer Skizzen der Wahllokale die terroristische Kontrolle der Wähler durch die Werkagenten dargestellt wird. Unter dem Eindruck dieser Mitteilungen beschliesst das Plenum, die Anerkennung der Wahl auszusetzen und in eine Beweisaufnahme einzutreten. Wie das bei der gefügigen Mehrheit des kaiserlichen Reichstags selbstverständlich ist, verläuft die Untersuchung ergebnislos. Das Mandat wird trotz erwiesener Beeinflussung anerkannt, ebenso wie das des Panzerkönigs Stumm, der in seinem Industriereich an der Saar die Wähler kolonnenweise an die Urnen marschieren liess.

Als Chef eines Rüstungskonzerns, der um das Wohlwollen vieler Parteien bemüht ist, vermeidet Krupp, sich fraktionell festzulegen. Lediglich als Hospitant schliesst er sich der «Reichspartei» an, einer kleinen Splittergruppe reaktionärer Färbung. Rednerisch tritt er niemals hervor, beteiligt sich auch kaum an Kommissionsberatungen. Nur gelegentlich macht er sich als Vertreter eigener Interessen bemerkbar. Zur Beratung des Ma-

rineetats z.B. überreicht er jedem Abgeordneten ein Heft mit dem Titel «Was hat der Reichstag 1893/94 für die Marine getan?» Beim Aufschlagen zeigt sich, dass es innen – nur weisse Blätter enthält. Interessant sind seine Abstimmungen, die, soweit sie namentlich waren, aus den Protokollen festzustellen sind. Er votiert 1893 für die Erhöhung der Friedenspräsenzstärke des Heeres, die seiner Firma erhöhte Aufträge bringt. An der Abstimmung über die Aufhebung der Jesuitengesetze beteiligt er sich nicht. Als Industrieller, der auf offene Grenzen für den Export angewiesen ist, stimmt er 1894 gegen die Roggenzollerhöhung. Mit einer Minderheit tritt er für den Glückwunsch zum achtzigsten Geburtstag Bismarcks ein, den die Mehrheit dem Mann des Sozialistengesetzes und Kulturkampfes verweigert. Schliesslich stimmt er auch für eine Strafverfolgung des Abgeordneten Liebknecht wegen Majestätsbeleidigung. In den Fragen seiner industriellen Geschäftsinteressen ist der Abgeordnete Krupp also durchaus hellhörig gewesen.

Wie steil der Weg des Essener Hauses in dieser Epoche nach oben geht, verraten zwei Zahlenreihen:

| | | | |
|------------|-------|-------|-------|
| | 1 896 | 1 899 | 1 902 |
| Rothschild | 216 | 266 | 139 |
| Krupp | 122 | 148 | 187 |

Während das grösste Bankhaus der Welt seinen sagenumwobenen Platz räumt, wächst der Essener Besitz in nur sechs Jahren um fünfundsechzig Millionen. Welchen Umfang haben daneben die Summen, die Krupp – gleich Schneider, Skoda, Vickers und andern Rüstungsfirmen – für seine vielgerühmte «Wohlfahrt» opfert? Kehren auf diesem Weg wenigstens Teile der erbeuteten Steuermillionen in die Taschen seines Arbeiterheeres zurück?

Nach fünfzehnjähriger Pause setzt unter Fritz Krupp ein neuer Stoss im Bau von Werkwohnungen ein. Insgesamt werden in dieser Zeit in Essen neunzehnhundert, bei den Aussenwerken zwölfhundert Wohnungen errichtet. Im Stil weichen sie von den älteren Bauten vorteilhaft ab: der «Friedrichshof» ist ein moderner Grossblock, «Alfredshof» und «Altenhof» sind lockere Siedlungen inmitten kleiner Gärten. Ihre Vermietung er-

folgt gegen den ortsüblichen Zins, weshalb es eigentlich unverständlich ist, warum man sie in Prospekten und auf Ausstellungen als Propagandastücke besonderer Wohlfahrt präsentiert. Hat die Firma etwa durch Bereitstellung der Baumittel grössere Opfer gebracht? Durchaus nicht. Die Festlegung von Kapital in Grundbesitz ist bei einem Werk dieser Grösse, das mit sprunghaften Erweiterungen rechnen muss, eine Notwendigkeit. Wie Kellen aus offiziellen Angaben mitteilt, beträgt der durchschnittliche Mietertrag nach Abzug der Regiekosten noch 2,5 Prozent des Anlagekapitals. Dabei geht die Firma nicht das geringste Mietrisiko ein. Ihre Wohnungen stehen nie leer und die Mieter können nichts schuldig bleiben, da ihnen der Zins prompt vom Lohn einbehalten wird. Hinzu kommt ein von der Firma stets verschwiegener Faktor – die Wertsteigerung des Bodens. Dass Essen in wenigen Jahrzehnten vom Landstädtchen zur Ruhrmetropole wächst, gibt einen Begriff davon, wieviel Krupp am Boden seiner Wohnkolonien verdient hat. Man kann dem Karlsruher Professor Herkner nur zustimmen, wenn er unter ausdrücklicher Exemplifizierung auf Essen schreibt: «Es handelt sich da um jene Fabrikantenphilanthropie, die der Oberelsässer Grad als ‚gutes Geschäft‘ bezeichnet hat.»

Das gilt noch in anderer Hinsicht. Der Mieter kann nämlich nur solange wohnen bleiben, als er im Werk tätig ist. Wenn er geht oder «gegangen wird», was jedem droht, der eine unbequeme politische Gesinnung hat, muss er noch am selben Tag räumen. Schwache Charaktere nehmen deshalb Rücksicht, schweigen zu Antreiberei und geringen Löhnen, weil sie fürchten, beim ersten Murren auf der Strasse zu sitzen. Wenn Ende 1901 von fünfundzwanzigtausend Krupparbeitern etwa achttausend in Werkskolonien wohnen, so wirkt sich das gewiss sehr «wohltätig» auf – die zahlende Lohnsumme aus. Und dafür hat man seine Mieter gleich unter strenger Kontrolle. Dass nicht nur der Bezug, sondern auch das Lesen kritischer Zeitungen verboten ist, wurde schon berichtet. Düwell erzählt in seiner «Wohlfahrtsplage» von Aufsehern, die ihre Mieter kontrollieren, ob sie politische Flugblätter auch ungelesen in den Ofen stecken. Dabei handelt es sich nicht um Übergriffe, berichtet doch Kellen: «Die Rechte und Pflichten der Mieter sind genau festgesetzt und eigens dazu bestellte Kontrollbeamte, die jederzeit Zutritt zu den Wohnungen haben, sorgen für die

Einhaltung der Bestimmungen.» Diese permanenten Haussuchungen führen zu einer Gesinnungssklaverei, die die Werkwohnung zu einer drückenden Fessel macht.

Ein besonderes Wort verdient der «Altenhof». In Geschäftsprospekten und Büchern lässt die Firma immer wieder verkünden, wie gut sie «für ihre alten Arbeiter sorgt». Nach den rührselig illustrierten Darstellungen musste die Welt den Eindruck gewinnen, dass Essen ein soziales Paradies sei, wo jeder alte und invalide Kruppianer ein sorgenloses Heim für den Lebensabend besitzt. Auch dieses Propagandamärchen verblasst bei näherem Zusehn. Zur Gründung der Kolonie wurden ganze hundert Wohnungen errichtet. 1903 sind es schon hundertsechundachtzig. In gleichem Tempo geht es weiter: 1912 berichtet die Firma, dass der Altenhof vierhundertfünfzig Wohnungen umfasse. Um diese Zeit zählt das Kruppwerk aber schon dreitausend Invaliden und Witwen, von denen also nur jeder Siebente besonderer Fürsorge teilhaftig wird. Und nun steigt die Ziffer der Alten rapid, wie das bei siebzigtausend Arbeitern verständlich ist. Demgegenüber bleiben vierhundertfünfzig Wohnungen im Altenhof, eine mehr als kümmerliche Leistung, deren finanzieller Aufwand kaum größer ist als die Kosten der mit ihr getriebenen Propaganda. Eine Wohnung im Altenhof wird natürlich auch nur den «Würdigsten» zugesprochen, worüber die Entscheidung im Gutdünken der Firma liegt. Was muss ein Krupparbeiter in den dreissig oder fünfzig Jahren seiner Tätigkeit alles einstecken, um dieser «Würdigkeit» würdig zu werden!

Neben den Werkwohnungen glänzen in der Essener Propaganda die verschiedenen «Kassen». Es sind das Versicherungen, in die von Seiten der Teilnehmer und auch der Firma Beiträge geleistet werden: die Pensionskasse, die Witwen- und Waisenkasse, die Krankenkasse, Familienkasse und Vorschusskasse. Im Wesentlichen herrscht bei allen der gleiche Zustand wie in der Pensionskasse, deren Statut die Mitglieder zugunsten der Firma völlig entrechtet. Sie ist eine Zwangskasse, doch verlieren die Werkangehörigen im Fall der Entlassung alle Ansprüche und eingezahlten Summen. Die Proteste der dadurch Geschädigten beschäftigen bald die Öffentlichkeit, das Parlament und die Gerichte. Dabei wird festgestellt, dass diese «Wohlfahrtseinrichtung» nicht einmal den gesetzlichen

Mindestvorschriften entspricht. Durch Reichsgerichtsurteil gezwungen, muss sie ihre Statuten ändern und wenigstens die größten Ungerechtigkeiten beseitigen.

Die jährliche Gesamtleistung Krupps für diese und ähnliche Wohlfahrtsmassnahmen wird, soweit sie die gesetzlichen Pflichten überschreitet, von Kellen wie folgt beziffert:

| | |
|-----------------------------|----------------|
| Krankenkasse..... | 51 349 Mark |
| Arbeiterpensionskasse | 905 963 Mark |
| Beamtenpensionskasse | 660 844 Mark |
| Familienkasse | 14 815 Mark |
| Sonstige Stiftungen | 181 256 Mark |
| | <hr/> |
| | 1 814 227 Mark |

Diese Zahlen sind der Schrift eines Kruppfreundes entnommen, der sich auf offizielles Material stützt. Damit wäre der Umfang der Essener Wohlfahrtsleistungen mit etwa 2 Millionen jährlich ermittelt. Stellen wir diese Ziffer neben die Angaben des «Jahrbuchs der Millionäre», so ergibt sich für 1902 eine aufschlussreiche Gegenüberstellung:

| | |
|------------------------------|--------------------|
| Kruppvermögen | 187 Millionen Mark |
| Einkommen pro Jahr | 21 Millionen Mark |
| Vermögenszuwachs pro Jahr. | 20 Millionen Mark |
| Wohlfahrtsausgaben pro Jahr. | 2 Millionen Mark |

Das Verhältnis ist nicht erschütternd. Nur fünf Prozent der Summe, die den jährlichen Vermögenszuwachs plus Einkommen umfasst, lässt Krupp seinem Arbeiterheer zukommen. Angesichts der riesigen Monopolgewinne, der Flottenkonjunktur und des unerhörten Preiswuchers ist das ein bescheidener Anteil, doppelt bescheiden, wenn man die Vorteile in Rechnung setzt, die dem Werk aus einer bodenständigen, qualifizierten Arbeiterschaft erwachsen. Der Tausch des anrühigen Namens eines Kriegslieferanten, der vom Blut der andern lebt, mit dem Titel «Wohlfahrtsfirma» ist dem Hause Krupp nicht allzu teuer geworden.

Aber die Öffentlichkeit glaubt dem Schein und übersieht die Haltung, die Krupp als «Scharfmacher», als Industriereaktionär, einnimmt. An der

Spitze des Essener Direktoriums steht Finanzrat Jencke, ein brutaler Gegner der «Utopie eines Normalarbeitstages», der aus der Fabrik ein «Bollwerk gegen das Eindringen sozialrevolutionärer Ideen» zu machen sich bemüht. Noch ist seine und des Chefs Rolle bei der Torpedierung des verheissungsvollen sozialpolitischen Kurses der ersten Regierungsjahre Wilhelms II. nicht restlos aufgeklärt. Jencke selber hat einmal angedeutet, dass die deutsche Industrie ihre ungebrochene Machtstellung Fritz Krupp verdanke, weil sie unmöglich zu retten gewesen wäre, «wenn der grösste, mächtigste und reichste Industrielle Deutschlands auch nur ein Tüpfelchen von dem Grundsatz preisgegeben hätte, dass der Fabrikeigentümer Herr in seinem Hause sein und bleiben müsse».

4.

Es wäre reizvoll, einmal eine Geschichte der Kriegswaffen für Nichtmilitärs zu schreiben. Sie würde erzählen, wieviel metallurgische, konstruktive und fabrikatorische Leistung einem Stück Stahl anhaften muss, ehe es für seinen zivilisatorischen Zweck, die Zerstörung, brauchbar wird. Sie würde auch den erbarmungslosen Kampf der grossen und kleinen Interessen aufdecken, die das Waffengeschäft zu einem Ausschnitt der modernen *comédie humaine* machen.

Gegen Ende des Jahrhunderts bahnt sich in der Artillerie eine technische Revolution an, gleich tiefgreifend wie die Erfindung gezogener Hinterlader. Seit der Konstruktion des schnellfeuernden Magazingewehrs traten die Mängel der bisherigen «starren» Feldgeschütze schärfer hervor. Beim Schuss bäumt sich ihr Rohr auf, es «bockt», die Lafette springt zurück und muss jedesmal neu «gerichtet» werden. Die Schiessfolge ist deshalb sehr zögernd, obwohl das rauchlose Pulver eigentlich ein pausenloses Zielen ermöglicht. Die besten Kanonen dieser Jahre schiessen langsamer als die primitiven Mörser Gustav Adolfs, eine katastrophale Minderleistung für eine Maschine, die seitdem um soviel teurer geworden ist.

Theoretisch scheint es nicht schwer, Mittel zur Aufhebung des Rückstosses zu finden. Für ein Feldgeschütz kommt bei der Art seiner Verwen-

dung natürlich weder ein riesiges Gewicht noch eine Befestigung an den Boden in Frage. Aber – der Gedanke liegt in der Luft – man könnte zwischen Rohr und Lafette eine Konstruktion einschalten, die den Rückstoss auffängt und mit seiner gespeicherten Kraft das Rohr in die Normallage zurückführt. Nach diesem Prinzip werden die ersten unstarren Geschütze gebaut, die jedoch den neuen Gedanken nicht mutig genug zu Ende führen. Der Bremsweg bleibt zu kurz, infolgedessen wird der Rückstoss nur gemildert, nicht aufgehoben, was bei dem grossen Mehrgewicht der Bremse ein zweifelhafter Fortschritt ist.

An diesem Punkt resignieren die Fachmänner und gerade hier setzt ein kleiner unbekannter Techniker, der Ingenieur Konrad Haussner, mit neuen Versuchen ein. Nach anfänglich phantastischen Projekten kommt er zur Idee des «langen Rohrrücklaufs». 1888 bei Krupp als Hilfskonstrukteur für Fahrzeugbau eingestellt, überreicht er schon im November dieses Jahres dem Direktor der Kanonenabteilung eine interessante Denkschrift. Auf vierzehn Druckseiten, mit Zeichnungen und präzisen Berechnungen, entwickelt sie die Theorie eines Feldgeschützes mit genügend langem Rücklauf. Jetzt gleitet das Rohr auf der Oberlafette wie in einer Wiege zurück und wird (durch Pressluft, schlägt Haussner zunächst vor) wieder nach vorn geholt.

Nach Wochen erhält der junge Erfinder seine Denkschrift zurück. Eine solche Konstruktion, erklärt man ihm, sei für den Feldgebrauch ungeeignet. Es ist der geniale Gross, der dieses unverständliche Urteil fällt, auch er ist also altersblind geworden, ist saturiert und misstrauisch gegen unbequeme Neuerungen, wie das in seiner Monopolstellung erstarrte Werk. Vielleicht hat ihn der unmittelbare Chef des Erfinders beeinflusst, der empört meint, «dass der junge Mann hier lehren wolle, wie man Kanonen baut und dass er, wenn er nur ein wenig rechnen könnte, einsehen müsste, dass man eine solche Lafette nicht bauen könne».

Bei diesem aus bürokratischer Überheblichkeit geborenen Verdikt bleibt es. Enttäuscht verlässt der Erfinder seine Essener Stellung. Die Konstruktion arbeitet er nun exakter durch und meldet sie zum Patent an, das ihm am 29. April 1891 erteilt wird. Rückschauend stellt er allerdings fest, «dass die Abfassung des Patentanspruchs eine sehr wertlose war,

denn der Anspruch schützte nicht das von mir erfundene System des langen Rohrrücklaufs, sondern die durch die Zeichnung veranschaulichte Spezialausführung». Nachdem Haussner sich mit einem Finanzmann verbunden hat, baut er ein Versuchsgeschütz und stellt es der Berliner Artillerieprüfungskommission vor. Die zeigt, nach den üblichen Nasenstübern für unbekannte Erfinder, einiges Interesse. Daraufhin wird ein Lizenzvertrag mit Gruson abgeschlossen, bei dem die Kommission ein erstes Rohrrücklaufgeschütz in Auftrag gibt. Damit scheint das Eis gebrochen zu sein und der hoffnungsvolle Erfinder tritt 1892 ganz in die Dienste des Magdeburgers, der sich interessiert zeigt und sofort mit dem Bau zweier Geschütze beginnt.

In diese Situation platzt der Ankauf des Grusonwerkes durch Krupp. Das ist für Haussner ein schwerer Schlag: wieder steht er denselben Männern gegenüber, die seine Ideen bereits abgelehnt haben. Da die Geschütze aber fertiggestellt sind, kann sich Essen diesmal nicht weigern, sie wenigstens einem Probeschüssen zu unterziehen. Da geschieht März 1894 in Meppen vor preussischen Offizieren unter verdächtig ungünstigen Umständen. Für den harten Boden des Schiessfeldes ist der Sporn der Lafette zu klein – aber die Werkleitung hat ausdrücklich verboten, noch etwas zu ändern. Die Schiessergebnisse sind entsprechend schlecht und die Kommission stimmt zur Erleichterung der Firmenvertreter dem ablehnenden Urteil zu. Der Vorsitzende, Oberst Reichenau, ruft schliesslich aus: «Weg mit dem Scheusal!»

Ein letztes Mal versucht der Erfinder, die Verschwörung bürokratischer Ignoranz und fachmännischer Blindheit zu durchbrechen. Er entwirft eine neue Konstruktion, die er mit einem Federvorholer ausstattet. Zwei Monate nach dem meppener Fehlschlag unterbreitet er dem Stellvertreter des beurlaubten Gross entsprechende Vorschläge. In wenigen Tagen erhält er, ohne dass eine Rücksprache oder Aussprache erfolgt wäre, sein Material zurück: «Nehmen Sie Ihr Bild wieder mit.» Der Ausdruck Bild, setzt Haussner hinzu, «will in der technischen Sprache besagen, dass das Dargestellte ein minderwertiges Produkt sei».

Mit solchem Urteil weist Essen die bedeutendste artilleristische Idee dieser Jahre zum drittenmal ab. Es zieht auch äusserlich einen Schluss-

strich und gibt als Rechtsnachfolger Grusons das haussnersche Patent zurück, verzichtet also auf weitere Verfolgung der Angelegenheit.

Jemand anders aber verzichtet nicht: Heinrich Ehrhardt, der Aufsichtsratsvorsitzende der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik. Was Louis Baare für das Kruppwerk der alfredschen Zeit war, ist Ehrhardt um die Jahrhundertwende: der gefährliche Konkurrent, mit dem man dauernd im Kampf steht. Von einem mittellosen Lehrling (damals Kollege des jungen Skoda) hat Ehrhardt sich über eine erfolgreiche Laufbahn als Techniker zum Leiter seiner industriellen Schöpfung «Rheinmetall» in Düsseldorf aufgeschwungen. Er ist für Krupp unangenehmer als alle früheren Gegner, denn er attackiert ihn in seiner ureigensten Domäne, auf dem Gebiet der Geschützproduktion. Durch die Verwendung nahtloser Röhren zum Lafettenbau, die nach einem patentierten Verfahren hergestellt werden und relativ leicht sind, haben die Ehrhardt werke sich einen beachtlichen technischen Vorsprung gesichert, den ihr Chef, ein glänzender Geschäftsmann modernen Stils, mit Erfolg auszunutzen versteht.

Begierig greift Ehrhardt zu, als ihm eine Erfindung angeboten wird, die geeignet erscheint, Essens Monopolstellung zu erschüttern. Er zeigt keine Bedenken, mit Haussner, der noch Angestellter seines Konkurrenten ist, in Verbindung zu treten. Man schliesst einen Vertrag, der Ehrhardt verpflichtet, nach neuen Zeichnungen ein verbessertes Geschütz herzustellen. Oktober 1896 tritt der seltsam ruhelose Erfinder eine Stellung als Leiter der ehrhardtschen Fahrzeugfabrik in Gotha an. Für das neue Geschütz, das unter Verwendung der Düsseldorfer Röhren gebaut wird, sichert er sich weiteren Patentschutz. Im Frühjahr 1897 wird es einer preussischen Artilleriekommission vorgeführt. Auch deren Fachleute sind durch den Glauben an das Bestehende geblendet. Trotz guter Probeerfolge sehen sie an der neuartigen Kanone nur die noch selbstverständlichen Mängel und verkennen ihre ungeheuren Zukunftsmöglichkeiten.

In diesem Jahr 1897 steht die Berliner Militärverwaltung vor der Entscheidung, mit welchem Typ von Feldgeschützen eine Neuausrüstung der deutschen Armee durchgeführt werden soll. Im Vertrauen auf die Autorität Krupps und der von ihm beeinflussten Artilleriekommission wird beschlossen, allein das starre Feldgeschütz Modell 96 (mit umklappbarem

Sporn) zu verwenden. Der Gesamtauftrag in Höhe von hundertvierzig Millionen geht zum grössten Teil nach Essen.

Auf den Moment hat – Frankreich gewartet! Seit der noch nicht verwundenen Niederlage um vieles hellsichtiger, haben die Pariser Militärs Haussners Arbeiten insgeheim genau verfolgt. Das wäre wohl niemals bekannt geworden, wenn nicht die französische Zeitschrift «L'Illustration, Journal Universel» am 6. Februar 1915, im Taumel der ersten Kriegsmomente, einiges ausgeplaudert hätte:

«Der Generäl Mathieu, damals (1890) Direktor der Artillerie im Kriegsministerium, vernahm auf dem üblichen Wege, dass ein deutscher, übrigens sehr hervorragender Ingenieur, Haussner, bei Krupp ein Modell einer Kanone mit langem Rohrrücklauf oder, wie die deutschen Techniker sagen, mit Rücklauf der Kanone auf der Oberlafette konstruiert habe. Man fügte hinzu, dass nach einem Versuch das Haus Krupp nicht gezögert habe, die Ausführung dieses neuen Materials zu beginnen. Der General, welcher Menschenkenner war, liess den Kommandanten Deport, damals Direktor der Konstruktionswerkstätte von Puteaux, rufen und fragte ihn, ob er glaube, eine Kanone nach dem Prinzip des langen Rohrrücklaufs konstruieren zu können. Der Kommandant Deport, mit der Sache bekannt, antwortete nach einigem Nachdenken, dass er bereit sei, die gestellte Aufgabe zu lösen und im Jahre 1894 präsentierte er dem Kriegsminister, General Mercier, eine Feldkanone, die bis zu 25 Schuss in der Minute feuerte.

Man könnte vielleicht glauben, dass, während der Kommandant Deport so fleissig arbeitete, die deutsche Artillerie ebenfalls emsig am Werke war. Doch das wäre eine Täuschung. Die deutsche Artillerie hatte nichts getan, sie war sogar weniger fortgeschritten als am ersten Tage, denn sie hatte einen falschen Weg eingeschlagen. Die dem General Mathieu gelieferten Auskünfte, welche die Schöpfung der 75-mm-Kanone verursacht hatten, waren, so erstaunlich dies auch erscheinen mag, ungenau.

Der Ingenieur Haussner hatte wohl ein Kanonenprojekt aufgestellt, dieses Projekt war wohl in Essen ausgeführt worden, aber die vielleicht mit Absicht schlecht geleiteten Versuche hatten schlechte Resultate ergeben und die Firma Krupp, zu glücklich über die Niederlage einer Erfindung,

die sich zu sehr von ihren Traditionen entfernte, hatte den Ingenieur Haussner verabschiedet, welcher wegging, um sein Glück in Südamerika zu suchen. Und noch besser: die Gebühren für das Patent, das Haussner in Frankreich genommen hatte, wurden nicht mehr bezahlt und das Patent, das übrigens völlig unbekannt geblieben war, ging in öffentlichen Besitz über. Die Firma Krupp hatte damit vielleicht die schönste Gelegenheit versäumt, die sich ihr jemals geboten hatte, und dank ihrem unbesiegbaren Starrsinn sollte sie, zum Glück für unser Land, dieselbe nicht wiederfinden.»

Wenigstens nicht so bald. Während Frankreich darangeht, seine Armee mit dem modernsten Geschütztyp auszurüsten, liefert Krupp der ihm blind vertrauenden Berliner Militärverwaltung für hundervierzig Millionen Mark Feldkanonen eines Systems, das nach dem Urteil des Artilleriefachmannes v. Perbandt «bereits veraltet war, als es in die Hände der Truppen kam».

Und es scheint fast, als sei Essen total mit Blindheit geschlagen. Nachdem bereits feststeht, dass Frankreich das neue System einführt, gibt Krupp seinen «Schliessbericht 98» heraus, in dem zu lesen ist, die völlige Aufhebung des Rücklaufes führe «zu Konstruktionen, die für den Feldgebrauch ungeeignet sind». Drei Jahre später (!) veröffentlicht Oberstleutnant a. D. Leydhecker, ein leitender kruppscher Beamter, in der «Schweizerischen Zeitung für Artillerie und Genie» ein noch immer ablehnendes Urteil. Man kann dem General Wille, der in seinem Buch «Ehrhardtgeschütze» diese und andere Dokumente Essener Einsichtslosigkeit zusammenstellt, nur zustimmen, wenn er resümiert, dass Krupp in der Frage des Rohrrücklaufs «auch anfangs 1901 noch immer auf demselben Standpunkt wie 1895 bis 1898 verharrte».

Der Dauerschlaf des erstarrten Monopol Werkes findet schliesslich ein jähes Ende. Diesmal geht der Anstoss für den Durchbruch der neuen technischen Idee von der Schweiz aus, die vor der Entscheidung über ihre Neubewaffnung steht. Nach langen Proben der eidgenössischen Artilleriekommission schlägt der Bundesrat im März 1901 vor, die Feldartillerie mit der kruppschen Konstruktion auszurüsten. Damit scheint das Rohrrücklaufsystem endgültig geschlagen. Aber die schweizer Bundesversammlung lehnt den Vorschlag der kurzsichtigen Militärs demonstrativ ab und macht aus ihrer Skepsis gegen das starre Geschütz kein Hehl. Ein

schon sicherer Millionenauftrag ist Essen damit aus der Hand geschlagen.

Der Beschluss hat sensationelle Wirkungen. Die europäischen Artilleristen horchen auf, als sie erfahren, dass Ehrhardt von seinen bisher geläuterten Geschützen hundertacht an England geliefert hat und soeben eine norwegische Bestellung auf hundertzweiunddreissig Stück erhielt. Zum erstenmal muss Krupp sich von einem innerdeutschen Konkurrenten geschlagen erklären: über Nacht schwenkt er um und tritt für den bekämpften Rohrrücklauf ein. Um den damit zugestandenen technischen Bankrott zu kaschieren, behauptet er, schon seit drei Jahren an einer Rücklauflafette mit Rollenzug zu arbeiten, die aber, wie General Wille mit Recht bemerkt, ihr Dasein völlig im verborgenen fristete.

Und jetzt erinnert sich Essen auch des längst vergessenen Konrad Haussner. Zwar hat man vor fast einem Jahrzehnt seine Ideen hochmütig abgelehnt, aber war er nicht Angestellter des Werkes? Und gehen nicht alle Erfindungen der Angestellten (selbst die abgelehnten) automatisch in den Besitz der Firma über? Stand ein entsprechender Passus nicht auch im Dienstvertrag Haussners? Gestützt auf diese Argumente beginnt Essen einen Prozessfeldzug gegen Ehrhardt und bestreitet ihm das Recht auf seine Konstruktionen. Eine Nichtigkeitsklage gegen das haussnersche Patent vom Dezember 1896 – das die zweite, verbesserte Form des Rohrrücklaufs schützte – wird vorm kaiserlichen Patentamt und beim Reichsgericht ausgefochten. Beide Instanzen kommen zu Feststellungen, die für Essen wenig schmeichelhaft sind. Krupp wechselt, so erklären sie, dauernd seine Argumente. Erst habe er behauptet, Haussners Zeichnungen seien auf seinem Dienstbüro entstanden, später habe er dasselbe nur für die Grundideen behauptet. Das Argument, man klage so spät gegen das zweite Patent, da man erst jetzt Beweise für Haussners unkorrektes Verhalten habe, stehe mit der Tatsache im Widerspruch, dass man seinerzeit keine Einwendungen gegen das erste Patent erhoben habe. Der Wechsel des Beweisthemas lege den Verdacht nahe, dass man keine Beweise habe, sondern erst durch die eidliche Zeugenvernehmung «Material sammeln» wolle. Das Gericht habe nicht zu prüfen, ob einzelne Teile der Erfindung bei Krupp gemacht worden seien, sondern ob das von der ganzen Erfin-

derung gelten könne. Dafür aber fehle jeder Beweis. Essens Forderung auf Nichtigkeitserklärung müsse deshalb abgelehnt werden.

Mit diesem Siege Düsseldorfs im Patentkampf um den Rohrrücklauf ist das verbissene Ringen Krupps gegen Ehrhardt nicht zu Ende. Es wird noch Jahre hindurch die deutsche Öffentlichkeit aufwühlen. Was skrupellose Geschäftspraxis anbelangt, hat übrigens der eine dem andern wenig vorzuwerfen. Das beweist Ehrhardts Verhalten gegen den Mann, dem er seinen grössten Triumph verdankt. Wenn Haussner geglaubt hatte, mit der Durchsetzung seiner technischen Idee werde für ihn eine Zeit finanzieller Ernte beginnen, sieht er sich bald getäuscht. Es kommt zu Differenzen und Prozessen. Haussner erreicht zwar die reichsgerichtliche Feststellung, dass er der Erfinder des Rohrrücklaufs ist, aber der reklametüchtige Düsseldorfer Industrielle lässt sich trotzdem als Schöpfer des «Ehrhardtgeschützes» feiern. In seinen Memoiren wagt er zu schreiben: «Herr Konrad Haussner war auch eine von jenen Persönlichkeiten, denen ich mancherlei Gutes erwiesen und die mir recht schlecht dafür gedankt haben.» Er wirft ihm sogar Diebstahl an seinen, den ehrhardtschen Ideen vor, ohne für diese dreiste Behauptung einen Beweis zu wagen. Das Schicksal des Erfinders Haussner zeigt das wahre Gesicht rüstungsindustrieller Geschäftsmoral: Krupp, der ihn zunächst verlacht, ahmt ihn später durch Umgehung seines Patenten nach; Frankreichs Rüstungsindustrie bestiehlt ihn durch Werkspionage; Ehrhardt steigt über seine Ideen zu grossindustriellem Rang und schiebt ihn dann ab. Der Genieblitz des unbekanntenen Technikers hat den grossen Hyänen insgesamt einige hundert Millionen eingebracht.

Wenden wir uns wieder der Situation der deutschen Heeresverwaltung im Jahre 1903 zu. Ihre Lage ist militärisch ausserordentlich bedenklich und auch etatrechtlich nicht einfach: man sitzt auf einem Geschütztyp fest, den man im Vertrauen auf die Autorität Krupps in einem Moment eingeführt hat, als er schon in die technische Rumpelkammer gehörte. Diese peinliche Tatsache kann nicht verborgen bleiben, aus den Angriffen der Fachblätter gelangt sie zur Kenntnis des Reichstags. Der Führer der Sozialisten, August Bebel, richtet im März 1903 böse Fragen an den Kriegsminister:

«Seit geraumer Zeit wird in den verschiedenen Organen der Presse da-

von gesprochen, dass wieder eine Neubewaffnung von Feldartilleriegeschützen in Frage stehe. Wir haben bekanntlich die Neubewaffnung der Artillerie in den Jahren 1896 bis 1898 vorgenommen, und zwar mit dem sehr erheblichen Kostenbeträge von zirka 140 Millionen Mark.

Damals wurden uns in der Budgetkommission die Dinge so dargestellt, als wenn zu jener Zeit die französische Feldartillerie sich bereits im Zustand der Neubewaffnung befinde, und zwar mit einem Geschütz ausgestattet, das dem deutschen weit überlegen sei. Nun erfahren wir aber nachträglich, dass die französische Feldartillerie erst nach der deutschen mit einer Neubewaffnung vorgegangen ist, und zwar, wie ich nochmals ausdrücklich betonen will, mit einem Geschütz, das wesentlich besser als das deutsche sein soll.»

Die erregte Antwort des Ministers versucht noch einmal das Versagen Krupps und der Heeresverwaltung abzuleugnen. Auf die Feststellung Bebel's, dass man die Budgetkommission mit erdichteten Nachrichten über französische Rüstungen düpiert habe, geht sie vorsichtshalber nicht ein. Aber die Wahrheit ist auf dem Marsch, allerdings eine recht kostspielige Wahrheit. Darüber berichtet v. Perbandt:

«Vier Jahre, nachdem die letzten 96er Geschütze zur Ablieferung gekommen waren, musste das Deutsche Reich die Rückständigkeit Krupps dadurch wieder gutmachen, dass es mit einem Kostenaufwand von ca. 100 Millionen Mark die eben erst in Dienst gestellten Geschütze ‚aptieren‘ liess.»

Unter den vielen Verdiensten, die sich das Essener Haus von willfährigen Historikern bescheinigen lässt, wird die Affaire des «Kompromissgeschützes 96» nie erwähnt. Das ist eigentlich eine falsche Scham, denn die nutzlos verpulverten hundert Millionen haben das gute Einvernehmen zwischen Vaterland und Firma nicht gestört. In seiner Polemik mit Ehrhardt («Erwiderung auf das Rundschreiben der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik») teilt Krupp stolz mit, dass die deutsche Heeresverwaltung im Jahre 1903 schliesslich doch wieder das «kruppsche Rohrrücklaufgeschütz» akzeptiert habe. Der kurz vorher stattgefundene private Besuch des Kriegsministers v. Gossler auf Schloss Hügel wird dabei allerdings verschwiegen.

Man liess Essen eben doppelt verdienen: an der miserablen Lieferung und am nachträglichen Verbesserungsauftrag – summa summarum lumpige zweihundert Millionen Mark.

5.

Durch die gesamte ausserdeutsche Literatur über das Haus Krupp geht die Behauptung, der Kaiser sei in Essen finanziell beteiligt gewesen. Die Mitteilungen sind nicht ganz einheitlich. Entweder wird Wilhelm II. als Besitzer eines Pakets von Kruppaktien oder als geheimer Geldgeber des Werkes bezeichnet. Ernsthafte Beweise dafür fehlen allerdings vollständig. Als die Berliner «Morgenpost» in den Jahren republikanischer Pressefreiheit diese Behauptung aufgriff, kam ein scharfes Dementi aus der exkaiserlichen Residenz – Wilhelm klagte wegen übler Nachrede. Vor Gericht gelang es nicht, den Komplex der Beziehungen zwischen Krone und Kanonenwerk aufzuhellen. Das ist nicht verwunderlich. Mit Recht bezeichnet der Soziologe Alfred Weber das «geldmässige Ergriffen- und Beeinflusstwerden» der Staatsorgane als «eine Geheimgeschichte, über die nur teilweise aus der Schule geplaudert worden ist, von der einzelne öffentliche Skandale Teilkomplexe aufgedeckt haben, für die man sich aber im Übrigen nur an wenige Tatsachen, meist an Symptome und daraus zu ziehende Schlüsse halten muss».

Welche Tatsachen sind über die Beziehungen Wilhelm II. zum Hause Krupp bekanntgeworden? Nach einer Erklärung des Berliner Finanzministeriums vom Februar 1920 wurden bei der Beschlagnahme des kaiserlichen Privatvermögens während der Revolution keine Kruppanteile vorgefunden. Allerdings habe man bei dieser Gelegenheit die Feststellung gemacht, dass Wilhelm II. am 3. Juli 1908 durch Börsenauftrag von der Deutschen Bank für 50'000 Mark kruppsche Obligationen kaufen liess, die im April 1914 durch die preussische Seehandlung wieder abgestossen wurden. Ein kaiserliches Interesse an Krupp-Papieren wäre damit erwiesen, wenngleich die Summe – genau wie die im «Morgenpost»-Prozess eingestandene Einlage von gleicher Höhe – lächerlich klein ist. Dagegen berechtigt die Tatsache, dass im sonst homogenen kruppschen Aufsichtsrat auch der Berliner Hofbankier Ludwig Delbrück sass, zu der Annahme,

dass man subtilere Wege für die Finanzverbindungen benutzte. Schon der alte Krupp pflegte bei seinen sprunghaft wachsenden Geldbedürfnissen den unbequemen Grossbanken aus dem Wege zu gehen, dafür aber Wilhelms Privatschatulle und die Etats der Reichsämtler zu attackieren. Die damit erreichte Verschleierung der Essener Finanzen ist auch unter seinen Nachfolgern verpflichtende Tradition geblieben.

Allerdings wäre es falsch, im Verhältnis des Kaisers zum Hause Krupp nur einen Reflex simpler Dividendenwünsche zu sehen. Ihre Harmonie war tiefer fundiert: ausser der schon erwähnten Übereinstimmung in Rüstungsdingen wuchs sie aus jener «Sammlungspolitik» des Kaiserreichs, bei der nach einem Wort Eckart Kehrs «die Agrarier der Industrie die Flotte bewilligten, die Industrie den Agrariern die Zölle» und beide gemeinsam den Staat im Sinne ihrer Geschäftsinteressen dirigierten. Das geht soweit, dass ein Ministerium sich nicht scheut, von Krupp und anderen Industriellen Propagandagelder zu schnorren. Während der Kaiser um die Jahrhundertwende in scharfen Reden ein Gesetz ankündigt, das die Streikpropaganda mit schweren Kerkerstrafen belegt, geht dieser Brief an zehn grosse Industriefirmen:

«Zentralverband deutscher Industrieller.

Berlin, 3. VIII. 1898.

Das Reichsamt des Innern hat mir persönlich gegenüber den Wunsch geäußert, dass die Industrie ihm 12.000 Mark zum Zwecke der Agitation eines Gesetzes zum Schutze des gewerblichen Arbeitsverhältnisses zur Verfügung stellen möchte. Ich habe diese Angelegenheit dem stellvertretenden Vorsitzenden des Zentralverbands, Herrn Geh. Finanzrat Jencke, unterbreitet, der aus naheliegenden Gründen es für zweckmässig erachtet hat, dieses etwas eigentümliche Verlangen nicht zurückzuweisen. Herr Geheimrat Jencke hat für die Firma Krupp 3'000 Mark zu dem erwähnten Zweck zur Verfügung gestellt.

H. A. Bueck, Generalsekretär.»

Der in diskreter Finanzierung erfahrene Chef des Essener Direktoriums findet das bedenklich offen geäußerte Verlangen des Innenministers «etwas eigentümlich», aber er zahlt. Mit dem Gelde Krupps bestreitet das Ministerium seine Propaganda für das Zuchthausgesetz.

Wie fern liegt die Zeit, da Kriegsminister v. Roon ein Dutzend kruppischer Angebote ablehnte und altpreussische Bürokraten aus ihrem Misstrauen gegen den bourgeoisen Geschäftsgeist kein Hehl machten! Jetzt sind Regierungsapparat und grosses Kapital so eng verfilzt, dass es schwer wird, festzustellen, wo der eine aufhört und das andere beginnt. Arbeitsminister ist Generalmajor Budde, ehemals Direktor der mit Krupp im Vertragsverhältnis stehenden Karlsruher Waffen- und Munitionsfabrik und gleichzeitig Aufsichtsratsmitglied der belgischen Waffenwerke zu Herstal. Sein Bruder aber sitzt bei Krupp in leitender Position, ebenso wie der jüngere Bruder des Staatssekretärs und späteren Reichskanzlers Bülow und der Sohn des für die Vergebung von Aufträgen wichtigen Chefs der Artillerieprüfungskommission. Das gleiche gilt für die Marine: derselbe Kapitän Sack, der einst den jungen Prinzen Wilhelm nach Essen begleitete und dabei erste Beziehungen anknüpfte, leitet als Vizeadmiral die Waffenabteilung des Reichsmarineamts, wo die Panzer- und Schiffskanonenaufträge verteilt werden; schliesslich gelangt er sogar in die Aufsichtsräte von Krupp, vom köln-rottweiler Pulvertrust und der Karlsruher Waffenfabrik. Diese Karriere ist wohl kaum ohne Beihilfe des Kaisers erfolgt, der auch seinen Flügeladjutanten v. Grumme in das Direktorium der Hamburg-Amerika-Linie seines Freundes Ballin bugsiert.

Neben solch unverhüllt geschäftlichen Tatbeständen ist die Freundschaft beachtenswert, die Fritz Krupp mit dem Minister v. Rheinbaben, mit Staatssekretär Hollmann, Dutzenden Generälen, Admirälen und hohen Verwaltungschefs verbindet. Ob es sich um technische Kontrolle, um Lieferungen oder Finanzfragen handelt, immer tritt, wie wir noch eingehend nachweisen werden, dem Repräsentanten Essens ein «Freund des Hauses» als Regierungsvertreter gegenüber. «Ganze Reichsbehörden werden schliesslich zu Kruppagenturen», resümiert Hallgarten nach langjährigen Forschungen in deutschen Regierungsarchiven.

Doch zurück zum Kaiser. Seine Anteilnahme an rein geschäftlichen Interessen des Essener Hauses ist erstaunlich. Im Brandtprozess, der am Vorabend des Weltkriegs wenigstens ein Zipfelchen kruppscher Geheimnisse lüften wird, kann die Verteidigung unwidersprochen feststellen, dass bei den Artilleriebehörden eine Verfügung aus dem Jahre 1895 oder 1897 zirkuliert, in der «von allerhöchster Stelle» angeordnet wird, Essen für bestimmte Teile der artilleristischen Lieferungen zu bevorzugen und erst den Rest unter andere Firmen zu verteilen. Wie die Zeitgenossen diese Kruppfreundschaft des Monarchen beurteilen, verrät ein Stossseufzer des Berliner «Vorwärts»: «Der Kaiser ist bei Krupp eingetroffen. Grund: Schiessübungen. Voraussichtliche Folge: Neue Artillerievorlage.» Die geschäftliche Fürsorge Wilhelms macht nicht an den deutschen Grenzen halt. Dem Zaren schreibt er, Nicky möge seine Kriegsschiffe in Deutschland bauen lassen, «unsere Privatfirmen würden sich freuen, Aufträge zu erhalten». Ähnliches berichtet v. Heyking in seinen Erinnerungen: «Die Hauptaufgabe (des pekinger Gesandten) sieht der Kaiser darin, dass China möglichst viel Schiffe usw. bei uns bestellt...» Essen kann mit den Erfolgen des kaiserlichen Agenten zufrieden sein: der grosse Kreuzer Askold für Russland und drei Panzerschiffe für China eröffnen in der Germania-werft den Reigen lohnender Auslandsaufträge.

Wichtiger und folgenschwerer als solche kaiserlichen Liebesdienste für die Essener Freunde oder auch Kompagnons sind die Ausstrahlungen der kruppschen Geschäftsinteressen auf die politischen Entscheidungen des Reiches, vor allem in seiner Aussenpolitik. Der inneren reaktionären Sammlung entspricht nach aussen ein Kurs weltpolitischer Vorstösse, der von den gleichen Interessen diktiert wird: Handel und Industrie, besonders aber die Rüstungsfirmen sind es, die das Berliner Aussenamt im ersten nachbismarckschen Jahrzehnt zu seinen alarmierenden Aktionen in Ostasien, am Bosphorus und in Südafrika veranlassen. Schon bei der Nichterneuerung des berlin-moskauer Rückversicherungsvertrags – womit Deutschlands Selbsteinkreisung begann – erschienen Krupps türkische Lieferungen, die Russlands Pläne an den Meerengen tangierten, erstmalig am Horizont. Und auch die Festungspläne im deutschen Osten, die zu einer Versteifung des antirussischen Kurses nicht unwesentlich beitrugen,

hängen aufs Engste mit Essener Geschäftsinteressen zusammen. Der gewiss informierte Freund des Kaisers, Feldmarschall Waldersee, notiert darüber in seinem Tagebuch: «Schutz unserer langen Ostgrenze durch Befestigungen zu erwirken, ist einer der unglücklichsten Gedanken... Leider spielen ganz bedenkliche Motive mit: die an Panzertürmen, Lafetten, Platten usw. gewaltige Summen verdienende Grossindustrie benützt die Neigung des Kaisers, um Geschäfte zu machen.»

Es bedarf keiner vagen Kombinationen, den unheilvollen Einfluss gerade des Essener Hauses auf die verschiedenen aussenpolitischen Affairen des Kaiserreichs nachzuweisen – in der amtlichen deutschen Publikation diplomatischer Akten («Die grosse Politik der europäischen Kabinette 1871/1914») finden sich erschütternde Beweise dafür.

Besonders folgenschwer ist die von Deutschland gemeinsam mit Frankreich und Russland vorgenommene Intervention gegen Japans Forderungen im Frieden von Schimonoseki, die der entlassene Bismarck in den «Hamburger Nachrichten» hellsehtig als «Sprung ins Dunkle» bezeichnen lässt. Dass Berlin im japanisch-chinesischen Krieg von 1894/95 auf Seiten Chinas steht, hat gute Gründe: dessen Vizekönig Li Hung Tschang bezieht seit den Tagen des alten Krupp fleissig Kanonen, Schienen und später auch Kriegsschiffe von Essen, das den Hauptteil des deutschen Chinaexports stellt. Krupps Agenten in Peking sind mächtige Männer, einflussreicher als die offiziellen diplomatischen Vertreter. Einer von ihnen, Dr. Baur, wird zum «obersten Instruktor» der chinesischen Eisenbahnen ernannt, für den Vertreter einer schienenliefernden Firma wirklich der geeignete Posten. Sein Kollege Mandl ist es, der den unentschlossenen Li Hung zum Widerstand gegen Japans Griff nach Korea aufmuntert. Als zu Beginn des Krieges England einen Friedensschritt der Mächte vorschlägt, lehnt Berlin brüsk ab. Die Gründe dafür verrät ein amtliches Dokument – der Geheimbericht des Reichskanzlers v. Hohenlohe an Wilhelm II.» datiert vom 19. März 1895, in dem es heisst:

«Der deutsche Handel insbesondere hat unter dem Kriegszustande bisher nicht gelitten. Im Gegenteile haben unsere Fabrikanten, Kaufleute und Frachtschiffer durch Lieferung und Beförderung von Kriegsmaterialien gute Gelegenheit zum Verdienst gefunden.»

Der Kaiser akzeptiert die Ablehnung der Friedensintervention mit Rücksicht auf das Fortdauern des guten Kruppgeschäfts durch die Randbemerkung «Einverstanden». Als aber nach der vernichtenden Niederlage Li Hungs die Japaner in Schimonoseki schwere Friedensbedingungen diktieren, gibt Deutschland seine Reservestellung auf. Zusammen mit dem französischen und russischen Kollegen interveniert der Gesandte in Tokio, Freiherr v. Gutschmid, gegen Japans Forderungen, führt aber im Gegensatz zu seinen Begleitern eine brutale Sprache und droht mit Krieg. Der Fausthieb zugunsten des Krupffreundes Li Hung hat Erfolg: zähneknirschend und tief gedemütigt gibt Japan die Halbinsel Liautung mit Port Arthur wieder heraus.

Aber die Freundschaft mit Peking verläuft nicht immer reibungslos. Essens Prinzip, möglichst auf beiden Seiten der Front zu verdienen, führt noch während des ostasiatischen Krieges zu einer bösen Affaire, über die Hallgarten berichtet: «Krupp besitzt in China einen Vertreter namens Mandl. Der Herr ist äusserst rührig, er liefert mit Hilfe zweier hochgestellter Chinesen – darunter des Neffen Li Hung Tschangs – den Chinesen veraltete Kanonen, ja er liefert mit Hilfe der gleichen Personen auch dem siegreich vordringenden japanischen Landesfeind! Das ist auf die Dauer selbst der Langmut einer chinesischen Regierung zuviel und sie beginnt gegen jene beiden Ehrenmänner einen Hochverratsprozess. Der Krupp Vertreter Mandl, um seine Lieferungen besorgt, läuft natürlich sofort zum deutschen Gesandten, er möge doch der chinesischen Regierung bedeuten, ein derart ungehöriges Benehmen gefälligst zu unterlassen. – Die Sache ist jedoch schwieriger, als es scheint, der deutsche Gesandte lehnt ab. Über diese Abfuhr wütend und enttäuscht, weiss sich Herr Mandl gleichwohl zu helfen, er berichtet die Angelegenheit einfach nach Essen und der Chef des Essener Hauses, der Geheimrat F. A. Krupp, dazumal meistens in Berlin (im Hotel Bristol) wohnhaft, bespricht die Sache beim morgendlichen Ausritt im Tiergarten mit dem zuständigen Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amts, Geheimrat Mühlberg. Wenn ein Krupp in persona spricht, hat die Wilhelmstrasse zu gehorchen; der Krupp unbotmässige Gesandte bezieht also einen kräftigen amtlichen Ruffel, worauf er höhnisch zurückfragt, ob etwa gewisse von ihm erstattete Berichte über die

Mängel kruppscher Kanonen im jüngsten asiatischen Krieg den Zorn in Essen erregt... Dass solche Töne das aufgebrauchte Auswärtige Amt nicht gerade versöhnlicher stimmen, lässt sich natürlich denken; die Stellung des Diplomaten gilt von jetzt ab als erschüttert; als er kurz darauf gar noch das deutsche Finanzkapital brüskiert, ruft man ihn aus Peking ab.»

Die Liquidation der ostasiatischen Frage bringt Krupp neue gewaltige Aufträge, u.a. erhält er die Wiederbefestigung Port Arthurs übertragen und übernimmt die Führung im «Deutschen Shantung-Syndikat», das faktisch ein Monopol zur industriellen Ausbeutung dieser an Bodenschätzen reichen chinesischen Provinz besitzt. Allein die Schienenlieferungen gehn in die hundert Millionen.

Die Antwort, die das Reich knapp ein Jahrfüntf später für seine Hilfe einstecken muss, sieht anders aus. Während des Boxeraufstandes kommt es zu jenem Kampf des Kanonenboots «Iltis» gegen die chinesischen Forts bei Taku, der seitdem ein Heldenblatt deutscher Kriegshistorie geworden ist. Was aber die patriotische Legende verschweigt, bringt der schwerverwundete, mit dem Pour le mérite ausgezeichnete Kapitän Lans an die Öffentlichkeit: «17 Volltreffer an Granaten haben wir bekommen, von denen die bei Weitem grössere Zahl im Schiff krepirt ist und hier leider so viele meiner braven Leute getöet oder verwundet hat. Und welcher Hohn! Alle Geschütze und Geschosse (des Gegners) kommen aus unserer Heimat; es sind alles moderne Schnelladekanonen von Krupp.»

Nicht immer ist übrigens der veröffentlichte Teil der deutschen Akten aufschlussreich. In den zweihundert Druckseiten diplomatischer Berichte rund um die erste haager Friedenskonferenz von 1899 werden die Rüstungsinteressen kaum erwähnt, obwohl gerade von ihnen schärfste Widerstände gegen den Vorschlag einer Begrenzung der Waffen ausgehen. Nur der Kaiser nennt in seinen Randnotizen die Dinge gelegentlich beim rechten Namen. In einem Gespräch mit dem Grafen Eulenburg (Bericht vom 23. X. 1898) hatte der russische Aussenminister Murawiew eine Beschränkung in der Einführung technischer Rüstungsverbesserungen ange-regt und sie recht maliziös wie folgt begründet:

«Eine Seite, die vielleicht besonders Seine Majestät den Deutschen Kaiser interessieren dürfte: die Begrenzung bedeutet die Verringerung der

ungeheuren Arbeiterzahl bei Krupp usw., welche lediglich den unausgesetzten neuen Versuchen zu dienen hat.»

Dazu bemerkt der Kaiser, laut eigenhändiger Abschrift des Staatssekretärs Bülow: «Woher soll denn Krupp seine Arbeiter bezahlen?!» Das Wort könnte als Motto über Deutschlands Haltung zu den haager Konferenzen stehen. Nicht das Interesse des Staates bedingte die Ablehnung der Rüstungsbegrenzung, die alle Mächte paritätisch getroffen hätte, sondern der Zwang, für das rasend wachsende Werk in Essen immer neue Aufträge zu schaffen. Das gilt auch für den Waffenexport, der durch die Abrüstungsdebatte ins Stocken zu geraten droht. Der sonst eifrigste Kunde Krupps, Sultan Abdul Hamid, richtet an den deutschen Botschafter v. Marschall die besorgte Frage, ob er glaube, dass die Türkei abrüsten könne. Seine Antwort berichtet Marschall (am 4.XI.1898), mit dem Signum «Vertraulich» versehen, dem Reichskanzler Hohenlohe:

«Es kommt mir nicht zu, den hohen Herrn in ein Vertrauen zu wiegen, das in der Weltlage keine Begründung findet. Als im Laufe meiner Audienz die Patronen- und Gewehrlieferung besprochen wurde, habe ich darum dem Gedanken Ausdruck gegeben, dass, solange die neue russische Weltordnung noch nicht durchgeführt ist, der Satz ‚si vis pacem, para bellum‘ eine unwiderlegte menschliche Weisheit bildet».

Mit seiner Ablehnung und Unterminierung ernsthafter haager Beschlüsse steht Berlin natürlich nicht allein. Auch Englands und Frankreichs Haltung zeigt sich von den gleichen rüstungsindustriellen Interessen diktiert. Aber wohl in keinem amtlichen Dokument befindet sich ein Schlusswort zur Friedenskonferenz, das es an Deutlichkeit mit der historischen handschriftlichen Aktennotiz vom 23.VI.1899 aufnehmen könnte: «Und scheisse auf die ganzen Beschlüsse! Wilhelm LR.»

Solange die Ziele deutscher Kapitalgruppen einheitlich sind, kann das Reich einen klaren Kurs steuern. Schwieriger wird es 1900 beim Burenkrieg, wo die Interessen erstmalig nicht parallel den Grenzen verlaufen, sondern quer durch die Länder gehn. Was man den «Verrat der Buren» genannt hat, ist nur das Schwanken der Wilhelmstrasse unter den Stößen rivalisierender Interessencliquen. Die eine, geführt von der Berliner Han-

delsgesellschaft, dem Bochumer Verein und der Woermannlinie, ist am Bau der Eisenbahn von Pretoria zum Meer interessiert, also burenfreundlich. Die andere, repräsentiert durch die Deutsche Bank, hat sich auf die Seite von Cecil Rhodes geschlagen, dessen Goldminen und Diamantenfelder reichen Dividendensegen spenden. Zu ihr gehört das Haus Krupp. In Essen hat man für die völkisch-romantische Welle der Sympathie zum «stammverwandten» Burenvolk nur ein Achselzucken übrig. Auch die 1897/98 aus Transvaal kommenden Bestellungen lassen keinen Augenblick vergessen, dass der wichtigere Kunde in London sitzt.

Da die Burenrepubliken infolge der Seeblockade ausserstande sind, Kriegsmaterial zu beziehen, müsste die Nichtbelieferung ihres Gegners ein selbstverständlicher Akt der Neutralität sein. Doch bald nach Kriegsbeginn kommen aus Essen Gerüchte über einen mysteriösen Auftrag von 45'000 Stahlschrapnells, deren Zeichnungen ohne die sonst übliche Signatur bleiben. Zunächst versucht die Werkleitung, den Besteller zu verleugnen, obwohl die Umstände deutlich auf England weisen. Aber die Erregung der deutschen Öffentlichkeit ist doch so gross, dass die Regierung sich zum Eingreifen veranlasst sieht, worüber die amtliche «*Norddeutsche Allgemeine Zeitung*» (13.I.1900) mitteilt: «In der Presse ist wiederholt berichtet worden, dass die Firma Krupp in Essen mit der schleunigen Ausführung eines grossen Auftrags zur Lieferung von Stahlgranaten an England beschäftigt sei. Dabei hat man die Frage aufgeworfen, ob es mit den Pflichten strenger Neutralität, die das Deutsche Reich im südafrikanischen Kriege beobachtet, verträglich erachtet werden könne, wenn Lieferungen von Kriegsmaterial aus Deutschland an einer der kriegführenden Parteien ausgeführt würden. Wie wir erfahren, wird diese Frage von zuständiger Stelle verneint, und es ist deshalb die Firma Krupp alsbald nach dem Erscheinen jener Meldungen ersucht worden, die etwa beabsichtigte Absendung von Waffen, Geschützen, Munition und anderweitigem Kriegsmaterial an eine der beiden kriegführenden Parteien einzustellen.»

Unter dem Druck der für die Burensache entflammten öffentlichen Meinung sagt Krupp zu, dass die Lieferung unterbleibt. Ein nennenswertes Opfer bedeutet das nicht, denn mit dem englischen Kunden sind andere, getarnte Geschäftswege vereinbart worden.

Als bald darauf Meldungen kommen, London verhandle mit Krupp über 240 Schnellfeuergeschütze, wird das sofort «richtiggestellt»: es handle sich um ältere Essener Kaliber aus dem Arsenal einer südeuropäischen (!) Macht. Gleichzeitig wissen aber Berliner Blätter zu berichten, dass Italien (!) bei Krupp eine Bestellung im Werte von 50 Millionen Mark gemacht habe, was Verwunderung erzeuge, da man «Italien unter den jetzigen Umständen eine solche Bestellung nicht zutraut». Es ist ein Ringgeschäft zur Umgehung der Neutralitätspflichten, dessen Konturen da sichtbar werden. Fritz Krupp hat sein Wort nicht gebrochen, sondern nur ausgeweitet: er bleibt neutral und verdient hoch. Als dann einige Zeit später bekannt wird, dass die Firma Ehrhardt ebenfalls und sogar auf direktem Wege einen Park Geschützatterien an England geliefert hat, gibt die Essener Direktion die recht provokante Mitteilung heraus, dass sie sich künftig nicht mehr den Wünschen der Regierung fügen, sondern jederzeit für England Geschütz- und Waffenlieferungen übernehmen werde.

Den Zeitgenossen ist die Bedeutung dieser Kruppgeschäfte in Ostasien und Südafrika nicht bewusst geworden. Fünfzehn Jahre später aber zieht japanische Truppen mit dem Rufe «Rache für Schimonoseki» gegen das deutsche Kiautschau und Präsident Wilson rechtfertigt die einseitigen Waffenlieferungen Amerikas an die Entente mit dem gleichen Verhalten deutscher Firmen während der englischen Blockade im Burenkrieg ...

6.

Der persönlich weiche und schüchterne Krupp, dem es schwer wird, auch nur eine Bitte abzuschlagen, hat sich unter den Händen seiner Bürokratie in einen scharfen Reaktionär verwandelt. Ihre Energie setzt sich gegen seine nachgiebige Schwäche erfolgreich durch. Er selber mag diesen Zwiespalt quälend empfunden haben: immer häufiger flüchtet er in sein privates Leben fern von Essen und nimmt längere Aufenthalte in Nizza, San Remo oder Capri.

Dort umfängt den Multimillionär eine Welt, die mit jener nüchternen, harten im Norden seltsam kontrastiert. Stets umgibt ihn ein Schwarm von Gästen, die ihre Aufgabe darin sehn, dem zu schmeicheln, an dessen Tafel

sie schmarotzen. Zu welch grotesken Szenen solche Servilität führt, berichtet Meisbach als Augenzeuge: «Professor Doktor Schweningen hatte vor einigen Jahren dem Herrn Krupp verordnet, dass er nach dem Essen eine Stunde auf dem Bauch liegen solle, welcher Verordnung er auch nachkam. Daher kam es, dass dann die anderen Herren die Übung mitmachten, damit ihrem Gastgeber dabei die Zeit nicht zu lang wurde.»

Für solch charaktervolle Gäste und Freunde entfaltet Krupp den Prunk eines Grandseigneurs grössten Stils. Aber hinter dieser Fassade klimpernder Goldstücke verbirgt sich eine Wirklichkeit intriguerender Schmarotzer. Das war schon nicht ganz unbedenklich, solange Krupp die mehr private Gesellschaft des Deutschlands der Jahrhundertwende bevorzugt. Vollends kritisch aber wird es in dem Moment, wo ihn die freiere Atmosphäre südlicher Lebensgewohnheiten aufnimmt.

Um diese Zeit der Jahrhundertwende ist der Berliner Kriminalkommissar v. Tresckow als besonderer Vertrauensmann der Hofreise für diskrete Aufträge tätig. In seinen Erinnerungen weiss er davon recht interessante Details zu berichten. So erzählt er über die Anlage des Berliner Verbrecheralbums, bei dem ein besonderer Band den homosexuellen Erpressern gewidmet ist, für die das prude Vorkriegsberlin einen besonders ergiebigen Boden abgibt. Bei der Beobachtung dieser rücksichtslosen Erpresserart macht die Kriminalpolizei Feststellungen, die ihren Leiter v. Meerscheidt-Hüllessem veranlassen, ein separates Kartenregister anzulegen, das ängstlich geheimgehalten wird. Man ist nämlich dahinter gekommen, dass unter den als homosexuell bekannten oder höchst verdächtigen Personen sich die glänzendsten Namen der Hofgesellschaft befinden: Fürst Eulenburg, Flügeladjutant Graf Hohenau, Bodo v. Knesebeck, der Kabinettssekretär der Kaiserin, Kammerherr v. Oppen, Prinz Friedrich Heinrich von Preussen, Berlins Stadtkommandant Graf Kuno v. Moltke und inmitten dieser illustren Gesellschaft der französische Botschaftsrat Lecomte. Sie alle stehen auf den Karten des Registers mit Namen, Stand, Geburtsdatum, Wohnung und einer handschriftlichen Bemerkung, wodurch sich der Betreffende verdächtig gemacht hat, mit wem er verkehrt und von wem er erpresst wird.

Es ist nicht schwer, sich das Unbehagen auszumalen, das diese eigenartige Liste der Freunde des Kaisers bei den Eingeweihten hervorruft. Meerscheidt-Hüllessem ahnt einen Eklat und trifft deshalb eine testamentarische Verfügung, dass das ominöse Kartenregister nach seinem Tode dem Kaiser überreicht werden soll. Darüber erzählt v. Tresckow:

«Der hiermit Beauftragte, ein alter Freund von ihm, sandte das versiegelte Paket, in dem sich die Kartenblätter befanden, mit einem Begleitschreiben an den Kaiser. Diesem wurde es von Lucanus, dem damaligen Chef des Zivilkabinetts, vorgelegt. Der Kaiser öffnete es aber nicht, sondern sagte nur kurz, indem er es zurückgab: ‚Es handelt sich wohl um eine Polizeisache, schicken Sie es dem Polizeipräsidenten‘.»

Der Versuch, Wilhelm II. aufzuklären, ist gescheitert. Die geheimen Blätter wandern wieder in den sorgsam gehüteten Aktenschrank zurück, wo sie v. Tresckow jetzt aufmerksam durchstudiert. Er macht dabei eine unglaubliche Feststellung: im homosexuellen Kartenregister des Berliner Verbrecheralbums findet er den Namen – Fritz Krupp!

Man könnte an dieser Tatsache und den folgenden Peinlichkeiten aus dem Alltag des Mannes Krupp vorübergehen, denn die Dinge, die sich in tragischer Verstrickung um ihn zusammenziehen, tangieren seine Rolle als Rüstungsindustrieller nicht und unterliegen auch keiner moralischen Wertung. Aber das Verdikt der Verleumdung und des intellektuellen Mordes, das bald tausendfach gegen seine politischen Gegner geschleudert werden wird, macht die minutiöse Aufhellung aller Tatsachen um den «Fall Krupp» notwendig.

Die dem Kartenregister beigefügte handschriftliche Notiz ist, wie v. Tresckow bemerkt, «sehr dürftig» und er ergänzt sie durch eigene Beobachtungen: «Ich wusste durch den Besitzer des Hotel Bristol, Kommerzienrat Conrad Uhl, in dem Krupp während seines Berliner Aufenthaltes ständig zu wohnen pflegte, dass er ein merkwürdiges Interesse an jungen Kellnern nähme und ihm diese sogar aus Italien zuschicke, um sie im Hotel Bristol zu placieren. Uhl hatte mir ganze Stöße von Briefen gezeigt, die Krupp an ihn geschrieben und in denen er sich nach dem Befinden seiner Schützlinge erkundigte. Er machte Uhl sogar Vorschriften, was er

ihnen zu essen geben sollte. Er forderte ihn auch auf, darauf zu achten, dass sie in jeder Woche ein Bad nehmen sollten, u.ä. Uhl wurde dieses Interesse von Krupp für seine Angestellten schliesslich zuviel und als er wieder einmal in seinem Hotel wohnte, bat er Krupp, ihm die Sorge für seine Kellner selbst zu überlassen und sich nicht in seine Hausordnung zu mischen. Krupp nahm dies sehr übel und verlegte seine Wohnung in ein anderes Hotel. Bei seinem nächsten Aufenthalt in Berlin wohnte er aber wieder im Hotel Bristol. Auffallend war auch, dass er nie mit seiner Frau, wenn diese ihn nach Berlin begleitete, in demselben Hotel abstieg. Jeder von den Ehegatten wohnte für sich. Als ich dies erfahren, bestand für mich kein Zweifel, dass Krupp homosexuell veranlagt war; ob er aber seine Veranlagung in strafbarer Weise betätigte, darüber konnte ich nichts in Erfahrung bringen.»

Einige Zeit später erhält v. Tresckow einen Mann vorgeführt, der bei einer polizeilichen Razzia durch die Berliner Verbrecherkeller aufgegriffen wurde, weil er einen grossen Brillanten trug: «In mein Amtszimmer geführt, fragte ich ihn unter vier Augen, wie er in den Besitz des kostbaren Ringes gekommen sei. Er erzählte mir nun, dass er längere Zeit als Diener bei Krupp in Dienst gestanden hätte und dass Krupp ihm den Ring geschenkt habe. Ich drückte mein Erstaunen über ein so wertvolles Geschenk aus und sagte, dass es doch im Allgemeinen nicht üblich sei, dass Diener mit Brillantringen beschenkt würden. Er erwiderte darauf: Sie wissen doch selbst, wie Krupp veranlagt war. Ich bin sein Freund gewesen und er hat mir oft sein Herz ausgeschüttet, wie unglücklich er sei.»

Kein Zweifel, die feinsinnige, empfindsame Natur Fritz Krupps weiss Abgründe in sich, für die er in der Spiesseratmosphäre Essens ebensowenig auf Verständnis hoffen kann, wie im höfisch-lasziven Berlin. Der Blick auf die lange Ahnenkette des Hauses mit der jahrhundertealten Ehemüdigkeit seiner Söhne erklärt alles, sofern es überhaupt einer Erklärung bedarf. Dieser letzte Spross verfeinerter Geschlechter und späte Sohn eines genialen Vaters trägt ein schweres Erbe. Seine Biographen haben das zu leugnen versucht, unbekümmert darum, wie sehr ihn noch nachträglich das Pathos ihrer Ehrenrettung beleidigt. Klüger bemüht sich Meisbach, gewisse Tatbestände in harmlose Menschenfreundlichkeit umzudeuten:

«Er war für seine Diener besorgt wie ein Vater und überwachte sie auch wie ein solcher. Oft schenkte er einem oder dem andern ein Goldstück und sagte scherzend: Nun freuen Sie sich heute auch einmal. – Erfuhr er, dass von seinen Hausbeamten oder der Dienerschaft jemand erkrankt sei, so war es morgens sein erstes, sich danach zu erkundigen und, wenn der Fall schlimm war, den Kranken zu besuchen und wäre es auch nur ein Stalljunge oder ein Wagenwäscher gewesen. – In seiner Westentasche trug er stets lose eine Anzahl Zwanzigmarkstücke, die er an die Hofbediensteten, die mit ihm zu tun hatten, verteilte. – Er vergass nie, die servierenden Kellner ansehnlich zu beschenken, und die Küchenchefs, die Portiers, selbst der kleinste Page, wurden beim Verlassen des Hotels mit einem Geschenk erfreut.» Wie schade, dass dieses persönliche Bemühen um das Wohlergehen kleiner Leute vor den Grenzen der Fabrik endete!

Den Frühling 1902 verbringt Fritz Krupp auf Capri. So war es öfter seit Jahren und den Capresern ist der Mann aus Essen ein alter Bekannter, von dem sie wissen, dass ihn eine hartnäckige Sympathie an ihre schöne Insel fesselt. Eine als heilig verehrte Grotte, die Klausen des Fra Felice, hat er erworben. Früher lag sie unzugänglich, er aber lässt über der piccola marina eine Felsenstrasse bauen, von der sie nun zu erreichen ist und quartiert einen Portier in Franziskanertracht dort ein. In heiterer Stunde hat er einen Männerorden gegründet, halb Freundschaftsbund, halb Narrenzunft, dessen Mitglieder einen italienischen Rufnamen tragen und einen Schlüssel zur Grotte erhalten. Leise murrte die capresische Geistlichkeit über Lästerung. Auch Tennisplätze, von Krupp angelegt, rufen kritische Bemerkungen hervor: sie stören, heisst es, die Schönheit der Insel. Vielseitige Interessen fesseln den Gast aus dem Norden an das blaue Meer. Voriges Jahr hatte er einen kleinen Dampfer gechartert, jetzt ist er mit eigener Jacht gekommen. In Begleitung des Doktors Salvatore von der zoologischen Station Neapel fischt er draussen im Golf von Salerno nach unbekanntem Spezies der Tiefseefauna. Eine eigene Villa besitzt Krupp auf Capri nicht. Er bewohnt stets ein fürstliches Appartement im Hotel Quisisana, dessen Besitzer Cavaliere Serena der Sindaco der Insel ist. Sie sind eng miteinander befreundet und der Industrielle lädt den Hotelier mehrfach in sein Hügelsschloss.

Phantastische Gerüchte über die Freigebigkeit des fremden Nabob durchheilen Italien und locken in Scharen die Künstler an. Krupp kauft viel und wahllos, man erzählt sich, dass er schon zwölf Büsten Dantes erworben habe. Nicht minder gross ist seine Gastfreundschaft. Stets bewegt er sich in einem Schwarm von Tafelgästen, die an seinen sinnigen «Orden» kenntlich sind, kleinen goldgefassten Granaten, die er als Krawattennadeln verschenkt. Bei Capriwein geht es in seinen Räumen hoch her, bis spät in den Morgen hinein. «Im Frühjahr», berichtet v. Oppeln, «hat die Fremden-gesellschaft der Munifizienz des Herrn Krupp, der übrigens manchmal auch Feuerwerk loslässt, noch eine andere Freude zu danken. Es sind die Musikvorträge in dem Barbierladen gegenüber Paganos Hotel, die Violinisten hat Krupp selber ausbilden lassen und bezahlt sie auch selbst. Um diese Jahreszeit hängt noch schwerer Zitronenblütenduft in der Luft; ein schwüler Wind weht von Süden her und wühlt in den Zweigen der alten paganoschen Palme, zwischen denen die Sterne hindurchfunkeln. Schmachkend erklingen die Weisen der Cavalleria rusticana... Und diese Klänge lassen die Sterne noch tiefer funkeln und beschleichen Herz und Sinn mit trunkener Lebenslust.»

Doch schon ist der Horizont des Gastgebers nicht mehr wolkenlos: er weiss, dass böse Gerüchte, die sich mit seiner Person befassen, immer weitere Kreise ziehn. So «schlich es bereits», wie Böttcher erzählt, «bei seinen früheren Besuchen ziemlich aufdringlich herum, wuchs und gedieh während der diesjährigen Saison ins Ungeheure und war bald kein Gerücht mehr, sondern eine allgemein bekannte schwere Beschuldigung, die als alte Geschichte niemand mehr beachtete.» Diesem Irrtum scheint auch Krupp verfallen. In eigenartigem Fatalismus unterlässt er es, die Beschuldigungen auch nur zu widerrufen. Selbst als er erfährt, dass Photos von Orgien verbreitet werden, die sein Bild enthalten, rührt er sich nicht.

Die Dinge haben einen Umfang angenommen, dass sich die italienischen Behörden mit ihnen zu beschäftigen beginnen und heimlich Ermittlungen in Capri anstellen lassen. Die Gerüchte darüber dringen natürlich auch nach Berlin. Eines Tages erhält v. Tresckow von einem Bekannten aus Capri, wohl einem kriminalistischen Kollegen, ganz konkrete Mittei-

lungen über schwere Beschuldigungen. «Krupp hätte in seinem homosexuellen Verkehr selbst das Mass der Duldung, die sonst in Italien in solchen Fällen üblich war, weit überschritten, indem er noch ganz junge Knaben verführt habe.» Im römischen «Avanti» sei bereits ein Artikel erschienen und es müsse erwartet werden, dass auch deutsche Blätter sich des Falles bemächtigen. Tresckow sucht seinen Vorgesetzten, den Polizeipräsidenten v. Windheim, auf und macht ihm den Vorschlag, den Kaiser, der doch ein Freund Krupps sei, zu informieren.

«Wie denken Sie sich das?» erwidert dieser, «der Kaiser würde zu mir sagen: ‚Wie kommen Sie dazu, einen Freund von mir, den ich hochachte, in solcher Weise zu verdächtigen? Haben Sie Beweise für Ihre Verdächtigungen und können Sie mir diese vorlegen?‘ Was soll ich ihm darauf antworten? Etwa: Herr v. Tresckow hat mir dies erzählt, ist mir die Beweise aber schuldig geblieben; oder haben Sie wirklich Beweise, dass Krupp sich in solcher Weise vergangen hat?» Solche Beweise sind natürlich nicht vorhanden. Damit unterbleibt ein Schritt, der wohl auch nichts mehr hätte verhindern können.

Ende Mai reist Krupp überraschend von Capri ab. Die römische Regierung dementiert später in aller Form, dass er ausgewiesen worden sei, ob ihm aber nicht vertraulich nahegelegt wurde, die Insel zu verlassen, bleibt ungeklärt. In der italienischen Presse wird der «Fall Krupp» jedenfalls mit aller Schärfe und Offenheit behandelt. Eine umfassende Anklage veröffentlicht die neapolitanische Zeitung «Propaganda», die die Beschuldigung gegen den deutschen Grossindustriellen mit peinlichen Details belegt. Andere Blätter, darunter auch der römische «Avanti», greifen den Fall auf und ergänzen ihn durch eigene Mitteilungen. Die Erregung der Öffentlichkeit ist gross; im liberalen Vorkriegsitalien gelten homosexuelle Beziehungen als Privatangelegenheiten, die nicht strafbar sind, doch die Verführung Minderjähriger wird als schweres Verbrechen angesehen und verfolgt.

Nachdem die Affaire wochenlang die italienische Presse beschäftigt hat, ohne von Seiten Krupps ein Wort der Entgegnung zu finden, geschieht, was schon v. Tresckow befürchtete: sie greift in deutsche Zeitungen über. Am 8. November veröffentlicht die katholische «Augsburger Postzeitung» eine erste warnende Meldung aus Rom: «Leider ist in die

Angelegenheit der Name eines Grossindustriellen von bestem Klang, dessen enge Beziehungen zum Kaiserhof bekannt sind, aufs Engste verwickelt.» Krupp und sein Direktorium bleiben auch jetzt noch stumm. Haben sie die Notiz nicht gelesen? Wohl kaum. Oder glauben sie, eine Angelegenheit, die schon die Weltpresse beschäftigt, in Deutschland totschweigen zu können? Das wäre eine verhängnisvolle Kurzsichtigkeit, wie sich bald zeigen wird: eine Woche später, am 15. November 1902, veröffentlicht der Berliner «Vorwärts» seinen Artikel «Krupp auf Capri». Unter voller Namensnennung werden darin die Anklagen der italienischen Presse mitgeteilt, wobei das Blatt auf Wiedergabe von Einzelheiten verzichtet. Der durchaus ernste Artikel ist in mässiger Sprache gehalten und schliesst mit dem humanitären Appell, jene Paragraphen, die solche Veranlagung mit Strafen bedrohen, endlich aufzuheben.

Aber der Name Krupp ist genannt und das macht die Angelegenheit zu einer ungeheuren Sensation. Sofort nach Erscheinen der Zeitung setzt ein eifriger Depeschenwechsel zwischen Berlin und Essen ein. Erkennt Fritz Krupp, dass nun ein weiteres Ausweichen unmöglich ist? Verlangt das Direktorium Klarstellung? Wenige Stunden nach Erscheinen des «Vorwärts» läuft ein telegraphischer Strafantrag wegen Beleidigung ein. Der Gerichtshof beschliesst, die Sache als Officialverfahren zu betreiben und ordnet Beschlagnahme des Artikels an. Diese wird unter Formen durchgeführt, die selbst im kaiserlichen Deutschland ungewöhnlich sind. Polizei besetzt das Zeitungsgebäude und untersucht sogar die Schreibtische der Parlamentsabgeordneten. Auch in der Provinz, wo zahlreiche Blätter den Artikel nachdruckten, erfolgen Beschlagnahmungen, in Einzelfällen werden die Exemplare aus den Wohnungen der Abonnenten zurückgeholt.

Die Justizmaschine ist im Lauf. Nun muss, so scheint es, eine Klärung der Angelegenheit erfolgen. Nahezu die gesamte nichtsozialistische Öffentlichkeit ist vom verleumderischen Charakter des Angriffs überzeugt. Man rechnet damit, dass sich in kürzester Frist die Unschuld des schwergetroffenen Grossindustriellen klar herausstellen wird.

Graue diesige Wolkenschleier jagen durch das Ruhrtal und um den verwachsenen Stein des Hügelsschlusses in dieser dritten Novemberwoche

des Jahres 1902. Der Justiziar des Hauses, Assessor Korn, gibt eine erste authentische Erklärung zu der nun schon monatealten Affaire. Es ist ein Märchen aus der blauen Grotte, was er erzählt. Durch seinen Freund Cavaliere Serena sei Krupp in einen capresischen Wahlkampf gezogen worden, weil der Sindaco erklärt habe, von seinem Siege sei das künftige Verhalten des reichen Gastes abhängig. Die Gegenseite habe mit «niederträchtigsten Beschuldigungen» geantwortet, indem sie «ein gelegentliches, harmloses Zusammensein von Herrn Krupp mit seinen capresischen und deutschen Bekannten in gemeinster Weise verdächtigte». Auch gebe es in Capri Personen, die sich geschädigt fühlten, weil der fremde Wohltäter «durch seine Hilfe einige kleine Leute aus ihren Wucherhänden befreit» habe. Worauf die sozialistische Presse scharf repliziert: «Diese Tätigkeit nahm den Mann so sehr in Anspruch, dass er nicht einmal Zeit fand, jenes Telegramm seiner Essener Arbeiter zu beantworten, das die Lohnkürzungen und Schikanierungen auf seinen Werken schilderte. Wenn Krupps Arbeiter Capreser wären, würde er sie sogar aus Wuchererhänden befreien.» Auch das mailänder «Secolo» stellt fest, dass ihm die Gerüchte schon lange vor dem capresischen Wahlkampf bekannt gewesen seien. So geht die Debatte um den Wahrheitsgehalt der italienischen Behauptungen weiter. Ein Anschlag in den Kruppwerken weist darauf hin, dass gegen die «Beschimpfungen und Verleumdungen» bereits ein Strafverfahren eingeleitet worden sei.

Nur der, um den es geht, schweigt. Er weilt seit drei Tagen in Kiel und kehrt erst am 19. zum Hügel zurück. Was geht während dieser Tage in ihm und um ihn vor? Hat er erkannt, dass sich die Schlinge immer enger zusammenzieht? Ahnte er diesen Ausgang schon in den Monaten beharrlichen Schweigens? Ist niemand da, der ihm Rat und Hilfe anbietet, niemand von den vielen, die so oft an seiner Tafel sassen? Was enthalten die Telegramme aus der Umgebung des Kaisers? Wozu rät das Direktorium, aus dem vor wenigen Wochen Hanns Jencke sich auffällig zurückzog? Langsam steigt böse Gewissheit um den Mann, der soeben, gezeichnet vor der Welt, heimgekehrt ist. Am Abend des 21. speist er allein mit seinen beiden Töchtern. Er nimmt sich vor den Kindern zusammen, lässt nichts merken von dem, was ihn bewegt. Spätere Berichte, er sei «recht fidel» gewesen, sind in ihrer Absicht zu durchsichtig, um Glauben zu ver-

dienen. Nein, er ist nicht heiter an diesem Abend, er ist erschüttert, ist innerlich vernichtet, als er endlich die Tür hinter sich schliesst – um sie nie wieder zu öffnen.

In den Abendstunden des nächsten Tages gibt das amtliche deutsche Telegraphenbüro diese Meldung:

«Villa Hügel, 22. November. Exzellenz Krupp ist heute Nachmittag drei Uhr gestorben. Der Tod ist infolge eines heute früh sechs Uhr eingetretenen Gehirnschlags erfolgt.»

Ganz Deutschland horcht auf. Der grösste Industrielle des Reiches, der zweihundertfache Millionär, der Chef des Essener Rüstungskonzerns ist tot. Erst achtundvierzig Jahre alt, starb er im Moment schwerster Beschuldigungen, die zwar verleumderische Infamien sein sollen, deren gerichtliche Klärung aber noch aussteht. Was ist da geschehen? Die Frage, die blitzartig um sich greift, spricht die «Kölnische Zeitung» aus: «Hat er sich selbst im Bewusstsein einer Schuld gerichtet?»

Vieles spricht dafür, dass keine der offiziellen Mitteilungen über den Tod die Wahrheit sagt. Am nächsten dürfte ihr wohl die Essener Lokalpresse kommen, die aus «ganz authentischer Quelle» berichtet: «Freitag Abend fühlte sich Exzellenz Krupp bereits nicht wohl und gab dem Kammerdiener, der allein um ihn war, Weisung, am andern Morgen gleich zum Arzt zu schicken. Als Herr Dr. Pahl Samstag morgen auf dem Hügel anlangt, meldete ihm der Diener auf seine Frage, Krupp schlafe gut, nur schnarche er sehr stark. Der Arzt begab sich ans Lager von Exzellenz Krupp, um nach dem ersten Blick sogleich zu konstatieren, dass das Schnarchen schon mehr ein Todesröcheln war.» Das klingt wesentlich anders als die offiziöse Version von zwei Schlaganfällen um sechs Uhr früh und gegen Mittag, die sichtlich bemüht ist, keinen Raum für Kombinationen zu lassen. Genährt werden diese durch das eigenartige Verhalten der Hügel Verwaltung. Nach wenigen Stunden schon ist der Sarg geschlossen, ohne dass jemand den Toten gesehen oder an seiner Umbettung mitgewirkt hätte. Bei der Trauerfeier für nur nächste Angehörige, Freunde, Bekannte und Mitglieder des Direktoriums wird nicht einmal ein Blick auf die Leiche gestattet. Angesichts der wie ein Lauffeuer wachsenden Behauptung, Krupp habe Selbstmord verübt, wirkt das alles doppelt unver-

ständig. Ist eine Schusswunde sichtbar? Hat ein Gift (Schlafmittel?) schon äussere Veränderungen gezeitigt?

Das Einfachste wäre, durch ein eindeutiges ärztliches Bulletin oder ein Sektionsprotokoll alle Gerüchte zum Verstummen zu bringen. Auch das unterbleibt. Nur ein Geheimprotokoll, das die Unterschriften medizinischer Autoritäten tragen soll, spukt durch die Presse. Der «Berliner Lokal-Anzeiger» weiss zu berichten, es sei vorläufig nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, werde aber «bei dem Prozess gegen den ‚Vorwärts‘ eine wichtige Rolle spielen», denn es stelle einen ursächlichen Zusammenhang zwischen den Angriffen und dem Gehirnschlag fest.

Noch am Todestag trifft Margarethe Krupp auf der Station Hängel ein, dem kruppschen Privatbahnhof mit direktem Ausgang zum Schlosspark. Nicht imstande, einen Schritt zu gehen, wird sie auf einem Stuhl davongetragen. Sie kommt aus Jena, wo sie seit drei Wochen im psychiatrischen Institut des Professors Binswanger weilte, um «Hilfe für ein nervöses Leiden zu suchen», wie Meisbach meint. In Wahrheit rührt dieser Aufenthalt an die letzten Hintergründe der Affaire, das Verhältnis zwischen Fritz und Margarethe Krupp. Sie standen einander weltenfern: er – eine liebenswürdige, künstlerisch-lebensfreudige Natur, ohne tiefgehenden Ernst und nachhaltige Energie; sie – klug und energisch, dem Leben mit puritanischer Reserve gegenüberstehend, nicht ohne pedantische Güte, die aber jede Trinkgeldgenerosität verabscheut. Den Lebenswandel des Mannes hat sie mit Argwohn verfolgt, bald um seine Abgründe wissend und zu ernstesten Schritten entschlossen. Darüber weiss die in kruppschen Angelegenheiten sichtlich gut informierte «Münchener Post» zu berichten:

«In ihrer Verlegenheit wandte sich Frau Krupp vor geraumer Zeit einmal an den Kaiser, der von der Familie als fürsorglicher Freund des Hauses verehrt wurde. Die Darstellungen der Dame sollen damals auf den Kaiser einen solchen Eindruck gemacht haben, dass er zu energischen Schritten, eventuell gar zur Entmündigung Krupps riet, um das Werk und Ehre und Besitzstand der Familie zu erhalten. Als dieses den Freunden Krupps und namentlich dem ihm eng befreundeten Admiral z. D. Hollmann bekannt wurde, geschah von dieser Seite alles, um das gefürchtete Schicksal von Krupp abzuwenden. Frau Krupp wurde dem Kaiser als sehr

erregte, aus Eifersucht häufig ihres Willens nicht mächtige Frau geschildert, deren Unterbringung und unter Umständen dauernde Sistierung in einer Nervenheilanstalt nötig sei. Frau Krupp kam auch tatsächlich unter ärztliche Beobachtung und es war nur dem Auftreten eines Arztes zuzuschreiben, dass nicht seinerzeit in Baden-Baden ein den Geisteszustand als gestört konstatierendes Gutachten formuliert wurde. Indessen, die Beobachtung und Überwachung blieb in Kraft und gerade an dem Tage, an welchem Krupp starb, sollte sich ein in der Villa Hügel anwesendes Ärztekollegium wiederum gutachtlich über Frau Krupp äussern.»

Der von Meisbach mitgeteilte Aufenthalt Margarethe Krupps im psychiatrischen Institut Binswangers bestätigt diese schwerwiegenden Behauptungen, die sich bald auch die sonst kruppfreundliche «Zukunft» zu eigen macht: «Der Kaiser forderte, um dem öffentlichen Ärgernis ein Ende zu machen, Krupp auf, Capri schleunigst zu verlassen und die undankbare Insel nicht mehr zu betreten... Schon witterte Krupp, dass die Frage nach seiner ungeschmälernten Zurechnungsfähigkeit gestellt wurde.» Wie der Kampf ausgegangen wäre, wenn nicht die Katastrophe allen Plänen ein Ende gesetzt hätte, ist nicht abzusehen. Aber nun, da der Mann tot ist, gefallen in einem Kampf, dem das Eingreifen der sozialistischen Staatsfeinde seine besondere Note gibt, wächst der Fall über eine blosser Familientragödie hinaus. Er wird zu einer Angelegenheit der Politik, der Staatsraison. Das empfindet niemand stärker als Wilhelm II. und er beschliesst, aus seiner Reserve herauszutreten.

In der Nacht des 26. wird die Leiche zum alten Haus in die Fabrik getragen, wo nun schon der dritte Krupp aufgebahrt liegt. Von dort erfolgt am nächsten Vormittag die Grablegung, wie Essen noch keine erlebt hat. Hinter dem Sarge geht in Generalsuniform, geschmückt mit dem Schwarzen Adlerorden, der Mann, auf den die Augen der hunderttausend Trauergäste gerichtet sind – der Kaiser. Nachdenklich schreitet er über das holprige Pflaster der schwarzdrapierten Strassen, an deren Rand Feuerfackeln auflodern. Er weiss, dass er das Schauspiel eines Monarchen hinter dem Sarg des Bürgers bietet, aber er ist herbeigeeilt, «um den Schild des deutschen Kaisers über dem Hause und das Andenken des Verstorbenen zu halten», wie er in feierlichem und schlechtem Deutsch erklärt.

Längs den Strassen drängen sich die Massen und zerreißen am Hauptbahnhof die Spalierkette, bis eine Schwadron Düsseldorfer Husaren, die dem Zuge voranreitet, den Platz freifegt.

Am Grabe spricht Superintendent Klingemann. Unter Bewegung teilt er mit, Krupp habe in einem der wenigen lichten Momente ein wahrhaft grosses letztes Wort gesprochen: «Ich scheid ohne Groll und Bitterkeit, im Frieden mit allen Menschen, auch mit denen, die mir das Schlimmste getan haben.» Ist es Zufall, dass dieser Satz in den verschiedensten Versionen zitiert wird? Die Schrift Klein-Hehemann, der Redakteure des Lokalblattes, gibt ihn so: «Ich gehe ohne Hass und Groll aus diesem Leben und verzeihe allen denen, die mir wehgetan haben.» Und auf der Erinnerungsplakette heisst es kurz: «Ich verzeihe allen meinen Feinden.» Was ist da Wahrheit? Liegt sie nicht vielmehr in der ersten Erklärung des Direktors, Krupp sei verschieden, «ohne dass er das Bewusstsein zuvor wiedererlangt hätte»?

Der Kaiser schweigt am Grabe. Dafür holt er in einer improvisierten Kundgebung, zu der sich im Hauptbahnhof ein sorgfältig gesiebtes Auditorium versammelt, zum Schlage aus. Seine in grösster Erregung vorgebrachte Rede beginnt mit einer feierlichen Ehrenerklärung: «Ich habe häufig mit meiner Gemahlin die Gastfreundschaft im kruppschen Hause genossen und den Zauber der Liebenswürdigkeit des Verstorbenen auf mich wirken lassen. Im Laufe der letzten Jahre haben sich unsere Beziehungen so gestaltet, dass ich mich als einen Freund des Verewigten bezeichnen darf. Wer den Heimgegangenen näher gekannt hat, wusste, mit welcher feinfühligem und empfindsamem Natur er begabt war und dass diese den einzigen Angriffspunkt bieten konnte, um ihn tödlich zu treffen. Er ist das Opfer seiner unantastbaren Integrität geworden.» Der kaiserliche Ankläger steigert sich zu wilden Beschimpfungen: «Eine Tat ist in deutschen Landen geschehen, so niederträchtig und gemein, dass sie aller Herzen erbeben macht und jedem deutschen Patrioten die Schamröte auf die Wangen treiben musste über die unserm ganzen Volke angetane Schmach. Diese Tat mit ihren Folgen ist weiter nichts als Mord. Wer nicht das Tisch-tuch zwischen sich und diesen Leuten zerschneidet, lädt moralisch gewissermassen die Mitschuld auf sein Haupt.»

So wenigstens wird der letzte Satz veröffentlicht, sein Wortlaut war aber weit schärfer: Wilhelm sprach von «jenen Elenden». Wie die Lokalpresse ausplaudert, ist der Text nachträglich gemildert worden: «Hof-Stenograph Schneider hatte die Rede aufgenommen, und die verspätete Ausgabe lässt erkennen, dass sie einer sorgfältigen Revision unterworfen worden ist, bevor sie der Öffentlichkeit übergeben wurde.»

Wilhelm II. ist entschlossen, den Tod seines Freundes zum Anlass einer grossen Abrechnung mit den sozialistischen Staatsfeinden zu nehmen. Am 5. Dezember lässt er sich in Breslau eine Arbeiterdeputation vorstellen, die ihm für sein Eingreifen im Falle Krupp «tiefempfundenen, ehrfurchtsvollen Dank» ausspricht. Furcht vor Repressalien hat einige tausend Werkangehörige veranlasst, die ihnen vorgelegte Erklärung zu unterschreiben. Ebenso verfährt man in Essen, Bochum, Kiel und im Magdeburger Grusonwerk. Hier aber passiert es, dass zwei Mannhafte sich weigern, ihren Namen für eine erpresste Manifestation herzugeben. Obwohl es sich um Arbeiter mit sechzehnjähriger und zweiundzwanzigjähriger Dienstzeit handelt, werden sie schon nach wenigen Stunden entlassen. Nun begehren die Belegschaften auf. In allen Städten, wo die «Kaiseradressen» erzwungen wurden, finden riesige Protestkundgebungen statt, die den ausgeübten Gewissenszwang entlarven. Das bleibt nicht ohne Wirkung. Im Reichstag macht Reichskanzler Bülow eine scharf ablehnende Bemerkung über die Methode, Loyalität zu erpressen: «Wenn die Arbeiter sich veranlasst sehen sollten zu Kundgebungen, so haben nur solche einen Wert, die aus freiem, unbeeinflusstem Willen hervorgehen. Aber von Manifestationen, die durch äussern Druck von fremder Seite hervorgerufen werden, halte ich gar nichts.»

Noch peinlicher ist das Fiasko des Kaisers in der Pressekampagne, der er durch seine juristische Konstruktion des moralischen Mordes neuen Auftrieb gegeben hat. Zunächst schwenken auch kritische Blätter in die Front ein, die sich die Ehrenrettung des Toten zum Ziel gesetzt hat. Fast scheint es, als werde der Nachweis gelingen, Krupp sei das Opfer einer – Verwechslung geworden. Denn aus Rom kommt diese Meldung:

«Das ‚Giornale d’Italia‘ erfährt authentisch, der nach Capri entsandte Untersuchungsrichter habe auf Grund der Klagen von Eltern zehn Fälle

von Verführung Minderjähriger durch einen in Capri lebenden deutschen Untertan festgestellt. Gegen den letzteren wurde ein Haftbefehl erlassen. Gleichzeitig wird bemerkt, dass, während die genannten Vergehen vorfielen, Krupp nicht in Capri weilte.»

Der «wahre Schuldige», erfährt der Zeitungsleser nun, sei der Maler Allers, ein dunkler Ehrenmann, der in Capri eine Villa besitze. Gegen ihn entlädt sich ein Schimpfforkan der um Ablenkung bemühten Kruppfreunde. Dass Allers ein Freund des Hauses Bismarck war, wird dabei verschwiegen; seine engen Beziehungen zu Krupp verrät nur eine unvorsichtige Nebenbemerkung: «Herr Chr. Allers hat für seine durch den Photographenkasten hergestellten, mit breitem Bleistift überfahrenen Aufnahmen wahre Riesensummen von seinem Mäcen Krupp erhalten.» Es dauert aber nicht lange und der Fall Allers erweist sich als Seifenblase. Wie der Advokat des Malers mitteilt, ist der Haftbefehl gegen ihn aufgehoben und das Verfahren eingestellt worden. Nur wenige deutsche Blätter bequemen sich zu einer Ehrenerklärung.

In diese erregte Pressekampagne, die längst zu einer politischen Abrechnung mit der rüstungsfeindlichen sozialistischen Linken geworden ist, platzt am 15. Dezember, wenige Wochen nach der Kaiserrede, ein amtliches Schreiben an den «Vorwärts»:

«In Nr. 268 des ‚Vorwärts‘ vom 15. November 1902 ist ein Artikel ‚Krupp auf Capri‘ erschienen, der Verdächtigungen des Wirklichen Geheimen Rats Friedrich Alfred Krupp enthält.

Herr Krupp hat sofort telegrafisch und am nächsten Tage schriftlich mit Beziehung auf diesen Artikel bei der Staatsanwaltschaft des hiesigen Landgerichts I Strafantrag wegen Beleidigung gestellt.

Grund dessen ist durch Beschluss des Königlichen Amtsgerichts I vom 17. November 1902 die Beschlagnahme der Nr. 268 des ‚Vorwärts‘ angeordnet und ausgeführt worden.

Am 22. November ist Herr Krupp gestorben.

Hierdurch ist dem Angegriffenen die Möglichkeit genommen, durch sein eidliches Zeugnis die gegen ihn erhobenen Verdächtigungen zu widerlegen.

Seinen festen Willen, die Haltlosigkeit der ihm gemachten Vorwürfe

nachzuweisen, hat er wiederholt, auch durch Stellung des Strafantrags, bekundet.

Von dieser Erwägung geleitet, hat die Witwe des Verstorbenen, Frau Krupp, erklärt, dass sie, durchdrungen von der Gewissheit der Schuldlosigkeit ihres Gatten, Wert darauf lege, dass der Streit um den Verstorbenen in der Öffentlichkeit möglichst zur Ruhe komme. Es sei ihr deshalb an einer gerichtlichen Bestrafung der Urheber und Verbreiter der Gerüchte nichts mehr gelegen.

Bei dieser Sachlage erachte ich eine weitere Strafverfolgung nicht mehr als im öffentlichen Interesse liegend und werde ich deshalb dem gestellten Strafantrage keine weitere Folge geben.

Dr. Isenbiel, Oberstaatsanwalt.»

Die Verblüffung, die dieser Gerichtsbeschluss erregt, ist im autoritätsgläubigen Deutschland der Vorkriegszeit doppelt gross. Eben erst hat eine bedeutende Zeitung, ganz im Sinne der kaiserlichen Argumentation, mit juristischer Gründlichkeit nachgewiesen, das Verleumdungsverfahren gegen den «Vorwärts» müsse auf Totschlag ausgedehnt werden, und nun erfolgt die totale Einstellung! Die deutschen Zeitungen aus diesen Tagen machen den Eindruck absoluter Ratlosigkeit. Soweit sie einen Kommentar wagen, äussert sich vorsichtig das endlich erwachte Misstrauen. Das Kruppdirektorium versucht, diese Wirkung des Einstellungsbeschlusses zu mildern; in seiner Erklärung an die Werke nimmt es eine deutliche Korrektur der amtlichen Darstellung vor:

«Frau Krupp hat der kgl. Staatsanwaltschaft mitgeteilt, dass sie einen Wunsch auf Fortsetzung des Verfahrens nicht aussprechen wolle und die Entscheidung der Staatsanwaltschaft anheimgebe.»

Das steht sichtlich im Widerspruch zu dem, was Oberstaatsanwalt Isenbiel schrieb: der behauptet, dass Frau Krupp «Wert darauf lege», den Streit zu beenden, während das Direktorium mitteilt, dass sie «die Entscheidung der Staatsanwaltschaft anheimgebe». So gross ist die Verwirrung um diese ganze Affaire, dass nahezu jede öffentliche Darstellung in einander widersprechenden Lesarten gegeben wird.

Als letzten Initiator der gerichtlichen Einstellung des Verfahrens vermuten die Zeitgenossen sofort den Kaiser, der anscheinend endlich begriffen hat, wie wenig der Fall Krupp zur öffentlichen Behandlung geeignet

ist. Freiherr v. Fechenbach-Laudenbach spricht aus, was alle denken: «Nach reiflicher Abwägung der Umstände können wir nur zu der Annahme gelangen, dass der Oberstaatsanwalt kaum aus «eigener Initiative» die Untersuchung einstellte, sondern dass es sich wahrscheinlich um eine andere, um eine höhere Initiative handelt, die ihm gegeben worden ist.» Wie recht er hat, beweisen neue Mitteilungen, die von dem schon erwähnten, gut unterrichteten Münchener Blatt veröffentlicht werden: «Der preussische Justizminister hatte eine längere Unterredung mit dem Staatsanwalt Isenbiel, in welcher sowohl der Fall Krupp an sich, wie auch die Verhältnisse und Vorgänge vor dem plötzlichen Tode Krupps in dessen Familie ausführlich erörtert wurden. Das Ergebnis dieser Unterredung war die bekannte Entscheidung im Namen der Staatsanwaltschaft.» Ein ministerieller Eingriff in eine solch subtile Sache wäre im halbabsolutistischen Vorkriegsdeutschland, wo die Minister persönliche Beauftragte des Kaisers sind, ohne die Zustimmung des Monarchen wirklich undenkbar gewesen.

Noch lange will die Affaire Krupp nicht zur Ruhe kommen. Nachdem sie die Öffentlichkeit, die Presse und die Gerichte seit Monaten beschäftigt, gelangt sie auch vor den Reichstag. Dort kommt es am 20. Januar 1903 zu einem ernsten Zwischenfall, den wir nach dem amtlichen Protokoll zitieren:

«Abgeordneter v. Vollmar im Verlauf seiner Generalrede zum Etat: ... damit gehe ich auf einen anderen Punkt über. Während es sich bei der Swinemünder Sache um einen Eingriff in Landesrechte gehandelt hat, sind durch die Reden des Kaisers, welche im Verfolg des Falles Krupp gehalten worden sind,... (Glocke des Präsidenten).

Reichstagspräsident v. Ballestrem: Herr Abgeordneter, der Wirkliche Geheime Rat Krupp war ein Privatmann und nichts weiter. Die Verdächtigungen und Verunglimpfungen, die ihm vor seinem Ende zuteil wurden, liegen auch ganz auf privatem Gebiet. Die Trauerkundgebungen und Sympathiebezeugungen nach seinem Tode, von wem sie auch ausgegangen sein mögen, betreffen auch nur private Gefühle und ich werde nicht dulden, dass der Fall Krupp hier im Reichstag bei Gelegenheit des Budgets

behandelt wird. (Bravo rechts.) Ich bitte Sie, Herr Abgeordneter, sich danach zu richten.

v. Vollmar: Herr Präsident, es fällt mir nicht ein, auch nur mit einem Wort den Fall Krupp selbst besprechen zu wollen. Ich habe lediglich die Absicht, jene zwei kaiserlichen Reden, welche mit jener Sache an sich nichts zu tun haben und welche ausserdem in authentischer Form im ‚Reichsanzeiger‘ veröffentlicht worden sind, zu besprechen, zu dem Zwecke, um zu zeigen, zu welchen Folgen jene Reden führen mussten... (Glocke des Präsidenten).

Präsident: Herr Abgeordneter, ich bleibe bei meiner Entscheidung. Die Reden, die bei diesem traurigen Fall gehalten wurden, gehören in das private Gebiet, wenn sie auch im ‚Reichsanzeiger‘ gestanden haben (lebhafter Widerspruch auf der äussersten Linken), und ich kann nicht zugeben, dass solche privaten Sachen, wenn sie auch im ‚Reichsanzeiger‘ gestanden haben, bei Gelegenheit des Etats hier beraten werden.

v. Vollmar (etwas später): Ich muss wiederholen, dass ich des privaten Falles Krupp mit keinem Wort Erwähnung zu tun gedenke, wohl aber darüber sprechen will, dass in Anknüpfung an denselben in jenen Reden meine Partei beschimpft worden ist... (Glocke des Präsidenten).

Präsident: Ich bleibe dabei, dass das Privatäusserungen waren und dass die Personen und Parteien, welche hier im Hause sind, in diesen Reden nicht genannt worden sind. (Stürmische Unterbrechung auf der äussersten Linken.) Meine Herren, ich bitte um Ruhe und bitte, sich danach zu richten.

v. Vollmar (etwas später): Meine Herren, ich muss sagen, dass ich trotz der ziemlich langen parlamentarischen Erfahrung, die ich hinter mir habe, kaum weiss, wie ich mich angesichts der Haltung des Präsidenten verhalten soll. Mir ist das Mandat übertragen worden, in Erfüllung meiner Abgeordnetenpflicht eine wichtige, hochpolitische Angelegenheit zur Sprache zu bringen, die während mehr als einem Monat die ganze Nation erfüllt hat (Zuruf links), ja überall in der Welt von sich sprechen gemacht hat. Und nun wird in der gleichen Debatte, in welcher der vom Zentrum zur Besprechung gebrachte Swinemünder Fall besprochen werden konnte, plötzlich entschieden, dass der uns angehende Fall nicht besprochen werden dürfe. (Glocke des Präsidenten.)

Präsident: Mein Herr Abgeordneter v. Vollmar... also ich bitte, solche Verdächtigungen von meiner Handlungsweise als Präsident fern zu lassen, und ich bitte Sie, ohne Erwähnung des Falles Krupp, was vorher geschehen ist und was nachher geschehen ist nach dem Tode dieses Ehrenmannes, in Ihren sachlichen Ausführungen fortzufahren.»

Schliesslich verzichtet v. Vollmar darauf, den Fall Krupp zu behandeln. Eine Angelegenheit, die die ganze Welt beschäftigt, muss im deutschen Reichstag mit Stillschweigen übergangen werden. Dieses Eingeständnis parlamentarischer Ohnmacht gegenüber rüstungsindustriellen Einflüssen erregt die Öffentlichkeit aufs Höchste. Man findet die brutale Knebelungsmethode des Präsidenten für den Reichstag allzu beschämend. Selbst konservative Blätter kritisieren dies Verhalten. Am 23. Januar legt Ballestrem deshalb sein Amt als Reichspräsident nieder – vier Tage später wird er vom Kaiser zum erblichen Mitglied des preussischen Herrenhauses ernannt. Demonstrativ tut Wilhelm II. kund, dass seine Solidarität mit dem Hause Krupp durch keinerlei öffentliche Anklage zu erschüttern ist.

Im Volke schlägt der Fall Krupp noch lange erregte Wellen. Hartnäckig erhält sich die Meinung, der schuldige Multimillionär sei gar nicht gestorben; im Sarge habe nur eine Puppe gelegen, während er selber ins Ausland geflohen sei, um sich der Verantwortung zu entziehen. Eine für lange Zeit auf dem kruppschen Privatfriedhof aufgestellte Wache beweist, wie tief diese Gerüchte gehen. Nach Jahren noch erscheinen Pressenotizen, dass Reisende in Amerika oder einmal in Palästina den lebenden «Kanonenkönig» gesehen haben wollen.

Von Zaharoff, dem unsterblichen Greis, wollte ein Reporter entdeckt haben, dass er längst verstorben sei – Fritz Krupp wird, dem Gepränge der Grablegung zum Trotz, für lebend erklärt. Wandert der Rüstungsindustrielle wie Ahasver durch das Bewusstsein der Völker?

FÜNFTES KAPITEL

DIE KRUPP-A.G.

1.

Unter Riesenhallen in Essen, Annen und Magdeburg lärmten Stahlschmelzen, Walzbetriebe, Hammerwerke, Panzerplatten- und Kanongießereien. Erzgruben am Rhein und in Nordspanien, dazu ein Dutzend Kohlenzechen liefern auf eigenen Flottillen und Eisenbahnen direkt in den Schlund der Hochöfen. Stählerne Schiffsungeheuer wachsen aus den Docks der kieler Werft. Auf drei Schiessplätzen in Meppen, Dülmen, Tangerhütte feuern Tag um Tag die modernsten und grössten Geschütze – 40'800 Schuss jährlich, mehr als ein Frontabschnitt im Kriege. Allmorgendlich strömt ein Heer von zweiundvierzigtausend Mann in die Fabrikhallen und Kontore.

Wir schreiben 1903 und dieser Industriegigant ist der grösste des Kontinents. Ein Besitz von zweihundertdreiundsiebzig Millionen Mark, der im letzten Jahr einundzwanzig Millionen Reingewinn abwarf. Das alles hat der letzte männliche Spross des Hauses hinterlassen. Nominelle Erbin ist seine erst sechzehnjährige Tochter Bertha Antoinette, faktischer Herr im Werk und auf dem Hügel wird Margarethe Krupp, die Witwe.

Aus der psychiatrischen Klinik, wo ihr Geisteszustand geprüft werden sollte, gelangt sie über Nacht an die Spitze des Industriereiches. Wo gestern noch ein liebenswürdiger Epikuräer die Dinge treiben liess, erscheint jetzt eine enttäuschte, energische Frau. Sie hat alles lange genug beobachten können, die Differenzen zwischen der fürstlichen Hofhaltung im Schloss Hügel und den Männern des Werks, hier Luxus und Nepotismus, dort bürokratische Erstarrung, die den Verlust der mühsam aufgebauten Monopolstellung in gefährliche Nähe rückt. Doppelt schmerzlich musste es dieser verschlossenen Natur sein, die Firma aus der unter dem alten Krupp peinlich gehüteten Reserve in das Licht öffentlicher Kritik

gezerrt zu wissen. Dies alles sah sie missbilligend und vieles andere, wofür das plötzliche Ausscheiden des langjährigen Chefs der Werke, Hanns Jencke, und des Kanonenschöpfers Gross ein bedenkliches Symptom war. Mit weiblicher Behutsamkeit, die nur manchmal Eigensinn in spröde Härte verwandelt, greift sie die Zügel auf. Vom Tage ihrer Führung an beginnen die Mitteilungen über Fabrikinterna spärlich und unergiebig zu werden. Wie schon einmal, unter Helene Amalie, liegt die Zukunft des Hauses in kritischer Stunde in den Händen der angeheirateten Frau und ihr gebührt in besonderm Masse das Prädikat «kruppsch».

Das Testament des Verstorbenen – es ist, obwohl in seinem Inhalt umstritten, niemals veröffentlicht worden – bestimmt die Umwandlung der Firma in eine Aktien-Gesellschaft. Die persönlichen, dem Umfang des Konzerns schon nicht mehr angemessenen Beziehungen zwischen Inhaber und Verwaltung nehmen die gesetzlichen Formen der A.G. an. Eine Aufgabe des Alleinbesitzes ist nicht geplant, keine Kruppaktie wird je an der Börse erscheinen.

Längst ehe der Begriff «industrieller Erbhof» geprägt ist, betrachtet sich das Haus Krupp als Souverain seines Industriereiches mit streng gesicherter Thronfolge: 159996 Aktien, auf je tausend Mark lautend, gehen als gepooltes Paket in den Besitz der jungen Bertha über; um den gesetzlichen Vorschriften zu genügen, erhalten ganze vier Aktien andere Inhaber, verlässliche Freunde, von denen indiskrete Fragen, etwa nach den Beziehungen zur Kronverwaltung, nicht zu befürchten sind. Die auffallend hohe Differenz zwischen der Bewertung der Werke und der Höhe des Aktienkapitals, sie beträgt hundertdreizehn Millionen, bildet eine erste «stille Reserve». Überhaupt wird der nunmehr gesetzliche Zwang, Jahresbilanzen zu veröffentlichen, den rüstungsindustriellen Geheimnissen der Geschäftsführung nicht gefährlich werden. Die Essener Rechnungslegung bleibt undurchsichtig, sooft auch die Handelspresse diese mangelnde Publizität rügt.

Die Repräsentationsposten im Vorstand und Aufsichtsrat der neuen A.G. erhalten eine Besetzung, die der Symbiose zwischen Reich und Firma entspricht. Altpreußens Regierungsmänner waren darin spröder: Handelsminister Maybach und Postminister Stephan hatten dringende Bitten des Kanonenkönigs, in seine Prokura einzutreten, abgelehnt. Jetzt

Rheinhausen

zeigen der Eisenbahnminister v. Thielen und Contreadmiral Barandon keine Skrupel mehr, sich an die Spitze einer Firma zu stellen, der ihre guten Beziehungen zur Reichs- und Marineverwaltung «nützlich» sein können. Auch der Hofbankier des Kaisers, Ludwig Delbrück, und Otto Budde, der Bruder des Generalmajors und Arbeitsministers, gehören zum Direktorium, dem später, wie schon erwähnt, Friedrich v. Bülow und Admiral v. Sack beitreten werden. Neben Familienmitgliedern und engen Freunden sitzen 1903 im Vorstand und Aufsichtsrat der Krupp-A.G., gutdotiert mit mehr als hunderttausend Mark jährlich: ein Reichsminister a. D., ein Admiral a. D., ein Hauptmann a. D., ein Hofbankier, sieben Räte der höheren Bürokratie, neun Ingenieure, Kaufleute und Juristen. Schliesslich schwebt über allem der «väterliche Freund» des Hauses, Wilhelm II. selber, so vorsichtig er sich auch in diesen Jahren, wohl als Folge der Familienaffaire, dem Hügelschloss fernhält.

Knapp acht Wochen nach dem Tode Fritz Krupps unterzeichnet Frau Margarethe die Anweisung zum Bau eines grossen Stahlwerks in Rheinhausen, dem Städtchen am linken Rheinufer, etwa gegenüber der Ruhrmündung. Diesbezügliche Pläne liegen seit Langem vor; seitdem Lothringen wegen seiner exponierten Lage im Kriegsfall ausschied, hat man hier Gelände erworben und einen Hochofenbetrieb nebst Hafen errichtet. Aber die ungünstige Lage des Stammwerkes – inmitten des Häusermeers der Ruhrstädte, auf einem von Zechen unterwühlten Boden und ohne Anschluss an Wasserwege – macht die Verlagerung grösserer Betriebsteile von Essen nach Rheinhausen notwendig. Eineinhalb Jahrzehnte kommt die kurzsichtige Bürokratie nicht über Ansätze in dieser Richtung hinaus. Erst jetzt, wo der Zwang der Produktionserweiterung auf den Nägeln brennt, erzwingt Frau Margarethe die Inangriffnahme des ganzen Planes. Drei Jahre später wird die rheinhausener «Friedrich-Alfred-Hütte» mit moderner Hochofenanlage, Kokerei, Walzbetrieb und einem ersten grossen Thomas-Stahlwerk eröffnet. Durch die Aufnahme des Thomasverfahrens – übrigens Jahre nach andern deutschen Werken – weitet sich die Krupp-A.G. aus einer immer noch auf bestimmte Stahlsorten spezialisierten Fabrik zu einem Grossunternehmen der Stahlindustrie überhaupt. Gegenüber den veralteten, durcheinandergewürfelten Essener Werkstätten ist Rheinhausen die erste wirklich moderne Anlage, die vom Rohmaterial

bis zum fertigen Erzeugnis in «einer Wärme» arbeitet, also das kostspielige Erkalten und Neuerhitzen vermeidet.

Aber das Kruppwerk ist in ein Stadium der Entwicklung gelangt, das der individuellen Führung enge Grenzen setzt: so forsch Frau Margarethe mit Leerlauf und internen Reibungen aufräumt, dem Schicksal der Verbeamtung kann und will sie die Firma nicht entreissen. Der langjährige alte Meister, der verdiente Ingenieur oder Direktor, dem die Tätigkeit in Essen eine Lebensaufgabe bedeutet, sie sind der vorherrschende Typ im Kruppwerk, ein Typ, von dem viel gewissenhafte Arbeit, weniger Weitblick und Intuition zu erwarten ist. So kommt es, dass ausser dem schon erwähnten Rohrücklauf auch alle sonstigen grossen artilleristischen Erfindungen dieser Jahre – der Schubkurbelverschluss, die unabhängige Visierlinie, das Brisanzschrapnell, der mechanische Zeitzünder u.a. – von Essen nicht erfunden, ja von ihm lange bekämpft wurden und schliesslich mit grossen Kosten angekauft werden mussten.

Dieser technischen Erstarrung und inneren Verbeamtung kommt die äussere Syndizierung der deutschen Wirtschaft entgegen, die sich in grossen Verbänden zur Dämpfung des unbequem gewordenen Wettbewerbs zusammenschliesst. Als 1904 aus einer Reihe kleinerer Syndikate der deutsche Stahlwerksverband entsteht, rangiert Krupp mit der Beteiligung von fast einer Million Tonnen an zweiter Stelle. Dem Regierungsrat Dr. Völker, den die Regierung zur Beruhigung der Öffentlichkeit mit einer Enquête über die Gefahren des Riesensyndikats beauftragt, wird von der fähigen Verbandsleitung insgeheim ein Posten mit hunderttausend Mark Jahresgehalt angeboten, den er prompt annimmt, ohne sich in seiner amtlichen Objektivität beeinträchtigt zu fühlen.

Dies Nebeneinander von biederer Geschäftsführung und Bootleggermanieren in den Geschäften ist besonders für den Hauptzweig der Firma charakteristisch, den Kanonenhandel. Durch das Essener Beamtenkasino weht der säuerliche Geist protestantischer Sonntagsschulen, in den Chefbüros der Kruppagenturen draussen ist Chikago Trumpf. Dort drückt der Krupp Vertreter dem fremden Staatsmann und dem ordinären Korruptionisten, kaiserlichen Militärattaches und anrühigen Spionageexistenzen, Gönnern wie Kreaturen, verständnisinnig die Hand. Das Netz der Essener

Rüstungszentrale ist rund um den Erdball gelegt, keine Hauptstadt, kein Interessengebiet bleibt ohne Beobachtung. Im «General-Regulativ», der Verfassung des kruppischen Industriereiches, heisst es:

«Die Firma ernannt und bestellt zur Wahrnehmung ihrer Interessen nach aussen hin Vertreter (Agenten), welche in folgende vier Klassen zerfallen:

I. Hauptagenten mit der Bezeichnung ‚Bevollmächtigte der Firma Krupp‘.

II. Agenten. Ihnen wird mit Rücksicht auf den ihnen angewiesenen engeren und weniger ertragreichen Geschäftskreis bedingungsweise gestattet, neben der ihnen übertragenen Agentur der Firma Krupp noch andere Agenturen zu führen. Dieselben dürfen natürlich nicht mit den Geschäftsinteressen der Firma kollidieren.

III. Unteragenten. Diese werden für einzelne Länder, Städte und kleine Geschäftskreise und Gebiete der unter I. und II. angeführten Hauptagenten bestellt.» (Klasse IV umfasst die Unteragenten, welche Firmenprodukte auf eigene Rechnung verkaufen.)

Nach diesem System erfolgt die Bearbeitung der ganzen Welt. Von Tokio bis Madrid, von St. Petersburg bis Buenos Aires ist ein Heer von Kruppagenten tätig, jedem Land Geschütze und Panzer gegen seine Nachbarn zu verkaufen, dem der Kollege zu gleicher Zeit ebensolche Geschütze und Panzer anbietet. Die grösste Arbeit machen dabei die Kleinen, besonders die interessante Gruppe der Unteragenten «auf eigene Rechnung». Sie rekrutiert sich aus fremden Geschäftsleuten und Privaten, die gute Beziehungen zu ihren Regierungsstellen unterhalten und durch Verwandte oder Freundeshilfe ihre meist veralteten Kanonenparks an den Mann bringen. Nicht immer sind dabei die Fäden so deutlich wie im Falle Li Hungs, des Neffen des chinesischen Vizekönigs, und des Colonels Nicaise, der sich als belgischer Kriegsminister in Essen um Beschäftigung für seinen Schwager Brialmont bemüht. Peinliches Aufsehen erregt auch der Fall des Chefs der italienischen Handelskammer in Paris, Mario Cresta, der während des libyschen Krieges seine Landsleute in patriotischen Kundgebungen sammelt, gleichzeitig aber dem türkischen Gegner fünfzig kruppische Berggeschütze verkauft.

Aller Glanz des Essener Namens fällt auf die Aristokraten im Agenten-

heer, die «Bevollmächtigten der Firma Krupp», deren pompöser Titel nicht zufällig an den der bevollmächtigten Gesandten und Botschafter anklingt. Diese Kruppvertreter am Sitz fremder Regierungen sind mächtige Männer mit glänzenden Verbindungen, in Wien Herr v. Ficzek, ein Freund der Rothschilds, in New York J. B. Satterlee, der in verwandtschaftlichen Beziehungen zu J. P. Morgan steht, und in Kopenhagen Herr Madsen, der spätere dänische Kriegsminister. Dass die Firma, die diese Männer vertreten, jederzeit das Ohr des Reichskanzlers und sogar des Kaisers hat, verpflichtet die deutschen Diplomaten zu aufmerksamer Beachtung ihrer Anregungen und Wünsche. Wenn sie einmal wider den Stachel locken, wie der deutsche Gesandte in China, v. Brand, der sich erdreistet, auf technische Mängel kruppscher Lieferungen hinzuweisen, ist ihnen ein jähes Ende ihrer diplomatischen Karriere sicher. Aber solche Sprödigkeit gegen die Essener Geschäftswünsche beschränkt sich gottlob auf Einzelfälle. Die tüchtigsten und erfolgreichsten der deutschen Auslandsvertreter sind enragierte Kruppfreunde. In Konstantinopel z.B., diesem Brennpunkt der deutschen Vorkriegspolitik, liegt das Palais des Bevollmächtigten der Firma Krupp dicht neben dem Palais des Bevollmächtigten des Deutschen Reichs und der Botschafter befleissigt sich freundlicher Aufmerksamkeit. Der kruppsche Spionagedienst funktioniert prächtig und dabei fällt auch manches für die Botschaft ab. Geschäftsträger v. Wangenheim berichtet am 13. Juni 1903 an den Reichskanzler v. Bülow (Signum «Geheim»):

«Nach allem, was ich hier über und aus Bulgarien höre, trägt die Fürstliche Regierung zurzeit eine grosse Niedergeschlagenheit und Friedensliebe zur Schau, die ihre hauptsächlichste Ursache in mangelnden Kriegsvorbereitungen hat. Inzwischen verhandelt aber die Regierung, wie mir die hiesige kruppsche Agentur mitteilt, im geheimen wegen Ankaufs von Waffen und Munition in Wien und Paris.»

Man ist gut informiert, wenn man sich auf kruppsche Quellen stützt und verdient sich eine kaiserliche Schlussbemerkung wie diese: «Vorzüglich geschrieben! Wangenheim von mir gratulieren.»

Natürlich muss man sich für solche informatorische Winke bei Gelegenheit revanchieren. Die deutschen Gesandtschaften werden immer mehr zu geschäftlichen Hilfsorganen der Essener Firma. Nicht nur gegen

ausländische Konkurrenten. Die Schichauwerft und Ehrhardt bekommen bitter zu spüren, wie sehr der amtliche deutsche Apparat, vom Kaiser bis zum kleinsten Botschaftssekretär, auf Krupp eingeschworen ist, woran auch die später noch behandelten Klagen an den deutschen Reichstag nichts ändern. «Ich weiss», berichtet Albert Helms, «dass eine nach Zahl ihrer Arbeiter und ihrer finanziellen Erträge mit an erster Stelle stehende Firma bei ihren Auslandsgeschäften es sorgsam vermeidet, die deutsche Regierung von dem neugeplanten Geschäft wissen zu lassen, weil die deutsche Diplomatie aufmerksam werden könnte und diese Aufmerksamkeit nur Krupp zugute kommen könnte.»

In ruhigen Zeiten begnügen sich die Kruppesandten mit blosser Repräsentation und Geschäftsspionage. Wenn aber ein Auftrag näherrückt, einer von denen, die in hohe Millionensummen gehen, wird es in der Agentur lebendig. Subtile Beziehungen und grobe Provisionsfreundschaften beginnen zu spielen. Das bescheidenste Mitglied der Parlamentsausschüsse, der Militärkommissionen, ja selbst des Personals der Artillerieplätze verwandelt sich in eine umworbene Persönlichkeit. Die grossen Vergleichsschiessen sind wahre Wildwestaffären. Da entstehen Brände in feindlichen Lagerhäusern, Eisenbahnen verweigern überraschend gefährliche Transporte, bei den Proben verwandeln sich amtliche Personen in redselige Fanatiker eines bestimmten Systems und wenn trotzdem die Konkurrenz gut abschneidet, beschliesst die entscheidende Kommission überraschend gegen das Ergebnis. Es ist nicht leicht, dieses Halbdunkel der Korruption aufzuhellen. Wenn das einmal möglich ist – wir berichten noch über die Vorgänge in Südamerika und am Bosphorus –, dann nur deshalb, weil sich die geschäftlichen Kämpfe zu grossen politischen Rivalitäten auswachsen. Sonst zieht es die internationale Rüstungskonkurrenz vor, zu schweigen. Man bekämpft einander bis aufs Messer, aber man hütet sich, Dinge auszulaudern, die beiden Seiten gefährlich werden könnten. Auf die Behauptung, man habe «mit andern als geschäftlichen Mitteln» die Entscheidung einer südosteuropäischen Regierung zu beeinflussen versucht, antwortet man beispielsweise mit einem mysteriösen Hinweis auf eine Pressestimme «in Nr. 6008 der führenden Zeitung des betreffenden Landes». Oder Ehrhardt dementiert die «von gewisser Seite»



Dr. GUSTAV KRUPP
v. BOHLEN UND
HALBACH



BERTHA KRUPP v.
BOHLEN UND
HALBACH

lancierten Gerüchte über Geschützexplosionen in Österreich, behauptet aber auf Anfrage, sichtlich der Wahrheit zuwider, Krupp sei damit nicht gemeint. Das sind rücksichtsvolle Florettstösse, nach fest eingehaltenen Kampfregeln, bei denen keiner der Rivalen das Visier lüftet.

Das Waffengeschäft steht nach 1902 ganz im Zeichen der europäischen Umrüstung infolge des Sieges der Rohrrücklauf idee. Die Schweiz, Holland, Dänemark, Rumänien und andere sind Grosskunden dieser Jahre. Kurz nach Beendigung des Boxerkrieges, der Deutschland schwere Blutopfer kostet, reist der Berliner chinesische Gesandte nach Essen, das mit einem grossen Auftrag die Wiederbewaffnung Chinas übernimmt, ohne Rücksicht auf die Empörung, die das Bombardement des Kanonenboots «Iltis» durch chinesische Kruppgeschütze hervorgerufen hat. Die Dividendenentwicklung der neuen A.G. entspricht dem blendenden Absatz:

1904 – 6%

1905 – 7½%

1906 – 10%

Der Konkurrent und Rivale Krupps im Ringen zwischen starrem Geschütz und Rohrrücklauf, die Rheinische Metallwarenfabrik Ehrhardts, ist weniger glücklich. Obwohl der eigentliche Schöpfer des Rohrrücklauf systems mit seinen Verbesserungen durch Pressrohr und Schubkurbelverschluss, wird ihre Produktion von Essen durch unaufhörliche Patentprozesse lahmgelegt. «Wir würden heute», klagt Ehrhardt in seinem Bericht von 1904, «in Artilleriematerial bereits überbeschäftigt sein, wenn nicht die bekannten Eingriffe in unsere unter schweren Opfern geschaffene Konstruktion stattgefunden hätten.» Während Krupp reichliche Dividende verzeichnet, schliesst der Konkurrent mit bedeutenden Verlusten ab. Langsam beginnt der Essener Riese auch den letzten innerdeutschen Rivalen zu erdrücken.

2.

Im Gegensatz zu Vickers, Schneider und andern grossen Rüstungslieferanten im demokratischen Westen hat Essen niemals Wert auf parlamentarische Verbindungen gelegt. Kein Abgeordneter sitzt in seinem Aufsichtsrat, wie etwa Paasche bei Ehrhardt und Erzberger im Thyssen-

konzern. Man begnügt sich mit der Pflege traditioneller Beziehungen zum Hof, zur Ministerialbürokratie und vor allem zur Leitung von Heer und Marine.

Das musste sich rächen in dem Moment, wo die deutsche Öffentlichkeit, erschreckt durch die Flottengesetze, die Frage nach den Nutzniessern des Milliardensegens stellte und ein Widerschein dieser Stimmung in den Reichstag drang. Für einen historischen Augenblick scheint es, als werde an der Debatte über Panzerpreise und Kanonenmonopole das ohnmächtige deutsche Parlament zu lebendiger Mitbestimmung erwachen.

In der Budgetkommission des Reichstags – deren Verhandlungen sich ohne Protokoll in diskretem Halbdunkel abspielen – war es im Frühjahr 1900 zu einem Vorgefecht gekommen. Die Opposition versucht das Terrain zu sondieren. Neunzehn Linienschiffe und acht grosse Kreuzer fordere die Regierung? Nach Angaben eines vorerst noch im Hintergrund bleibenden Fachmanns begann das Katholikenblatt «Kölnische Volkszeitung» Krupps Gewinne zu berechnen: allein an Nickelstahl ergebe sich für sechzehn Jahre ein Reinverdienst von neunundneunzig Millionen Mark, also eine jährlich garantierte Gewinnquote von sechs Millionen, die sich Krupp und Stumm teilen. In der Kommission werden Zahlen genannt, die noch alarmierender sind, von den Flottenlieferungen in Höhe von 279 Millionen seien nicht weniger als 176 Millionen Reingewinn. Der verblüffte Tirpitz verzichtet auf ein Dementi; er könne «keine Auskunft geben». Abgeordneter v. Kardorff verliest ein Schreiben des Stahlkönigs Stumm, das trotz Ablehnung viel bestätigt: der Preis des Plattenmaterials betrage «nur» 113 Millionen, von denen «höchstens die Hälfte» Unternehmergewinn sei. Also sechzig Millionen bei den Panzern, ohne Armierung und Schiffsbau – ein wichtiges Eingeständnis!

Man stellt auch fest, dass Essen eine Protektion der Behörden genießt, die das Aufkommen von Konkurrenzwerken praktisch unmöglich macht. So fordert das Reichs-Marine-Amt von sich anbietenden Lieferanten die Errichtung eines eigenen Schiessplatzes für Abnahmeprobe, wozu ein junges Unternehmen natürlich nicht imstande ist. Damit wird die Frage des kruppschen Rüstungsmonopols in ganzer Breite aufgerollt. Die Öffentlichkeit ist empört, die Presse hellhörig geworden, das Parlament aufgeschreckt. In dieser Stimmung tritt der Reichstag in die Beratung des

Etats von 1901. Er ist entschlossen, den auf gedeckten Missständen ein Ende zu bereiten.

In der Budgetkommission am 1. März beginnt der Zentrumsmann Müller-Fulda den Angriff. Wieder werden Zahlen genannt, die von schlagender Beweiskraft sind: im Vorjahr habe Krupp die Panzerpreise willkürlich erhöht, trotzdem seither wieder eine Ermässigung eingetreten sei, zahle das Reich noch immer eine Million pro Panzerschiff mehr als früher.

Aber die wirkliche Sensation kommt diesmal – von Tirpitz selber. Darüber berichtet Müller-Fulda dem Plenum:

«Der Herr Staatssekretär hat in der Kommission durch einen Kapitän ein Aktenstück verlesen lassen, das in englischer Sprache abgefasst war und wodurch bestätigt wurde, dass wir die Panzerplatten um vierhundert Mark teurer kaufen als die amerikanische Marineverwaltung von den amerikanischen Werken.»

Was ist da geschehen? Warum dieser Vorstoss des Rüstungstreibers gegen den Rüstungslieferanten. Die Kommission hält sich bei der Frage nach Ursachen und Hintergründen nicht auf. Ihr genügt das Sichtbarwerden des Interessengegensatzes zwischen dem, der möglichst viel Schiffe bauen und dem, der höchste Gewinne erzielen will. Sie stürzt sich auf die Mitteilungen des mysteriösen «Aktenstücks», dessen Details überraschend pointiert sind. Dem Marineamt der Vereinigten Staaten, heisst es in ihm, sei eine Reduzierung der Panzerplattenpreise auf 455,5 Dollar oder 1920 Mark gelungen; die Lieferanten hätten erst nachgegeben, als der Kongress vier Millionen Dollar zum Bau eines Panzerwerks der Regierung bewilligt habe. Der neue Preis sei vierhundert Mark niedriger als der, den die deutschen Lieferanten fordern, obwohl die amerikanischen Firmen noch eine Lizenzabgabe an Krupp und Harvey zu entrichten hätten.

Der Beweis für Essens Wucher kann nicht eklatanter sein. Vierhundert Mark pro Tonne, das ergibt einen jährlichen Überpreis von drei Millionen Mark, um den das Reich geschädigt wird! Niemand wagt zu bestreiten, dass dem schleunigst ein Ende gemacht werden muss. Aber wie? Die Lehre des amerikanischen Preiskampfes ist zu verlockend, als dass die Kommission sich ihr verschliessen könnte. Der konservative Graf v. Stolberg, ein Abgeordneter der Regierungsmehrheit, bringt eine Resolution

ein, die die Gründung eines reichseigenen Panzerwerks fordert. Sie wird mit zwanzig gegen vier Stimmen angenommen.

Über dem Haupt der Krupp und Stumm hat sich ein drohendes Gewitter zusammengezogen. Am 8. März erstattet Müller-Fulda im Reichstag den Bericht der Budgetkommission, der zum Schluss in aller Schärfe feststellt: «Gegenüber einer solch unerhörten Preistreiberei der beiden deutschen Fabriken, welche sich dieses Monopol geschaffen haben, wird es für erforderlich gehalten, entweder die ausländische Konkurrenz zu den Lieferungen heranzuziehen oder die Errichtung eines Nickelstahlpanzerplattenwerks für Rechnung des Reichs anzustreben.»

Der Eindruck auf das Plenum ist ungeheuer. Vergebens versucht Herr v. Kardorff, die entlarvten Wucherer zu verteidigen. Ein Antrag, der fordert, ein reichseigenes Panzerwerk zu errichten, wird ohne Widerspruch angenommen – mit allen gegen eine einzige Stimme! Konservative, Liberale, Katholiken, Demokraten und Sozialisten, Regierungslager und Opposition des kaiserlichen Reichstags sind einig in ihrer Empörung über die «unerhörte Preistreiberei» des esener Hauses.

Was den Mann, aus dessen Köcher dieser Pfeil stammt, den Staatssekretär Tirpitz, zu seinem Vorgehen veranlasst hat, ist nicht leicht zu durchschauen. Dass er, wie er selber mitteilt, zu dieser Zeit um eine Preisreduktion kämpft und in Essen nur teilweises Entgegenkommen findet, könnte einiges erklären. Denn wenn Krupp später behauptet, er habe diese Preissenkung unaufgefordert angeboten, so bezieht sich das nur auf einen geringen Nachlass; auch nach Inkrafttreten der Flottengesetze, die ihm riesige Bestellungen garantierten, hat Essen Wucherpreise gefordert.

Aber die Affairen im Rüstungsgeschäft sind doch meistens komplizierter als simple Kämpfe um wenige Prozente Preisdifferenz. Nach dem Reichstagsbeschluss meldet sich erneut das Kölner Katholikenblatt und behauptet, sichtlich missgestimmt, dass Krupp und Stumm trotz der erfolgten Reduktion noch immer mit ungeheurem Gewinn arbeiten. Zum Beweise dafür teilt es mit, ein «rheinisches Konsortium» habe sich vor einiger Zeit bereit erklärt, vom Jahre 1903 ab die gleiche Qualität Nickelstahl zu 1550 Mark – also 770 Mark billiger als Krupp – zu liefern, wenn ihm ein entsprechender Anteil an künftigen Aufträgen zugesichert würde.

Diese Geheimofferte sei aber zur Kenntnis der beiden Privilegierten gelangt, die ihre Preise nun von 2320 Mark auf 1920 Mark ermässigt hätten, allerdings unter der Bedingung, dass ihnen dafür die Gesamtlieferung bis 1907 übertragen wurde.

Kein Zweifel, damit bekommt der sonderbare Fall «Tirpitz contra Krupp» ein neues Gesicht. Diese Vorgänge hinter den Kulissen entlarven ihn als Schiebung, mit dem Ziel, dem «rheinischen Konsortium» und seinem Hauptmacher Thyssen – der sichtlich hinter den Kölner Presseangriffen stand – den Wind aus den Segeln zu nehmen. Durch Veröffentlichung der dem Gegner natürlich bekannten amerikanischen Preisaffäre manövrierte sich das Reichs-Marine-Amt in eine nützliche Distanz zu seinem kompromittierten Lieferanten. Das erlaubte ihm dann, dessen «Entgegenkommen» in der Preisfrage gerührt zur Kenntnis zu nehmen, ihm eine Garantie bis 1907 auszusprechen und – den Reichstagsbeschluss zu ignorieren. Am Ende der ersten öffentlichen Anklage gegen den Wucher des Essener Hauses steht eine feierliche Besiegelung seines Monopols um weitere fünf Jahre. Und ein auf den Lorbeeren ausruhendendes Parlament.

Erst im übernächsten Jahr setzt eine neue Kruppdebatte ein. Deutschlands Rüstungsausgaben sind auf mehr als eine Milliarde angewachsen und die Machenschaften seiner Lieferanten stehen im Mittelpunkt beunruhigender Affären. Die Reichswerft in Kiel hat eine Lieferung von vierhundertzehn Tonnen Panzerplatten ausgeschrieben und acht Werke, darunter Krupp, zu Preisofferten aufgefordert. Kurze Zeit später publiziert die Presse ein Schreiben des Verbands der Grobblechwerke (Sitz Essen), in dem die betreffenden Firmen ersucht werden, «zur Vermeidung übertrieben niedriger Preisstellung» sich zu verständigen. Jedes Werk solle seiner Offerte dreissig Mark pro Tonne zuschlagen und diese bei Erhalt des Auftrags in eine Kasse abführen, aus der die Unterlegenen entschädigt würden. Handelt es sich dabei auch nur um ein kleines Objekt, so erregt die Methode organisierter Preistreiberei doch Aufsehen. Auch das Verhältnis Krupp-Stumm wird untersucht und dabei festgestellt, dass Essen seinem saarländischen Verbündeten eine hohe Abfindung dafür zahlt, dass dieser weniger Nickelstahl produziert.

Damit hat die Budgetkommission für 1903 ihr Stichwort: Wucher-Rin-

ge! Staatssekretär Tirpitz versucht, die Grobblech-Affaire zu bagatellisieren, obwohl er weiss – und verschweigt –, dass dieser Unternehmerring, an dem Krupp führend beteiligt ist, soeben die mächtigen deutschen Reedereien vertraglich gezwungen hat, für alle im Reich gebauten Schiffe das Material fünf Mark pro Tonne teurer zu bezahlen, als sie es in England bekommen könnten. Schärfer wird dem Kriegsminister zugesetzt, der sich wegen der Essener Kanonenpreise verantworten muss. Bei Krupp-Stumm sei es ähnlich wie mit Löwe-Mannlicher, die sich gegenseitig verpflichtet hätten, für jedes von dem einen gelieferte Gewehr dem andern zwei Mark Entschädigung zu zahlen. Minister v. Gossler, ein gern gesehener Gast im Hügelschloss, muss sich zu dem Geständnis bequemen, dass in der Rüstungsindustrie «die Konkurrenzfirmen sich leicht verständigen und dann die Preise sehr hoch festsetzen können». Die Frage, wie es mit dem reichseigenen Panzerwerk steht und warum die Regierung diesen vor zwei Jahren geforderten Schritt gegen die Monopolisten unterlasse, wird eigenartigerweise von niemand gestellt. Immerhin fasst die Kommission erneut einen Beschluss, der an das Plenum weitergeleitet werden soll: «Den Reichskanzler zu ersuchen, bei der Vergebung des Bedarfs an Munitions- und Artilleriematerial dahin zu wirken, dass im Interesse der Reichsfinanzen die erforderliche Konkurrenz unter den Lieferanten erhalten bleibe.» Am 13. März 1903 nimmt der Reichstag diese Resolution an; wie der Bericht vermerkt, «mit grosser Mehrheit». Es ist das zweite feierliche Votum gegen das kruppsche Wuchermonopol.

Wie es kommt, dass dieser Kampf des Reichstags von nun ab immer mehr verflacht und schliesslich ergebnislos endet, das gehört in eine Geschichte des deutschen Parlamentarismus. Ohnmächtig gegenüber den vom Kaiser ernannten Regierungen, aber auch ziellos und in ihrer Kritik oberflächlich, vermag sich die Linke nicht durchzusetzen. Ihre Anklagen gegen den Rüstungskurs, besonders gegen Krupp, kommen nicht über Improvisationen hinaus. Dahinter steht keine informierte Kritik, meist sind es zufällige Indiskretionen, die von Konkurrenten lanciert werden (von Thyssen, Ehrhardt, der Schichauwerft) und die naturgemäss gewisse Grenzen nicht überschreiten. Entsprechend eng bleibt auch ihr Horizont: die Zusammenhänge zwischen grosser Politik und grossem Geschäft, in-

nerer Reaktion und industriell-agrarischer «Sammlung» stehen ausserhalb ihres Problemkreises.

Erschreckend ist der Absturz der Debatte im Jahre 1904. Obwohl die Vorstösse des von Krupp ausgehaltenen Flotten Vereins, der für drei Milliarden neue Schiffe fordert und dafür vom Kaiser ein Danktelegramm erhält, ebenso wie die kostspielige Einführung des Rohrrücklaufgeschützes genügend Anlässe zu einer grundsätzlichen Abrechnung gegeben hätten, bleiben Budgetkommission und Reichstagsplenum an Nebenfragen hängen. Das katholische Zentrum rügt, dass Krupp die Rüstungsaufträge mit Sonntagsarbeit erledige. Kriegsminister v. Einem entschuldigt die dazu erteilte Erlaubnis: er habe «nichts davon gewusst und würde eine solche Genehmigung auch nicht erteilt haben». Der Führer des Bergarbeiterverbandes, Otto Hué, befasst sich wesentlich ernster mit den vielgerühmten Essener Werkverhältnissen. Er gibt amtliche Ziffern: im Ruhrgebiet kämen auf zehntausend Arbeiter hundertneunddreissig Unfälle, in Essen hundertvierundachtzig; die Krankenzahl Preussens betrage im Durchschnitt sechsundfünfzig, bei Krupp sechsundsechzig. Die «Wohlfahrtsfirma» zahle niedrigere Löhne als andere Werke und verweigere den Achtstundentag selbst in Abteilungen mit schwerer Arbeit. Man dürfe sich nicht irreführen lassen: «Bei Krupp liegt geradezu ein System darin, alles zu grossen sozialpolitischen Leistungen aufzubauschen und damit andere minderwertige Leistungen zu entschuldigen.» Der das sagt, ist der Verfasser eines bedeutenden Werkes über den Bergbau, der beste Kenner der Vorkriegsverhältnisse im Essener Werk.

Das Missverhältnis zwischen wirklich entscheidenden Fragen und dem, was an der parlamentarischen Oberfläche plätschert, erreicht im nächsten Jahr seinen Höhepunkt. Dabei hätte eine Tatsache allein genügen müssen, die Reichstagslinke zu äusserstem Kampf anzuspornen: Tirpitz' Ankündigung, man beabsichtige im Herbst 1905 eine zusätzliche Marinevorlage einzubringen. Der vom Flottenverein und der subventionierten Kanonenpresse seit Langem geforderte Bruch des grossen Flottengesetzes ist damit amtlich proklamiert worden. In dieser Situation eröffnet der Reichstag eine Debatte über – das Verhältnis Krupps zu Ehrhardt. Die politische Kampagne mündet in eine Konkurrenzdiskussion.

Den Anstoss dazu gibt eine Attacke des Abgeordneten Eickhoff, der

den deutschen Botschafter in Konstantinopel, Freiherrn Marschall v. Bieberstein, beschuldigt, seinen Einfluss einseitig zugunsten Krupps eingesetzt zu haben. Für den jüngsten türkischen Auftrag in Höhe von sechzig Millionen Francs habe Ehrhardts Firma Rheinmetall ein um siebzehn Millionen niedrigeres Angebot als Krupp gemacht. Auf Druck der Botschaft sei die Lieferung aber doch nach Essen vergeben worden. Als Krupps Verteidiger tritt diesmal der Abgeordnete Beumer auf und versucht, das Misstrauen der türkischen Behörden durch die auffällige Preissenkung Ehrhardts zu erklären. Die Regierungsvetreter sind offener: Staatssekretär Richthofen meint, es sei doch «natürlich, dass man die ältere, im Ausland bekanntere Firma empfiehlt». Woher die deutschen Diplomaten diesbezügliche Winke erhalten, verrät der Kriegsminister: «Ich muss die Frage, ob das Auswärtige Amt von der Militärverwaltung Instruktionen erhält, bejahen.» Dass aber auch andere Mittel als amtliche dem Hause Krupp den Weg an der Pforte geebnet haben, daran erinnert ein sehr vorsichtiger, rücksichtsvoller Seitenhieb des von Ehrhardt inspirierten Anklägers Eickhoff; «Ich erinnere nur an das ominöse Wort Backschisch.»

Und selbst in dieser Konkurrentenschlacht ergibt sich noch einmal eine glänzende Gelegenheit, zum Kernproblem, dem privaten Rüstungsmonopol, vorzustoßen, nämlich bei der Rede des Kriegsministers v. Einem, der am 27. März 1905 im Plenum ausführt:

«Stahlkerne für gewisse Geschütze, die 1897/98 bei Krupp noch 35 Mark gekostet haben, hat Ehrhardt dann für 30,15 Mark angeboten und allmählich ist der Preis bei allen Firmen auf 17,20 Mark heruntergegangen. Ferner haben Stahlkerne für 21-cm-Geschütze 1896 bei Krupp zuerst 102 Mark gekostet, bei Ehrhardt dann 89 Mark, schliesslich ist der Preis auf 67,50 Mark heruntergegangen. Derartige Preisrückschläge könnte ich noch mehr anführen.»

Herr v. Einem begnügt sich mit diesen, weil die Öffentlichkeit andere, noch gravierendere Fälle von Reduktionen längst kennt. Sie weiss, dass Krupp gezwungen wurde, die Preise für Feldrohre von 4'800 Mark auf 1'900 und für bestimmte Geschosse von 45 auf 17 Mark herabzusetzen. Dass selbst die ermässigten Ziffern noch hohe Gewinne einschliessen, hat das Beispiel der Panzerplatten gezeigt, deren Preissenkung von 2'320 auf

1'920 Mark pro Tonne völlig verblasst gegenüber der Tatsache, dass ihre Selbstkosten nur – 900 Mark betragen.

Angesichts solcher Beweise für die Ausplünderung des Staates durch private Rüstungswucherer ist es unverständlich, wie sich die Reichstagslinke durch die Fragestellung Krupp oder Ehrhardt irreführen lassen konnte. Den Zeitgenossen mag es geschiene haben, als sei der Kampf gegen das Essener Monopol nunmehr auf dem Höhepunkt angelangt – heute wissen wir, dass yielleicht die letzte grosse Gelegenheit, ihm einen tödlichen Stoss zu versetzen, damals versäumt wurde. Die politische Ohnmacht des deutschen Parlaments wurde fast noch übertroffen durch Ahnungslosigkeit und schlechtes Gedächtnis. Niemand erinnerte sich mehr der einstigen Beschlüsse, niemand fragte nach dem reichseigenen Panzerwerk, niemand beantragte einen ähnlichen Schritt für den Kanonenbau und die Munitionsherstellung. Acht Monate später quittierte die Regierung mit einer neuen Flottenvorlage.

Aus dieser schmäählich gescheiterten Kampagne gegen das Haus Krupp blieb lediglich die von Tirpitz lancierte amerikanische Preisafrage übrig, die immer wieder als Sensation «ausgegraben» wird. Und doch, wie diskret war Tirpitz, verglichen etwa mit dem, was um die gleiche Zeit der französische Marineminister Pelletan aussprach: «Es gibt eine Oligarchie von Flottenlieferanten, die seit langen Jahren den Staatshaushalt plündert; sie wird von einem Manne unterstützt, der im Etatausschuss eine erste Rolle spielt. Ich bin von Verrätern umgeben.»

So hätte ein kaiserlicher Marinestaatssekretär niemals gesprochen. Auch nicht, wenn es an Stelle des Herrn v. Tirpitz einer der opponierenden Zentrumsmänner oder Fortschrittsparteiler gewesen wäre.

3.

Nach innen hat die Rüstungsindustrie ihr Ideal, die Autarkie der Waffen, längst erzwungen. Nach aussen ringt sie zäh um das halbe Hundert Staaten, die als Käufer für Kanonen, Panzer, Geschosse und Pulver in Frage kommen. Ihr Kampf zieht sich wie ein stählerner Faden durch die grossen politischen Affairen des letzten Vorkriegsjahrzehnts und steht im

Zeichen einer besonders bösartigen Rivalität: Krupp contra Schneider oder Schneider contra Krupp. «Man kann», sagte der Deputierte Edouard Barthé kurz nach dem Kriege in der Pariser Kammer, «wenn man die politischen Ereignisse aufmerksam prüft, ohne Furcht vor einem Irrtum behaupten, dass es die Gegnerschaft Krupp-Schneider war, die die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich beeinflusste.»

Wieder ist es zunächst Südamerika, wo die beiden Konkurrenten, wie schon einmal dreissig Jahre früher, erbittert aufeinanderstossen. Hier wird Krupps Position durch den politischen und wirtschaftlichen Einfluss des Reiches gestützt und in Buenos Aires sitzt nicht umsonst der Gesandte v. Waldthausen, der Spross einer alten Essener Millionärsfamilie. Bis auf Peru, das sich nach Paris orientiert, sind die südamerikanischen Staaten zu Beginn des Jahrhunderts kruppsches Monopolglacis, das nun allerdings leidenschaftlich von Le Creuzot berannt wird.

In Brasilien gelingt es Schneider 1902, bei einem Wettbewerb um die Lieferung von Schnellfeuergeschützen, Krupp mit Erfolg seine «75er» gegenüberzustellen. Die brasilianische Artilleriekommission erklärt sich aber von den Ergebnissen nicht überzeugt und setzt eine neue Prüfung für 1903 an. Auch diesmal kommt Schneider nicht zum Zuge: am Morgen des Tages, der für die Schiessproben vorgesehen ist, bricht ausgerechnet im Lagerhaus des französischen Materials ein verheerender Brand aus und vernichtet sämtliche Geschütze. Krupps Agenten behaupten, der französische Offizier habe das Feuer selber gelegt, um einer Niederlage beim Vergleichsschiessen zu entgehen, was nach den Ergebnissen in anderen Ländern wenig glaubhaft klingt. Der Vertreter Schneiders bezichtigt hingegen die Essener Agenten heimtückischer Brandstiftung. Wie dem auch sei, es muss ein dritter Schiesstermin zum Februar 1904 angesetzt werden. Pünktlich kommen die neuen Kanonen aus Creuzot in einem brasilianischen Hafen an, wo sie auf Flussschiffe umgeladen werden sollen, als sich ihnen ein unerwartetes Hindernis entgegenstellt: die Schifffahrtslinie verweigert den Transport ins Innere des Landes, weil er gefährliche Munition mitführe. Und als sie schliesslich nachgibt, am 22. März, erklärt die brasilianische Versuchskommission, jetzt sei die gestellte Frist verstrichen. Aber Schneider will sich noch immer nicht geschlagen geben. Sein Ange-

bot, alle Kosten einer neuen Vorführung selber zu tragen, bringt die brasilianische Regierung in eine schwierige Situation, da eine Ablehnung recht verdächtig wäre. In diesem Moment tritt einer jener Agenten auf den Plan, die für das Halbdunkel der Rüstungsgeschäfte so charakteristisch sind: Herr v. Restsoff, kaiserlicher Artilleriehauptmann, in Südamerika gleicherweise für die Interessen Berlins wie für die Essens tätig. In der Presse von Rio de Janeiro, und zwar in den Blättern, die Herrn v. Restsoff nahestehen, wird plötzlich Sturm geblasen: Peru, der «Erbfeind», lasse sich von Schneider bewaffnen und beabsichtige, das Land des Amazonas zu überfallen. Es sei für Brasilien eine Frage auf Leben und Tod, schleunigst zur Abwehr zu rüsten und zufällig stehe – wie günstig – in Essen ein ganzer Artilleriepark versandfertig da. Schneiders Proteste und Versicherungen, dass Peru zurzeit keine einzige Kanone in Le Creuzot bestellt habe, verhallen ungehört. Die endgültige Schiessprobe findet nicht mehr statt. Krupp erhält die Lieferung.

Nicht immer ist solch totale Missachtung unbequemer Rivalen möglich. Argentinien z.B., das eine Neubewaffnung seiner Artillerie mit sechzig Batterien moderner Schnellfeuergeschütze durchführen will und zum Wettbewerb Armstrong, Vickers, Schneider, Ehrhardt und Krupp einlädt, muss feierliche Versicherungen, sogar durch den Mund seines Präsidenten geben, dass der Entscheid ernsthaft und gerecht sein werde. Immerhin bekommt Krupp eine besondere Chance: sollte er sich gleichrangig mit anderen erweisen, werde seinem Material der Vorzug gegeben werden, um nicht den Lieferanten zu wechseln.

Anscheinend hält sich diesmal der unterirdische Einfluss der beiden Hauptkonkurrenten die Wage. In ihrem Bericht über die im Sommer 1908 vorgenommenen Versuche erklärt die Prüfungskommission, das Material Schneider stehe zwar hinsichtlich der Ergebnisse an der Spitze, sie empfehle aber sowohl Krupp wie Schneider zur Annahme. Solche Urteile, die oft nur ein Gradmesser für die Höhe des gespendeten Backschisch sind, besagen nun nicht allzuviel; wichtiger sind schon die Einsprüche, die Schneider gegen konkrete Fälle der Begünstigung Krupps und betrügerischer Machenschaften seiner Agenten erhebt. Gilt für die Rüstungsindustrie im Allgemeinen das Wort vom Rabbi und Mönch, so kann dem Fran-

zosen im Falle Südamerika ausnahmsweise geglaubt werden, dass er das Opfer unfairer Treibereien des überlegenen Gegners wurde. Vergebens erhebt Schneider Protest dagegen, dass Krupp allein berechtigt ist, das argentinische Bedienungspersonal vorher einzuprobieren, dass er nach der Explosion eines Rohres nicht, wie üblich, ausscheidet, sondern das beschädigte Geschütz auswechseln darf und an einer Maximal-Widerstandsprüfung nicht teilzunehmen braucht. Ja, Schneider überreicht eine Beschwerde, nach der ein Monteur Krupps dabei überrascht worden sei, wie er sich an einer bereits amtlich versiegelten Geschützbremse zu schaffen machte, um ihren Inhalt zu verändern.

Essen verteidigt sich durch empfindliche Gegenhiebe. Um die Freunde Schneiders im Parlament und in der Prüfungskommission einzuschüchtern, werden in der Presse von Buenos Aires regelmässig Telegramme aus – Paris lanciert, die Unglücksfälle der französischen Marine gross aufmachen und dem Material aus Le Creuzot zur Last legen, eine von Krupp nicht zum erstenmal gehandhabte Methode der Diskreditierung. Auch der Gesandte von Waldthausen bleibt nicht untätig. Immerhin ist Schneiders diplomatischer und finanzieller Druck stark genug, um auch in einem neuen Kommissionsbericht die Feststellung der Gleichwertigkeit beider Materialien zu erzwingen. Trotzdem lehnt der argentinische Ministerrat die vorgeschlagenen letzten Versuchsproben als «zu zeitraubend» ab und vergibt die Millionenlieferung endgültig nach Essen.

Wohl gewitzigt durch die peinlichen Begleitumstände dieser beiden Konkurrenzkriege, lässt Essen im dritten der südamerikanischen Staaten, in Chile, alle Minen springen, um hier ohne Komplikation zum Ziel zu gelangen. Zwar hat die chilenische Regierung Schneider bereits eingeladen, an einer Vorführung im April 1909 teilzunehmen, aber das lässt sich rückgängig machen. Mitten in kostspieligen Vorbereitungen läuft in Creuzot eine Kabeldepesche aus Santiago ein, die lakonisch mitteilt, dass der Wettbewerb nicht stattfinden werde. Der Auftrag ist konkurrenzlos an Krupp vergeben worden. Schneiders Proteste und seine Forderung auf Entschädigung in Höhe von zweihunderttausend Francs werden vom Pariser Ministerium des Auswärtigen energisch unterstützt. Aber Krupps Hand ist in Santiago stärker, Chile antwortet nicht einmal.

Das sind Kämpfe an der Peripherie, zu denen in Europa selber kleine Nadelstiche kommen, wie etwa jenes an die winzige Pyrenäenrepublik Andorra gelieferte Kruppgeschütz, das nicht abgefeuert werden kann, ohne sein Projektil über die Landesgrenzen hinaus nach Frankreich zu tragen. Mit der grossen Wandlung in den deutsch-französischen Beziehungen, die von der höflichen Kühle der Jahrhundertwende zur feindseligen Gegnerschaft der «Entente cordiale» führen, haben sie nur mittelbar zu tun. Über dieser entscheidenden Verlagerung der Vorkriegszeit steht vielmehr das Wort Marokko. Und das ist, wenigstens im ersten Konfliktfall von 1905, gleichbedeutend mit: Krupp.

Arthur Nicolson, einer der Männer aus dem Dunkel des Foreign Office, hat ein anschauliches Bild der grotesken Balgerei am Hofe des marokkanischen Sultans gegeben, wo sich Reitknechte, Gärtner, Musikanten, Dachdecker, Filmoperateure in das Vertrauen des hohen Herrn einzuschleichen wussten, um irgendwelche Belange irgendwelcher Vaterländer zu vertreten. Der Deutsche, ein Herr Rottenburg, erscheint wieder in vertrauter Doppelrolle: als Bruder des früheren Chefs der Reichskanzlei steht er in enger Verbindung zum Berliner Auswärtigen Amt, als Chefingenieur vertritt er das Haus Krupp. Für Essen ist Marokko nicht nur als Abnehmer veralteter Waffen wichtig, hat man doch in Quenza eines der reichsten Lager an Hämatit gefunden, ein für die Erzeugung des Kanonenstahls wertvolles Erz. Anders als in Südamerika ist aber auf diesem Terrain der Gegner aus Le Creuzot der Überlegene; gemeinsam mit der Pariser Hochfinanz, die in Marokkoanleihen nicht knauserte, lässt er im Frühjahr 1905 an den Sultan die energische Forderung stellen, sein Land durch einen Zollgürtel gegen andere als französische Einfuhr zu sperren.

Was nun folgt, ist eine der dramatischen Episoden der Weltpolitik, die den Zeitgenossen soviel Überraschung und Kopfzerbrechen verursachen. «Der Kruppvertreter Rottenburg», berichtet Hallgarten, «für dessen Firma bei dieser ganzen Entwicklung mit am meisten auf dem Spiele stand, übernahm schliesslich die Aufgabe, nach Berlin zu fahren und die Wilhelmstrasse gegen den französischen Vorstoss scharf zu machen. Er traf just in dem Moment ein, in dem das Haus Krupp der über Frankreich entrüsteten, aber noch unschlüssigen Diplomatie auch wegen der Bosphorus-Affairen

in den Ohren lag, d.h. in der ersten Hälfte 1905, und das war gerade der Zeitpunkt, in dem die grosse Mittelmeerreise des deutschen Kaisers vorbereitet wurde. Was lag näher, als alle diese Dinge miteinander zu verknüpfen? Hier liegt die Lösung des grossen Rätsels, das sind die Ursachen für die bekannte Landung des Kaisers in Tanger, die am 31. jenes Monats März 1905 stattfand und hinter der damals wie heute stets ‚politische‘ Motive gesucht und gefunden worden sind.» Einzig der scharfsichtige August Thyssen erkennt den Sinn des Manövers. «Das hat allein den Zweck, den Reichstag zur Bewilligung der Kredite für Krupp zu veranlassen», äussert er resigniert im Gespräch mit dem französischen Journalisten Jules Huret.

Noch auf hoher See, wissen die Historiker zu berichten, habe Wilhelm II. nach Berlin telegraphiert, er werde nicht landen. Die privaten Interessen des Hauses Krupp waren indes stark genug, auch den Monarchen zu zwingen, wider seine bessere Überzeugung zu handeln.

Die politische Hochspannung des Jahres 1905 wird noch aus einer andern Quelle genährt, vom Bosphorus her, von wo sich die Bagdadbahn der Deutschen Bank unaufhaltsam nach Süden schiebt und kruppsche Rüstungslieferungen den morschen Staat immer wieder galvanisieren. Seit den Tagen des Kanonenkönigs ist das Konto «Türkei» in Essen eine traditionelle Angelegenheit; umgekehrt sieht die deutsche Diplomatie in der Höhe des Kontos «Essen» bei der Türkei eine Art Gradmesser für die Beziehungen zwischen Berlin und Stambul. Politische Aktion und geschäftliche Antwort folgen allzuoft in kompromittierender Promptheit: die brutalen Blockadedrohungen Deutschlands gegen Griechenland anlässlich des türkisch-griechischen Krieges von 1897 belohnte die Pforte mit einer Bestellung auf acht grosse Panzerschiffe, die an die Germaniawerft Krupps gingen. Wozu die «Times» bemerkten, die Angelegenheit sei «direkt zwischen den Yildiz-Kiosk und Berlin (d.h. zwischen dem Sultan und dem deutschen Kaiser) arrangiert worden».

Diesmal, 1905, geht es um die Ausrüstung der Türkei mit Rohrrücklaufgeschützen, summa summarum ein Posten von fünfzig Millionen Mark. Solche Ziffern bringen auch die sprödesten Amtsseelen zum Wallen, und zu den sprödesten gehören die Herren nicht einmal, die am Gold-

nen Horn ihre Diplomatenkünste treiben. Deutschlands Botschafter Marschall v. Bieberstein hat schon als Staatssekretär des Äussern betonte Aktivität in den Fragen gezeigt, die grossindustrielle Interessen tangieren. Sein französischer Rivale und Kollege ist Ernest Constans, der von Delcassé gedrängt wird, im Interesse des Hauses Schneider die schon begonnenen Verhandlungen Krupps energisch zu stören. Mindestens ein Drittel der Lieferung müsse an Le Creuzot gehen, sonst werde Paris die Türkenwerte sperren und die Banque ottomane schliessen. Da Frankreich etwa fünf Milliarden im Sultanreich investiert hat, ist mit ihm nicht zu spassen.

Krupps Stellung wird dadurch erschwert, dass er nach zwei Seiten zu kämpfen hat: gegen Ehrhardt, über dessen Ausschaltung wir schon berichteten, und gegen Schneider. Der «Bakschisch» nimmt dabei mannigfaltige Formen an, von der offenen Bestechung des Kriegsministers bis zur Verheiratung der beiden Töchter eines Gross Würdenträgers an deutsche Adelige, wobei der zynische Marschall den Vermittler spielt. Ist die Anwendung solcher Praktiken für einen konkreten Fall auch schwer nachweisbar, die Tatsache der diplomatischen Intervention wird diesmal mit seltener Offenheit eingestanden. In seiner «Erwiderung» an Ehrhardt sagt Essen selber: «Die Unterstützung durch die diplomatische Vertretung in Konstantinopel bildete eine Ausnahme, die nur durch das ungewöhnlich energische Eintreten der französischen Botschaft für die französische Konkurrenz veranlasst war.» Dass es sich um keine «Ausnahme» handelte, hat der Kampf um Südamerika gezeigt; nicht viel glaubwürdiger ist die Feststellung, der andere habe angefangen. Genug, dass auf beiden Seiten der amtliche Apparat sich mit zynischer Selbstverständlichkeit in den Dienst der Geschäftsinteressen stellt.

Den Hauptteil des Streitobjekts schluckt Krupp. Es handelt sich dabei um Lieferungen, die über Jahre hinausgehen. Früher hatte Essen sich in solchen Fällen direkt schadlos gehalten, etwa indem es sich die Obligationen einer künftigen Anleihe als Pfand ausbedang. Jetzt muss ein eigenes Finanzierungskonsortium gebildet werden, an dessen Spitze die Deutsche Bank steht, und das für die Hergabe von sechzig Millionen Francs – die grösstenteils sofort nach Essen gehen – sich einen Teil der Bahnein-

Frankreichs Entschluss

nahmen und der Steuern verpfänden lässt und zwar für den Zeitraum der nächsten fünfundsiebzehn Jahre.

Diese doppelte Ausplünderung durch Bank und Rüstungslieferant wird in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit erst erkennbar, wenn man weiss, was die Türkei eigentlich an realem Gegenwert erhielt. Der mehr oder minder veraltete Geschütztyp, den Essen gewöhnlich an die Pforte lieferte, so hat ein ehemaliger Kruppvertreter ausgeplaudert, war in seinen Gestehungskosten auf etwa 14'000 Mark zu veranschlagen, wurde aber mit– 165'000 (hundertfünfundsechzigtausend) Mark in Rechnung gesetzt. Das erklärt vieles von der Gier, mit der die Rüstungshyänen sich um Kunden à la Türkei reissen und auch die Grosszügigkeit der Korruption, ohne die eine Zustimmung selbst des ahnungslosesten Exoten zu solch phantastischen Wucherpreisen unmöglich wäre.

Zurück zum Kampf Schneider-Krupp. Zwar gelingt es den Bemühungen des Monsieur Constans, wenigstens einen kleinen Brocken des Türkengeschäfts für Le Creuzot zu retten, aber der Vorsprung des Essener Hauses am Goldenen Horn ist doch nicht einzuholen. Zusammen mit den empfindlichen Reibungen in Marokko, dem beginnenden Kampf um Südamerika und Essener Vorstössen nach Serbien, dem Krupp mitteilen lässt, dass er genau wie Schneider bereit sei, für etwaige Geschützbestellungen auch grössere Anleihen flüssig zu machen, überschattet dieser Geheimkrieg der beiden Rüstungsgiganten die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich in den Jahren 1904/05, die wir heute als Jahre der grossen Wende in der europäischen Politik bezeichnen können. Damals entschloss Frankreich sich, eine jahrhundertealte Rivalität mit England endgültig zu begraben und die «bonne entente» gegen Deutschland zu schliessen. Unter den Ursachen, die zu diesem Schritt trieben, stehen die Geschäfte des Essener Hauses nicht an letzter Stelle.

Bis zum August 1914 exportiert Creuzot zweiundzwanzigtausend Geschütze, Krupp dreissigtausend – ehe sie dann abgefeuert wurden, hatten sie die Voraussetzung dazu, nämlich ein in zwei feindliche Heerlager verwandeltes Europa, erfolgreich mitschaffen helfen.

4.

Im Hügelschloss ist es in diesen Jahren sehr still geworden. Früher löste eine exotische Flage die andere ab und wer am Kaiserhof empfangen wurde, versäumte nicht, auch der Residenz im Ruhrtal seine Aufwartung zu machen. Seitdem hat sich das Geschäft mehr versachlicht, und um das Privatleben der Millionärsfamilie schweben noch immer die Schatten von Capri; die strenge Schlossherrin ist kein umworbener Gastgeber.

Auch der Kaiser hat seit vier Jahren Essen gemieden. Als er jetzt wieder erscheint, im August 1906, geht ein Ordenssegen über die Firma nieder: Frau Margarethe erhält den Wilhelmsorden, die Vorsitzenden des Aufsichtsrats und des Direktoriums den Roten Adler. Gilt der Besuch offiziell der Besichtigung des rheinhausener Hüttenwerks, so wird doch bald klar, dass etwas Besonderes in der Luft liegt. Bertha Krupp, die Erbin des Industriebesitzes, nähert sich der Volljährigkeit und hat sich soeben, eine gute Tochter, für den Mann entschieden, den mütterliche und kaiserliche Fürsorge ihr zudedacht haben.

Der Erwählte ist der sechsunddreissigjährige Legationsrat Dr. Gustav v. Bohlen und Halbach. Sohn des badischen Gesandten in Holland, gebürtig im Haag, entstammt er einer Familie, die amerikanisches Blut in den Adern hat. Beide Eltern sind in Philadelphia geboren und der Grossvater mütterlicherseits, General der USA.-Armee, ruht in einem Soldatengrab in Virginia. In Heidelberg promovierte der junge v. Bohlen zum Doktor juris, errang in der badischen Armee den Rang des Oberleutnants und am grossherzoglichen Hofe den Titel des Kammerjunkers. Nach kurzer juristischer Tätigkeit tritt er in den diplomatischen Dienst über, ist Legationssekretär in Washington und Peking, wo er mit einem wichtigen Interessengebiet der Firma Krupp in Berührung kommt. Zuletzt sitzt er als Legationsrat bei der deutschen Gesandtschaft am Vatikan. Trotz seiner Jugend, so berichtet die in diesem Punkt besonders präzise Essener Lokalchronik, besitzt er bereits britische, japanische, chinesische und österreichische Orden. Alles in allem ein Musterschüler jener amtlichen Laufbahn, die Bismarck die «Ochsentour» genannt hat.

Zur Hochzeit, die am 15. Oktober stattfindet, ist der Kaiser wieder auf

dem Hügel; er nennt in einer romantischen Tafelrede an «meine liebe Bertha» den verstorbenen Krupp seinen «teuren und geliebten Freund» und endet schliesslich im Jargon des Reklamereisenden: «Möge es Ihnen, meine liebe Tochter, gelingen, das Werk auf der Höhe zu erhalten, auf die es gehoben worden ist, unserm deutschen Vaterland auch fernerhin Schutz- und Trutzwaffen zu liefern, welche in Fabrikation sowohl wie in Leistungen nach wie vor von keiner Nation erreicht werden.» Tags darauf gestattet er dem jungen Ehemann, seinen Namen in «Krupp v. Bohlen und Halbach» zu ändern, damit wenigstens eine äusserliche Fortführung der Essener Dynastie ermöglicht ist.

Die Wahl des jungen v. Bohlen zum Prinzgemahl ist eine glückliche: der diplomatische Musterschüler entpuppt sich als Mustergatte, Musterkrupp und Musteruntertan. Keine Kraftnatur wie August Thyssen, kein genialer Improvisator wie Stinnes, nicht einmal ein Mann glänzender gesellschaftlicher Gaben und Verbindungen ist es, der nun allmählich an die Spitze des Essener Industriereichs tritt, sondern ein solider und pflichttreuer Büromensch. Noch den dreiundvierzigjährigen nennt der amerikanische Publizist Fred Wile einen «schülerhaft aussehenden Mann mit jugendlich bescheidenem Benehmen». Die Pflege der patriarchalischen Beziehungen zwischen Familie und Werk lässt er sich besonders angelegen sein. Als Gerüchte über Differenzen in der jungen Ehe auftauchen, verkündet ein Anschlag in allen Abteilungen der Fabrik ein energisches Dementi. Die 1907 erfolgende Geburt des ersten Sohnes, der nach dem Kanonenkönig den Namen Alfred erhält, wird dem Direktorium offiziell mitgeteilt, wofür dieses im Namen der Werkangehörigen dankt und den «Segen Gottes» auf die jüngste Kruppgeneration herabfleht.

Der erfolgreiche Vater ist schon 1906 in den Aufsichtsrat der Firma eingetreten, übrigens zusammen mit dem Vizeadmiral z. D. v. Sack, dem schon genannten Vertrauensmann des Kaisers. Gleichzeitig wird das Kapital der Krupp-A.G. auf hundertachtzig Millionen erhöht, sodass sie nunmehr nach der Deutschen Bank die zweitgrösste des Reichs ist. Das neue Aktienpaket von zwanzig Millionen geht selbstverständlich in die Hand der Familie über.

Dieses Jahr 1906 bringt auf dem Gebiete der Rüstungstechnik endlich eine originelle Leistung der Firma Krupp, und gerade sie wird bescheiden

im Hintergrund gehalten – das erste deutsche Unterseeboot. Schon früher hatte die Germaniawerft Versuche mit einem Tauchboot von siebzehn Tonnen Wasserverdrängung gemacht, dessen Erfolg die russische Regierung veranlassten, drei dieser neuartigen Schiffe zu bestellen. Jahre vergehen, ehe sich das sonst so marinesüchtige Berlin meldet: erst 1905 erteilt man Krupp den Auftrag, ein grösseres, jetzt schon ziemlich vollkommenes Unterwasserboot zu bauen, nachdem der Reichstag zu diesem Zweck eineinhalb Millionen Mark bewilligt hat. Nach dem Stapellauf von «U 1» zeigt sich, dass hier eine ernsthafte Waffe für den Seekrieg im Entstehen ist. Das muss für Deutschland umso wichtiger sein, als England auf diesem Gebiet nicht den geringsten Vorsprung hat, bei der Grösse seiner Flotte gegen eine Unterseewaffe aber sehr empfindlich ist. Bis 1912 beläuft sich die Zahl der bei Krupp bestellten deutschen U-Boote jedoch nur auf – neun!

Dieses «Versagen» der Berliner Marineleitung hat den Nachkriegshistorikern viel Kopfzerbrechen verursacht, obwohl des Rätsels Lösung in einfachen Zahlen liegt. Nach 1906 kostet ein Linienschiff bei der Germaniawerft vierzig Millionen, ein U-Boot zwei Millionen; der Gewinn an ersterem beträgt etwa fünf Millionen, an letzterem vielleicht den zwanzigsten Teil. Dass die Firma Krupp auf die Propagierung einer solchen Ware dankend verzichtet, ist verständlich. Auch der Rüstungsfanatismus des Rüstungslieferanten hat Grenzen und sein Geschäftsinteresse ist nun einmal der Motor des rasanten deutschen Marinekurses. So kommt es, dass weder der Flottenverein noch die Leitartikel der Rüstungspresse sich für die neue Waffe einsetzen. Im Gegenteil, als die Pariser Blätter nach den französischen Seemanövern von 1906 berichten, ihr Ergebnis habe bewiesen, dass zehn Unterseeboote genügt hätten, die ganze englische Mittelmeerflotte zu vernichten, wendet sich ausgerechnet die «Rheinisch-Westfälische Zeitung», das wachsamste aller Krupporgane, gegen die Richtigkeit solcher Behauptungen.

Noch eine andere Erfindung aus gleicher Zeit teilt dieses Schicksal, das Luftschiff Zeppelins. Der Kaiser ignoriert es lange. «Man wünscht ‚oben‘ nicht, dass von der Motorluftschiffahrt allzuviel Lärm gemacht werde, das könnte die Agitation für die Flotte stören», verrät die hardensche «Zukunft». Der Begeisterung über die technische Leistung des lenkbaren Flu-

ges, die das ganze Volk erfasst, steht auch Essen kühl gegenüber Aber man hat doch erkannt, wie lukrativ die Idee des Luftschiffes sein kann – nur umgekehrt, von der Seite der Abwehr her. Das offiziöse Jubiläumswerk schreibt:

«Als die Erfolge des Grafen Zeppelin im Jahre 1906 darauf hinwiesen, dass in künftigen Kriegen den lenkbaren Luftfahrzeugen wohl eine bedeutsame Rolle zufallen werde, liess es sich Krupp angelegen sein, Geschütze mit geeigneter Munition zur Abwehr dieser neuen Kriegswerkzeuge auszubilden.»

Während Deutschland den silbernen Ellipsen zujubelt und auch die Heeresverwaltung allmählich an ihre militärische Verwendbarkeit denkt, konstruiert Essen Zeppelin-Abwehrgeschütze. Sie können mit grosser Schnelligkeit fortbewegt werden und schleudern empfindliche Brisanzgranaten, die das Luftschiff in Brand setzen. Auf der Internationalen Luftfahrtausstellung, 1909 in Frankfurt a. M., führt Krupp solche Geschütze der artilleristischen Welt vor. Dass sie von den Gegnern Deutschlands eifrig gekauft werden, ist selbstverständlich.

In der schon kritischeren Atmosphäre dieser Jahre bleibt die Anrühigkeit solcher Geschäfte nicht mehr unbeachtet. Ebenso ergeht es den propagandistischen Wohlfahrtsaktionen, mit denen die Firma von Zeit zu Zeit versucht, sich einzunebeln. So war es nach dem Tode Fritz Krupps, wo man eine Riesenspende für alte Arbeiter verkündete, die sich dann als einfache Umbuchung längst gewährter Mietfreiheit entpuppte. Zur Hochzeit der jungen Bertha werden die Versicherungskassen des Werks bedacht, obwohl deren Mitgliedsbeiträge bisher für die geleisteten Unterstützungen genügt haben. Aber das Kapital der Kassen wird teilweise an – die Firma Krupp zurückgeliehen, insgesamt etwa dreissig Millionen, die mit vier Prozent verzinst werden, während die Firma an ihnen zehn Prozent verdient. Die Grösse des Opfers bei solchen «Schenkungen» liesse sich ziemlich exakt berechnen, da sie schliesslich, durch die Inflation der Nachkriegszeit, wieder zugunsten des Spenders ins Nichts zusammenschmolzen. Doch das liegt noch in ferner Zukunft; für den Augenblick genügt es Essen, dass man von seinen Opfern und nicht von den Gewinnen spricht und dass der Kaiser die Gelegenheit ergreift, die junge Frau Krupp einen «Engel der Barmherzigkeit» zu nennen.

Zu einer wirklich gründlichen Kritik an der trügerischen Essener Wohlfahrtsfassade kommt es im Kampf um die Pensionskasse. Von Jahr zu Jahr mehren sich gerichtliche Klagen entlassener Arbeiter, die laut Statut alle Rechte verloren und keinen Anspruch auf Rückerstattung der eingezahlten Beiträge haben. Den Klägern gelingt es, ein Gutachten des schweizer Rechtslehrers Professor Dr. Lothmar vorzulegen, dass das Statut der Kruppkasse in einem «schreienden Missverhältnis zu allgemein anerkannten Moralvorschriften» stehe. Auf eine Anfrage im Reichstag antwortet Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg, die angegriffene Kasse sei «keine reine Versicherungseinrichtung», sondern entspringe «einem geschäftlichen und, wie ich behaupte, durchaus legitimen Bestreben, sich einen guten Stamm Arbeiter zu schaffen». Die zuständigen Gerichte haben über die Legitimität solcher Wohlfahrt eine andere Meinung. Immer häufiger wird die Kruppkasse verurteilt, bei Entlassungen einen Teil der Beiträge zurückzuzahlen. Unter dem Druck dieser Tatsache muss das gesetzwidrige Statut geändert werden.

Das ganze letzte Vorkriegsjahrzehnt ist für das Haus Krupp ein Fortschreiten auf breiter gesicherter Bahn. Getragen vom Aufstieg der deutschen Eisenkonjunktur, gegen temporäre Rückschläge – wie den von 1908 – durch die garantierten Einnahmen der Flottengesetze und stetig wachsende Landrüstungen geschützt, repräsentiert der Essener Gigant die wirtschaftliche Blüte Vorkriegsdeutschlands. Überblickt man die Betriebsentwicklung nach 1906, so ergibt sich vorherrschend der Zug zu neuen Rohstoffquellen. Das Fehlen einer eigenen Erzbasis zwingt Krupp, sich am Wettlauf nach jedem irgendwo auftauchenden Erzlager zu beteiligen. Der Kauf der Fürstlich Solm-Braunfelschen Gruben an der Lahn, der Bieberer Gruben in Gelnhausen und anderer in Hessen und Waldeck genügt nicht; aus Lothringen, Spanien und neuerdings aus Schweden und Lappland muss ein grosser Teil des Essener Erzhungers Befriedigt werden. Nicht viel günstiger ist es mit der Kohle. Obwohl mitten im Herzen des Ruhrgebiets gelegen, hat Krupp es verabsäumt, eine Kohlenbasis direkt am Hauptwerk zu erwerben. Durch Thyssen, Stinnes und den Kölner Bergwerksverein eingeschnürt, kann er sich nur mühsam in anderen Teilen des Reviers seinen Verbrauch in eigener Förderung sichern.

Im Hauptwerk beginnt jetzt ein planmässiger Umbau, der die niedrigen, verrussten Werkstätten, deren einige ein halbes Jahrhundert alt sind, durch moderne Grosshallen ersetzt. Zusammenhängende Produktionsabteilungen, wie die Giesserei, das Federwerk, Lafetten- und Geschützbetriebe, Zünder- und Geschossdrehereien, können nun vereinigt werden. 1907 kündigt der Bau eines Elektrostahlwerks neue Methoden der Stahlbereitung an. Hinzu kommen vermehrte Hochöfen für die Friedrich-Alfred-Hütte und ein neuer Schiessplatz in Essen – der vierte!

Das alles ist normale Entwicklung in die Breite, wobei von besonderer Schöpferkraft wenig mehr zu bemerken ist. Nicht zufällig setzen sich gerade jetzt die Konkurrenten Thyssen und Haniel erfolgreich durch und machen Essen den ersten Rang streitig, worüber es gelegentlich zu ernststen Differenzen um Syndikatsquoten kommt. Fast möchte man es als symptomatisch bezeichnen, dass die Hauptleistung dieser Jahre der Riesenbau einer Bürozentrale, des sogenannten Hauptverwaltungsgebäudes, ist. Nahe dem kleinen «Stammhaus» gelegen, reckt sich der schwere Quaderbau bis zu sechzig Meter in die Höhe und überschattet die ganze Landschaft mit ihren Fördertürmen, Schornsteinen und Fabrikhallen inmitten eines Gewirrs von Eisenbahnlinien. Äusserlich im romantischen Burgenstil des Wilhelmismus gehalten, durchweht seine Bürofluchten kalte Sachlichkeit. Im Chefzimmer dieser Herzkammer der deutschen Rüstungsproduktion werden sich entscheidende Episoden deutscher Geschichte abspielen und Entwicklungen anbahnen, die geradewegs in die aller jüngste Gegenwart führen.

Denn schon steht an der Spitze des Kruppdirektoriums der Mann, dessen Name und unheilvolle Hand aus den nächsten fünfundzwanzig Jahren deutschen Schicksals nicht wegzudenken sind, der Geheime Finanzrat Dr. Alfred Hugenberg. Wie Essen mit ihm in Verbindung kam, lässt sich ziemlich genau nach weisen, war er doch Vortragender Rat im preussischen Finanzministerium unter jenem Staatsminister v. Rheinbaben, der seit den Tagen Fritz Krupps ein unentwegter Freund und Gast des Hauses war. Rheinbaben wird auf den energischen, ehrgeizigen Streber aufmerksam gemacht haben, der als brutaler «Hakatist» in der Ansiedlungskommission für den polnischen Osten des Königreichs Preussen und als Agi-

tator des chauvinistischen Alldeutschen Verbandes sich der «Immer feste druff»-Gesinnung befeissigt hatte, die für den Repräsentanten des Essener Rüstungstrusts selbstverständlich war. Und seine vorübergehende Tätigkeit als Direktor der landwirtschaftlichen Raiffeisengenossenschaften passte recht gut zum Kurs industriell-agrarischer Sammlung, der sich auch durch enge personelle Verfilzung der beiden grossen Interessengruppen ausdrückte, die gemeinsam das Kaiserreich beherrschten.

Als Nachfolger des Landrats a. D. Rötger übernimmt Hugenberg Herbst 1909 den Vorsitz im Direktorium der Krupp-A.G., also ihre faktische Leitung und Repräsentation. Seine Beziehungen zu den beiden Exponenten der Familie, zu Frau Margarethe und dem jungen v. Bohlen, scheinen von Anfang an mehr korrekt als herzlich gewesen zu sein. Dass diesen beiden schon verfeinerten Industrie-Aristokraten die polternde, reisserische Art des plebejischen Bürgers wenig zusagt, lässt sich ahnen, aber sachliche Notwendigkeiten waren in der Kruppgeschichte schon oft stärker als persönliche Animositäten des eigentlich allmächtigen Besitzers. Seit dem Abgang Hanns Jenckes war der Mangel eines repräsentativen Chefs in Essen stets fühlbar gewesen. Hugenbergs Stellung wächst denn auch schnell über reine Werksdienste hinaus. Er wird Mitglied des Aufsichtsrats der beiden grossen Bergwerksgesellschaften Gelsenkirchen und Deutsch-Luxemburg. Der Zechenverband und der Bergbauliche Verein, besonders exklusive Verbände der Ruhrmagnaten, wählen ihn zu ihrem Vorsitzenden.

So wird der neue kruppische Generaldirektor bald zur beherrschenden Figur der deutschen Grossindustrie und das in einem Moment, der mit Entscheidungen schwanger geht. Nach innen fühlbar an die Grenzen der Expansionsmöglichkeiten gestossen, wofür der Krisenschok von 1908 eine erste Mahnung war, richtet sich der Blick der Kapitalismächte nun schärfer auf das «grössere Morgen». Der deutsche Imperialismus steigert seinen Druck um merkbliche Atmosphären.

Die Entscheidung, vor der er steht, trägt den Namen «Dreadnought» und wir werden sehen, wie eng ihre Problematik mit gewissen Ziffern verknüpft ist, die in einem Büro in Essen addiert werden.

5.

Das letzte wirkliche Zusammengehen Deutschlands mit England geschah in der Venezuela-Aktion des Winters 1902 und ging um die Eintreibung privater Forderungen, darunter solche der Firma Krupp. Diese entstammten einem Bahnbau, den Essen ausgeführt und die Diskontogesellschaft finanziert hatte. Deutsche Publikationen beziffern die Schuld Venezuelas an beide auf zwölf Millionen Mark, während ein bankenfeindlicher Konservativer im Reichstag berechnete, dass sie durch unglaubliche Wucherzinsen auf fünfzig Millionen Francs gesteigert worden sei, was sich nicht zu widersprechen braucht, da ein Teil der Bankschuld wohl im Ausland placiert war. «Shylock», erklärte ein venezolanischer Diplomat empört, «ist nicht nur ein bekannter shakespeareischer Charakter, sondern auch in Berlin anzutreffen.» Wobei gerechterweise hinzugesetzt werden muss, dass Berlin nur den Exekutor für Essen spielte.

Kein Wunder, dass die venezolanische Regierung einer Rückzahlung wenig freundlich gegenüberstand und sie durch Ausgabe zweifelhafter Staatsbons zu umgehen trachtete. Doch für kruppische Interessen zeigt die Wilhelmstrasse stets beachtlichen Elan und es gelingt ihr, England für ein gemeinsames Vorgehen gegen den Schuldner zu gewinnen. Nach Ablauf eines Ultimatums blockieren deutsche und britische Kriegsschiffe die Häfen von Venezuela und zwingen seine Flotte zur Übergabe. Das deutsche Kanonenboot «Panther» veranstaltet sogar ein Bombardement und zerstört Küstenforts. Unter dem Druck solcher Argumente gibt Venezuela nach und geht verbindliche Zahlungsfristen ein. Krupps Millionen sind gerettet – die beträchtlichen Kosten der Aktion und die durch sie beeinflusste antideutsche Stimmung in den Vereinigten Staaten gehen dabei zu Lasten des Reiches. Künftige Wünsche anderer, ebenfalls Kriegsschiffe als Exekutor für Auslandsforderungen zu erhalten, lehnt Reichskanzler Bülow vorsorglich ab: «Es handelt sich bei diesem unserm Vorgehen um einen seltenen Ausnahmefall.»

Solcher Ausnahmebehandlung erfreuen sich die Kruppinteressen gar nicht ausnahmsweise. Noch ehe es zu der Entscheidung kommt, die Deutschland und England endgültig trennt, ruft der russisch-japanische

Krieg von 1905 eine drohende Spannung zwischen Berlin und London hervor und wiederum sind es Geschäfte des Essener Hauses, die da gefährlich hineinspielen. Zwar schluckt diesmal die Hamburg-Amerika-Linie Ballins den Hauptteil der Kriegslieferungen an Russland und auch Löwe ist mit Maschinengewehren beteiligt, doch gerade die Mächenschaften der kruppschen Germaniawerft werden in England, das auf Seiten Japans steht, mit besonderer Entrüstung beobachtet. Dass jene russischen Torpedoboote und Unterseeboote, die in Kiel mit Hochdruck fertiggestellt werden, wozu man sich durch Konventionalstrafe verpflichtet hat, einen Bruch der deutschen Neutralität bedeuten, weiss Krupp nur zu genau. Er versucht denn auch, ihre Ablieferung zu tarnen, indem er sie per Bahn nach Lübeck sendet, von wo sie der finnische Dampfer «Ägir» nach Helsingfors bringen soll. Man hat die Boote sorgfältig auseinandergenommen und als «Lustjachten» deklariert, um ihren Charakter als Konterbände zu verdecken. Doch die Presse schlägt Lärm und die verdutzte Lübecker Polizei beschlagnahmt die Lieferung, «weil darin ein Bruch der Neutralität zu erblicken wäre».

Durch den Übereifer lokaler Polizeiorgane ist die Krupplieferung eine hochpolitische Affaire geworden. Soeben hat der Reichskanzler die Erklärung abgegeben, Japan könne mit «striktter und loyaler Neutralität» Deutschlands rechnen. Wird die Regierung daraus Konsequenzen auch gegenüber Krupp ziehen? Bei dem unterirdischen Einfluss der Essener Firma kann der Ausgang nicht zweifelhaft sein: vierundzwanzig Stunden nach der Beschlagnahme der «Ägir»-Ladung erfolgt ihre Freigabe. Gestützt auf das Gutachten eines Sachverständigen des Reichs-Marine-Amtes hat Berlin entschieden, dass die Boote, deren einzelne Teile Inschriften wie «Munitionskammer» und «Torpedokammer» tragen, unzweifelhaft Lustjachten seien. Die Presse verrät den Namen dieses phantastischen Sachkenners: es ist der Admiral a. D. Barandon, derzeit – Mitglied des Aufsichtsrats der Firma Krupp.

Die weiteren Lieferungen an Russland verlaufen ohne Zwischenfälle. Krupp und Ballin verdienen und betrachten die Tatsache, dass ihre Geschäfte das Reich hart an den Rand eines Krieges mit England bringen, wohl nur als unvermeidlichen Nebenumstand. Gemeinsam mit der Diskontogesellschaft führt Krupp das deutsche «Shantung-Syndikat», gegen

dessen Monopolbestrebungen London jetzt ebenfalls protestiert. Und wenn Spanien Riesengeschütze für Landforts bestellt, die nach Lage der Sache nur gegen Gibraltar gerichtet sein können, liefert Essen prompt. Mit den Folgen, die solche und andere Geschäfte in London hervorrufen, mag sich das Auswärtige Amt befassen. Dass England die deutsche Haltung dieser Jahre mit einer sensationellen Drohgeste gegen das Reich beantwortet, indem es den Schwerpunkt seiner Flotte, der seit einem Jahrhundert im Mittelmeer lag, nun in die Nordsee dirigiert, schreckt die grossindustriellen Geschäftemacher nicht. Dagegen wissen sie ein probates Mittel: verschärften Flottenbau.

Auf beiden Seiten des Kanals setzt nach 1905 ein Rüstungswettlauf ein, der eine Atmosphäre der Panik schafft, die von Gerüchten über deutsche Invasionspläne, Geheimrüstungen und britische Überfallabsichten aufgepeitscht wird. Nach aussen ist es ein Kampf besorgter Patrioten – im «Deutschen Flottenverein» und der «British Navy League» –, die für verbesserte Schiffstypen, Panzermethoden und Armierung eintreten. Dass ihre Geldgeber die Lieferanten dieser kostspieligen Dinge sind, lässt einen Blick in die Quellen des Rüstungsfiebers tun, ohne sie jedoch restlos aufzudecken. Erst im Rückblick zeigt sich dieser heftigste Rüstungskampf der modernen Geschichte – er wird mit der unversöhnlichen Gegnerschaft Deutschland-England enden – als ein Spiel, bei dem die Veranstalter einander die Trümpfe zusteckten.

Der wichtigste Teil der neuen Dreadnoughts sind die riesigen Panzer, die mit ungefähr viertausend Tonnen den Koloss umgürten und nach 1906 etwa acht Millionen Mark kosten. Den Verkauf der Essener Spezialpatente, durch den Krupp direkt an der Höhe der ausländischen Seerüstung interessiert ist, berichteten wir früher. Zur Verständigung über die Ausbeutung der ursprünglichen Erfindung des Amerikaners Harvey, Stahl mit Nickel zu Panzern von ungewöhnlicher Härte zu legieren, haben sich die Rüstungsfirmen der ganzen Welt zusammengeschlossen. Die «Harvey United Company Ltd.» wurde im Jahre 1901 gegründet und blieb bis unmittelbar vor Ausbruch des Weltkriegs bestehen. In diesen folgeschweren eineinhalb Jahrzehnten sieht die Liste ihrer Direktoren so aus:

Deutsche:

Ludwig Klüpfel, Heinrich Vielhaber, Emil Ehrensberger, Direktoren der Krupp-A.G.,

August Gathmann, Fritz Säftel, Direktoren der Dillinger Hüttenwerke, der londoner Vertreter der Deutschen Bank;

Engländer:

John M. Falkner, Direktor der Armstrong & Co.,

Albert Vickers, Direktor der Vickers & Maxim Ltd.,

Edward Ellis, Direktor der John Brown & Co.,

John A. Clark, Direktor der Chas. Cammel & Co.,

Edw. W. Richards, Präsident der Iron and Steel Institute,

William Beardmore, Direktor der Beardmore Ltd.;

Franzosen:

Maurice Geny, Edouard Saladin, Direktoren der Schneider & Cie.,

Leon Levy, Direktor der Chatilion Comp.,

C. F. M. Houdaille, Direktor der St. Chamod Comp.;

Amerikaner:

Millard Hunsiker, Vertreter der Carnegie Steel Co.;

Italiener:

Rafaele Bettini, Direktor der Societa degli Alti Forni Fondieri.

Die ganze blutige Internationale gibt einander, wie zum Hohn auf ihre öffentlichen Rivalitätskämpfe, in der Harvey Company ein freundschaftliches Stelldichein. Krupp besitzt auf den Namen seiner Direktoren 4'731 Aktien, Dillingen 2'731 und die Deutsche Bank 1'350. Nach dem Panzerabkommen mit Dillingen und den engen Beziehungen zur Deutschen Bank dürften die beiden letzten Pakete, wenigstens machtmässig, dem Einfluss Krupps zuzurechnen sein, der damit dem Anteil Schneiders (9'862 Aktien) etwa gleich käme.

Welche direkten Gewinne aus dieser Beteiligung nach Essen fließen, ist nicht bekannt. Daneben laufen noch die Verträge, in denen es der Harvey Company die Verwendung seiner Panzerverfahren abtritt. Ihretwegen kommt es zu einer Klage vor dem US Court of Claims, der Harvey im Dezember 1905 verurteilt, Krupp für die Zeit vom Mai 1903 an Lizenzgebühr 650'000 Dollar zu zahlen. Das würde pro Jahr eine Million Mark ergeben, die Essen von nur einer ausländischen Gesellschaft für einen einzigen Artikel seiner Kriegsproduktion zufließen.

Im Geburtsjahr der Harvey Company, 1901, hat sich noch ein zweites internationales Rüstungskartell gebildet und wieder auf der Grundlage der Nickelstahlproduktion, die «Steel Manufacturers' Nickel Syndicate Ltd.». Ursprünglich gehören ihr nur die englischen Firmen Vickers, Armstrong, Beardmore, Cammel, Maxim an, doch treten 1903 Schneider, Krupp, Dillingen, 1905 Terni und der Österreicher Witkowitz bei. Dieses Kartell umfasst die Nickelstahlproduktion ausserhalb des harveyschen Panzerverfahrens, also auch Geschützrohre und Granaten. Krupp besitzt, so berichtet der Deputierte Barthé in der französischen Kammer, zweihundertzehn Aktien dieser Gesellschaft, deren Geschäfte zum dunkelsten Kapitel des Weltkriegs gehören werden.

Den Ring des Rüstungsnetzes, das sich über Völkergrenzen und Staatsfeindschaften hin erstreckt, schliesst die «Chilworth Gunpowder Co. Ltd.», als deren sichtbare Teilhaber Armstrong und die «Vereinigten Rheinischen und Düneberger Pulvermühlen» figurieren. In diesem Fall sind die Fäden nach Essen lange im Dunkeln geblieben, da Krupp über solche Beteiligungen niemals authentische Mitteilungen gemacht hat. Erst im Prozess I. Wild gegen Krupp, der am 2. Oktober 1914 (!) in London stattfand, wurde Essens Teilhaberschaft an der Chilworth und kleineren britischen Munitionsfirmen festgestellt. Ihre Höhe soll eine Million Dollar betragen haben, wohl eine summarische Schätzung, die dem Essener Betriebsüberschuss von jährlich dreissig Millionen aber durchaus entspricht.

Diese internationale Verfilzung der Produzenten von Panzerplatten, Kanonen und Pulver, die erst heute mühsam aufgedeckt werden kann, bleibt den Zeitgenossen natürlich unbekannt. Die Verschwörer gegen den Weltfrieden agieren in einem trüben Nebel, aus dem nur gelegentlich die

Kanäle sichtbar werden, durch die sie ihre Propagandisten im Vordergrund, die Rüstungshetzer der Flottenvereine speisen, die nun hüben und drüben darangehen, für ihre heimlich koalitierten Auftraggeber das «Geschäft zu verbessern».

Auf deutscher Seite ist der prominenteste Treiber dieser Jahre der General Keim, ein verbissener Imperialist, der nach Liquidierung der Ära Schweinburg der eigentliche Kopf des «Deutschen Flottenvereins» wurde. Damals bot er sich der durch die schmutzigen Vereinsaffären arg kompromittierten Essener Firma in einem Brief als Helfer an, den später der Abgeordnete Bernstein veröffentlichte. Im Flottenverein leistet Keim seinem Auftraggeber Krupp unschätzbare Dienste. Er ist es, der die Flottengesetze der Jahre 1905 bis 1908 propagandistisch «macht» und auch den «Hottentottenwahlen» Bülow zum Siege verhilft, mit denen der deutsche Imperialismus seinen parlamentarischen Rückhalt verstärkt. Ihm kommt dabei die Meute der Krupp-Presse zu Hilfe, die die Öffentlichkeit durch Nachrichten über die Rückständigkeit der deutschen Flotte (Rheinisch-Westfälische Zeitung: «Weg mit dem alten Gerümpel!») in eine wahre Panikstimmung treibt. Schliesslich wendet sich Keim, übrigens gemeinsam mit dem jungen sächsischen Syndikus Stresemann, gegen den «schlappen Tirpitz», der bei einem irrsinnigen Vorschlag auf Rüstungserhöhung «nicht mit beiden Händen zugegriffen» habe. Die Hetze des Kruppagenten wird schliesslich sogar der wilhelminischen Regierung zuviel, die seinen Sturz erzwingt und ihn durch den Admiral Köster ersetzt.

Während das Reich in einen Flottenparoxysmus getrieben wird, bleibt der englische Sektor des internationalen Rüstungskartells nicht untätig. Die Haltung des demokratischen Kabinetts Campbell-Bannerman ruft die «British Navy League» auf den Plan. Der von den englischen Panzerfabrikanten ausgehaltene Verein entfacht einen Proteststurm gegen die «unpatriotischen» Abrüstungspläne, die er mit dem Hinweis auf Deutschland «gefährlich» nennt.

Bei solch trefflichem Hand-in-Hand-Arbeiten muss das Rüstungsgeschäft florieren. Den Bau des britischen Riesenschiffs Dreadnought, der ersten modernen schwimmenden Festung, beantwortet Berlin durch neue Flottengesetze, die das bisherige Fünfmilliarden-Programm 1906 um

achthundert Millionen und 1908 um eine weitere Milliarde erhöhen, was praktisch den Neubau von vier grossen Schiffen jährlich bedeutet. Der durch die keimsche Propaganda mürbe gemachte Reichstag schluckt diese Forderungen ohne Widerstand und nimmt ebenso resigniert die Tatsache hin, dass sich die Kosten für das einzelne Schiff nahezu verdoppelt haben. Die einstimmigen Beschlüsse gegen kruppschen Wucher gehören einer fernen Zeit parlamentarischen Trotzes an, der im Feuer der imperialistischen Hetze dahingeschmolzen ist.

Und doch finden gewisse Massnahmen der Kruppdirektion gerade jetzt aufmerksame Beobachter – in England. Man hat dort nicht vergessen, wie vor einem Jahrzehnt der Ankauf der Germaniawerft durch Krupp das erste Symptom für den Beginn der deutschen Flottenära war. Auch jetzt ist es nicht schwer, Essens Bestreben zu erkennen, sich technisch auf eine Forcierung des Flottenbaus umzustellen, die weit über die bekanntgemachten Daten hinausgeht. Zu diesem Zweck erfolgt die Aufnahme einer Anleihe, die Essen erhält, «ohne dass vom Schuldner Sicherheit gegeben und vom Gläubiger verlangt worden wäre», wie die Presse bemerkt. Lord Londsdale erklärt später im Unterhaus, Krupp habe dabei Regierungshilfe gehabt, was wohl mehr als ein Hinweis auf den gerade jetzt erfolgenden Kauf kruppscher Obligationen durch den Kaiser sein soll. Mit Hilfe der fünfzig Millionen geht Essen daran, seine Panzerwerkstätten und die kieler Werftanlagen zu erweitern und technisch neu zu organisieren. Das Ziel, das die Regierung gestellt hat, wird erreicht: die Bauzeit der Linienschiffe ist um neun Monate verkürzt worden.

Das alles ruft bei der londoner Regierung und Admiralität vorläufig nur misstrauische Besorgnis hervor. Es muss erst Öl ins schwelende Feuer gegossen werden, um es zu einem wirklichen Brande anzufachen. Dieser edlen Aufgabe unterziehen sich nun die Freunde und Geschäftspartner Krupps, die Armstrong, Cammel, Beardmore und Brown.

Ihr Sprecher ist Mr. Mulliner, Generaldirektor eines von ihnen gemeinsam betriebenen Unternehmens, der Coventry Ordnance Company. Mulliner bombardiert die Abgeordneten und Lords, Generäle und Admiräle mit Mitteilungen, die vor denen anderer Rüstungshetzer einen sichtlichen Vor-

zug haben: sie sind von frappierender Konkretheit und verraten eine Sachkunde über Vorgänge bei Krupp, die auf besondere Quellen schliessen lässt.

«Wissen Sie», fragt Mulliner in einem Brief an die Admiralität, «dass Krupp augenblicklich ungeheure Ausgaben macht, um sehr grosse Schiffsgeschütze und Montierungsstücke schnell herstellen zu können? Wir haben letzthin sehr viel mit Deutschland zu tun gehabt und finden, dass Krupp alle grossen Maschinenwerkzeugfabrikanten auf die nächsten ein bis zwei Jahre voll mit Aufträgen versehen hat. Diese Betriebserweiterungen werden es ihm möglich machen, eine Produktivität zu erzielen, die über die gesamte Produktionsfähigkeit Grossbritanniens hinausgeht.»

Das bleibt nicht ohne Wirkung und die Regierung Asquith lädt Mulliner schliesslich ein, einer eigens zu diesem Zweck einberufenen Kabinettssitzung zu berichten. Wieder weiss der Beauftragte der englischen Freunde Krupps Sensationelles zu erzählen. Tirpitz lasse, berichtet er, das Flottengesetz heimlich umgehen und zwei Kriegsschiffe bauen, die in den angekündigten Ziffern nicht vorgesehen sind. Auf zwei Werften, darunter der kruppschen, habe die Kiellegung schon begonnen. Zusammen mit anderen Werften besitze Deutschland jetzt die Möglichkeit, vierzehn Schlachtschiffe gleichzeitig zu bauen und damit Englands Vorherrschaft zur See zu brechen.

Die Enthüllungen Mulliners rufen beim Unterhaus und in der Öffentlichkeit zunächst Verblüffung hervor, die sich zu ernstem Entsetzen steigert. Das ganze Land steht im Zeichen einer wirklichen Kriegspanik. Die Regierung wird sofort ermächtigt, eine ganze Serie neuer Dreadnoughts zu bauen, die natürlich an Cammel, Armstrong und John Brown, die Inspiratoren der ganzen Affaire, vergeben werden.

Von kritischen Publizisten Englands ist oft und leidenschaftlich dargelegt worden, dass es sich bei den Mitteilungen Mulliners um lügenhafte Vergröberungen handle. Das trifft zweifellos zu, obwohl die veröffentlichten deutschen Vorkriegsakten das amtliche Eingeständnis der Etatverletzung durch Tirpitz gebracht haben. Auch die Tatsache der Umstellung des Kruppbetriebes auf die Notwendigkeiten eines verschärften Flotten tempos ist seit der offiziellen Jubiläumsschrift nicht mehr zu bestreiten. Wie aber war Mulliner zu ihrer Kenntnis gelangt? Britische Publikationen

über die Panik werfen die Frage auf, ob es durch Spione oder durch Krupp geschehen sei, worauf der merkwürdige Satz Mulliners, er habe «letztin sehr viel mit Deutschland zu tun gehabt», hinzudeuten scheint. Die Verbindung zwischen dem, der die heimlichen Schiffsbauten in Angriff nahm, und denen, die sie enthüllten, war allerdings sehr enge: man sass in internationalen Gesellschaften beisammen, tauschte Methoden aus, verteilte Märkte, setzte Quoten fest und gab einander manchen Fingerzeig. Wo da das Geschäft endete und die Rücksicht auf vaterländische Geheimnisse begann, wird sich wohl nie feststellen lassen.

Nur im Endergebnis tritt diese Grenzlinie mit tragischer Deutlichkeit zutage: während die Krupp, Armstrong, Dillingen, Cammel, Köln-Rottweil und John Brown ihre erfolgreiche Zusammenarbeit fortsetzen, scheiden sich die politischen Wege Deutschlands und Englands endgültig. Mit dem Dreadnoughtkurs sind beide Länder auf ein Wettrüsten festgelegt, das alle Verständigungsschritte, die bis zum Februar 1914 andauern werden, in gespenstige Schattenhandlungen ohne reale Basis verwandelt. Sie mussten scheitern, weil die Schwerindustrie, nach dem Chok von 1908, die Rüstungsmillionen zur Ankurbelung der Stahlkonjunktur benötigte und sie sich, einander zynisch in die Hände arbeitend, erzwang.

6.

Die Anfänge der geheimen Einflussnahme Essens auf den Berliner Regierungsapparat liegen in jener Bekanntschaft des jungen Alfred Krupp mit dem Stallmeister Krausnick, die ihm über dessen Chef, den Fürsten Anton von Hohenzollern, den Weg zu dem Personenkreis um Bismarck und Wilhelm eröffnete, mit deren Aufstieg auch die grosse Zeit der Essener Fabrik begann. Seitdem sind nun sechs Jahrzehnte vergangen. Aus der einen Stallmeisterfreundschaft ist ein dichtes Netz intimer Bindungen geworden, die Berlin und Essen verknüpfen. Wie ein Oktopus seine Beute, hält Krupp den Staat umklammert, der nicht nur sein grösster Kunde ist, sondern ihm auch draussen in der Welt die Wege ebnet.

Es kann nicht mehr als ein kühner Versuch sein, Licht in das Dunkel dieser Beziehungen bringen zu wollen. Zu «Affairen», die vielleicht Hin-



DAS FERNGESCHÜTZ, DAS PARIS BESCHOSS
(Konstrukteur: Professor Rausenberger)

weise geben könnten, ist es nur in den Niederungen des Kruppgeschäfts gekommen. Für seine höheren Sphären bleibt man auf bloss personelle Indizien angewiesen. Dass nach der Erbin Bertha auch die zweite Tochter Barbara ihren Gatten, den Freiherrn Tilo v. Wilmowski, aus der hohen Staatsbürokratie wählt, beweist den Zweckcharakter der kruppschen Ehen; als Sohn des früheren Chefs der Reichskanzlei bringt Tilo wertvollste Verbindungen mit.

Essens Beziehungen zu den hohen Beamten und Militärs, die in seinen leitenden Gremien dominieren, beginnen natürlich nicht erst mit ihrem offiziellen Eintritt in die Firma. Der schon mehrfach genannte Vertrauensmann des Kaisers, Vizeadmiral v. Sack, sass als Referent für Lieferungen im Reichsmarineamt und zeigte sich im Budgetausschuss als enragierter Verteidiger der Grossindustrie. Nachdem er jahrelang Millionengeschäfte mit Krupp, der gontardschen Waffenfabrik und dem Pulvertrust abgeschlossen hatte, wechselte er in den Aufsichtsrat dieser drei Gesellschaften hinüber. Es blieb eine vage Ausflucht, wenn Tirpitz beschönigend erklärte, über Lieferungen habe er stets selber entschieden, durch v. Sack seien ihm «nur Ratschläge» erteilt worden. Auch Exminister v. Thielen und Admiral a. D. Barandon kamen aus Regierungsressorts, die in regen Geschäftsverbindungen mit Essen standen. Für sie alle gilt, was der langjährige Leiter des Berliner Kruppbüros, der ehemalige Artillerieoffizier v. Metzzen, als Zeuge vor Gericht so formulierte: «In der letzten Zeit meiner dienstlichen Tätigkeit kam ich bei der Übernahme von Lieferungen mit Krupp in Verbindung und trat zu ihm über.»

Der neue Wirkungskreis dieser Herren wird peinlich genau den Möglichkeiten angepasst, die ihnen ihre früheren amtlichen Beziehungen geben. Als kaufmännischer Direktor der Abteilung «Kriegsmaterial» sitzt in Essen jahrelang ein leibhaftiger General, Flerr v. Metzhausen, «eigentlich nur ein Akquisiteur», wie ihn der Kruppdirektor Eccius etwas wegwerfend charakterisiert. Und dieser Herr Eccius wiederum, der im Personalregister der Firma als simpler «Gerichtsassessor a. D.» erscheint, war Legationsrat beim Auswärtigen Amt, ist also wirklich der richtige Mann, in Essen die Abteilung «Ausländische Lieferungen» zu leiten. Als der Abgeordnete Liebnecht einmal vor Gericht dunkle kruppsche Auslandsgeschäfte be-

handeln will, «die unter Mitwirkung von Direktor Eccius vollzogen worden sind», schneidet ihm der Vorsitzende energisch das Wort ab. Auch der Nachfolger des Eccius ist wieder ein Mann aus dem Auswärtigen Amt, Dr. Wilhelm Mühlön, an dem die Firma allerdings wenig Freude erleben wird. Blicke noch Direktor Mouths zu erwähnen, der frühere Artilleriehauptmann mit besten Beziehungen zu hohen Kommandostellen, die für den Kanonenabsatz der Firma so wichtig sind.

Wie die Kruppagenten in Ministerialgehrock und Uniform Berlin «bearbeiten», das ist ein Geheimkapitel, von dem nur Episoden bekannt geworden sind. Aber sie genügen doch, ein Bild von den «andern als geschäftlichen Mitteln» zu geben, die Ehrhardt so diskret andeutete. Da ist der Direktor Max Dreger, Hauptmann z. D., den auch der Titel eines Dr. ing. h. c. schmückt. Früher Dezernent für Feuerwaffen im Kriegsministerium, sitzt er einige Jahre in Essen, bis die Firma erkennt, um wieviel wertvoller ein solcher Mann in der Nähe seiner früheren Kollegen sein muss. Er bekommt dann, nach seiner eigenen Erklärung, «von Herrn v. Bohlen den Auftrag, in Berlin meinen Wohnsitz zu nehmen und die Firma beim Verkehr mit mir bekannten Persönlichkeiten zu unterstützen». Es gibt um diese Zeit – 1912 – in Berlin bereits zwei Vertreter Krupps mit genau umgrenztem Tätigkeitsbereich: den Bürovorsteher Brandt für privaten Verkehr mit der kleinen Beamtschaft und Herrn v. Metzzen als repräsentativen Verhandler in den Ministerien. Was also soll Herr Dreger dort? Ihm ist die höchste Region zugewiesen, seine längst zu Generalswürden aufgestiegenen Kameraden, die ein wichtiges Wort in technischen und personellen Fragen sprechen. Im privaten Verkehr sind diese mächtigen Exzellenzen recht liebenswürdige alte Herren, die sich Bitten schwer versagen. Gelegentlich des späteren Brandtprozesses wird Dreger vorgeworfen, Brandt habe ihn zweimal aufgefordert, den jungen Leutnant Hoge durch Fürsprache bei der Artillerie-Prüfungs-Kommission unterzubringen, wodurch sich die Firma einen zuverlässigen Berichterstatter, also einen geschäftlichen Spion, sichern wollte. Die zweimalige Aufforderung gibt Dreger zu. Ihre Weitergabe an seinen Freund, den General Bücking, bestreitet er. Da Hoge kurz darauf, wie amtlich bestätigt, wirklich bei der

Artillerie-Prüfungs-Kommission eingestellt wird, kann es sich nur um einen geheimnisvollen Fall von – Gedankenübertragung handeln.

Sonst sind die Beziehungen Essens zu dieser wichtigen Kommission – die jede Bestellung vorbereitet und nach erfolgter Lieferung auch prüft – gar nicht so geheimnisvoll. Seit der Kanonenkönig den Rücktritt eines ihm feindlichen Chefs erzwang, stehen Krupp dort alle Türen offen. Der Major Wangemann, einer ihrer leitenden Offiziere, ist ein direkter Agent der Firma, die mit ihm ein regelrechtes Abkommen auf Nachrichtenübermittlung geschlossen hat. «Wir konnten von ihm Personalveränderungen früher als unser Berliner Büro erfahren», gesteht Direktor Eccius als Angeklagter. Auch nach seinem Rücktritt aus der Kommission bleibt Wangemann für die Firma so wertvoll, dass sie ihm ein monatliches Gehalt aussetzt, ist er doch ein eifriger Militärschriftsteller und Redakteur an artilleristischen Zeitschriften. Allerdings gibt ihm Eccius in einem Brief den Rat, bei der Bearbeitung der Presse sehr vorsichtig zu sein und nicht erkennen zu lassen, dass er im Dienste Krupps stehe, da ihn das kompromittiere.

Aber auch die freundschaftlichen Beziehungen Wangemanns zu den Offizieren der Artillerie-Prüfungs-Kommission möchte sich die Firma erhalten. Sie greift dabei zu einem recht originellen Mittel: Wangemann wird beauftragt, einen Klub seiner ehemaligen Kollegen zu gründen, um diese bequem aushorchen und beeinflussen zu können. Vor Gericht versucht Eccius, sich in diesem Punkt harmlos zu stellen:

«Ich habe nur von einem zwanglosen Beisammensein der Herren der Artillerie-Prüfungs-Kommission gehört, bei dem Wangemann die prävalierende Rolle spielte.»

Wangemann selbst sagt aus, dass die Zusammenkünfte regelmässig einmal im Monat stattfanden. Natürlich sei alles ganz harmlos. Zwar treten Jahr um Jahr die wichtigsten Beamten dieser Kontrollbehörde zu Krupp über oder sind ihm durch die Beschäftigung naher Verwandter verpflichtet – 1913 sogar der Chef, dessen Sohn in Essen angestellt ist –, doch der wangemannsche Klub firmiert weiter als Kränzchen harmloser Ehrenmänner.

Übrigens begnügt sich die Firma nicht mit blossen «Spitzenverbindungen». Selbst auf diesem delikaten Gebiet befließigt sie sich deutscher

Maximilian Brandt

Gründlichkeit und verteilt ihre Gaben nach oben wie nach unten. In Essen weilen dutzende, oft hunderte Militärpersonen, Offiziere und einfache Feuerwerker, die den Auftrag haben, Materialproben vorzunehmen und geheime Konstruktionen zu überwachen. Diese amtlichen Kontrolleure finden in Krupp einen wirklich generösen Gastgeber. Obwohl ihre dienstlichen Gehälter weitergehen, werden sie von der Firma in beschämender Weise freigehalten. Nach unwidersprochen gebliebenen Feststellungen erhalten sie völlig gratis: die Wohnung, das Mobiliar (wenn vorhanden, werden sie dafür «entschädigt»), die gesamten Kosten des Haushalts bis zum Dienstmädchen, ja sogar Blumenarrangements, Freifahrtkarten und Reiseandenken. Für acht kleinere Vertreter der Marineverwaltung kostet solcher Aufwand allein fünfzigtausend Mark. Da die Militärpersonen oft jahrelang in Essen bleiben, können die Folgen dieser permanenten Schnorrerei nur eindeutige Korrumpierung sein. Krupp verteidigt sich später, er habe die Gewährung «freier Wohnung und Verpflegung» mit Berlin vereinbart, worauf ein verlegenes Dementi durch Generalleutnant Wandel, den Bruder des gleichnamigen kruppschen Syndikus, erfolgt: «Von dieser Vereinbarung hat die Heeresverwaltung überhaupt keine Kenntnis erhalten.» Immerhin veranlasst die öffentliche Kritik die Firma, das System der Naturalleistung aufzugeben, aber nur, um es durch direkte Geldzuwendungen zu ersetzen. Jetzt gewährt sie eine raffiniert getarnte «Entschädigung», die bei einem Offizier etwa mit dreizehntausend Mark berechnet wird, wenn die tatsächlichen Kosten nur hundertsechzig Mark betragen. Es nützt nichts, dass die Heeresverwaltung unter dem Druck des Reichstags auch dieses Korruptionssystem öffentlich missbilligt. Krupp lässt sich sein gutes Herz für die militärischen Kontrolleure nicht verbieten und verbucht – honi soit qui mal y pense – die dabei verausgabten Summen auf das Konto «Wohlfahrt».

Bis dass es eines Tages doch zu einem Skandal kommt und sogar zu einem für deutsche Verhältnisse besonders dramatischen: zum Fall des Bürovorstehers Brandt, der «Kornwalzer»-Affaire.

Maximilian Brandt ist der Leiter der Berliner Kruppvertretung. Im Zentrum der Reichshauptstadt, Vossstrasse Nr. 19, verkündet ein Schild «Fried. Krupp-A.G., Kriegsmaterialien». Hier arbeiten frühere Artillerie-

offiziere, Kaufleute und Agenten in einer grossen Geschäftsabteilung und ein besonderes Pressebüro vermittelt den Verkehr mit der Berliner Journalistik. Der Chef der Vertretung ist Herr v. Metzen, dessen Berliner Aufenthalte aber nur kurz bemessen sind, weil er sich meist als Waffenverkäufer in Belgien aufhält, wo er, wie er sagt, «das besondere Vertrauen des belgischen Kriegsministers fand». In seiner Abwesenheit liegt die Leitung in den Händen Brandts.

Dieser ehemalige Depotverwalter der Artillerie-Prüfungs-Kommission ist einer der fähigen, arbeitbesessenen Männer, die von unten kommen. In Essen scheint er sich durch besonderes Geschick für diskrete Aufträge ausgezeichnet zu haben, denn er wird 1906 durch einen Beschluss des Direktatoriums nach Berlin gesandt. Zu welchem Zweck, das will eigenartigerweise niemand gewusst haben. Und keiner der ahnungslosen Direktoren denkt sich etwas dabei, dass das Gehalt des bisher kleinen Beamten nun von viertausend auf achttausend Mark steigt und 1912 sogar auf dreizehntausend erhöht wird.

Die Tätigkeit des zurückhaltenden, in soliden Verhältnissen lebenden Mannes, der zum offiziellen Vorsteher der Vertretung ernannt wird, wäre wohl nie ins Licht der Öffentlichkeit geraten, wenn nicht eines Tages ein Brief mit fingierter Unterschrift den als radikalen Antimilitaristen bekannten Abgeordneten Liebknecht erreicht hätte, dem siebzehn mysteriöse Zettel mit der Aufschrift «Kornwalzer» beilagen. Ein Blick genügte, um erkennen zu lassen, dass es sich um Spionageberichte aus Berliner Militärbüros handelte, die, wie der geheimnisvolle Briefschreiber mitteilte, von eben diesem Herrn Brandt verfasst und an die Essener Direktion gesandt worden seien. Liebknecht erstattet umgehend eine vertrauliche Anzeige beim Kriegsminister v. Heeringen.

Anscheinend ist es der Ruf des in ganz Europa bekannten Sozialisten, der den Minister veranlasst, der Sache eifriger nachzugehen, als es sonst geschehen wäre. Auch wird der Inhalt der «Kornwalzer»-Berichte sofort als militärisches Geheimnis erkannt. Heeringen veranlasst die Verhängung einer diskreten Briefzensur über die Kruppvertretung und hält schon nach wenigen Tagen aus deren Korrespondenz mit Essen weitere «Kornwalzer» in der Hand. Polizeiliche Beobachtungen stellen gleichzei-

tig fest, dass Brandt sich regelmässig mit Personen in Zivil trifft, die als Leutnants der Artillerie-Prüfungs-Kommission, der Feldzeugmeisterei und Beamte des Kriegsministeriums eruiert werden. Nun findet – ganz geheim – eine Konferenz zwischen Kriegsminister und Staatsanwaltschaft statt, die ein sofortiges Zugreifen, gleichzeitig in Berlin und Essen, beschliesst.

Am nächsten Tag werden in Berlin der Sekretär im Kriegsministerium, Pfeiffer, die Leutnants Hoge, Tilian, Hirst, Schleuder, die Feuerwerker Dröse und Schmidt, sowie Brandt selber verhaftet. Gleichzeitig beschlagnahmt der Landrichter Wetzel im Essener Hauptverwaltungsgebäude, sorgfältig gesammelt im Geheimschrank des früheren Offiziers v. Dewitz, siebenhundert Spionageberichte mit dem Signum «Kornwalzer». Auch Dewitz wird verhaftet.

Der bis zu diesem Moment beachtliche Elan des Kriegsministers bricht nun plötzlich ab. Obwohl die Geständnisse des durch die Verhaftung erschütterten Brandt genügend Ansatzpunkte zu einer restlosen Aufklärung des ganzen Berliner Spionage- und Korruptionsnetzes der Firma Krupp gegeben hätten, finden nach diesem 7. Februar neue wichtige Ermittlungen nicht mehr statt. Die mächtigen Freunde der bedrohten Firma sind in Aktion getreten und haben die Affaire energisch «abgedichtet». Herr v. Dewitz, die verhafteten Militärs und schliesslich sogar Brandt selber werden aus der Haft entlassen. Die Sache droht im Sande zu verlaufen.

Es bedarf eines energischen Eingreifens des Abgeordneten Liebknecht, um der Anklage gegen Essen neuen Auftrieb zu geben. In der Reichstags-sitzung vom 18. April 1913 macht er dem aufhorchenden Plenum eine erste Mitteilung über den Fall. Krupp sei der vollendeten Spionage überführt, deren Ziel gewesen sei, «Kenntnis von geheimen Schriftstücken zu erhalten, deren Inhalt die Firma interessierte, insbesondere über Konstruktionen, Ergebnisse von Versuchen, namentlich aber über Preise, die andere Werke fordern oder ihnen bewilligt sind».

Dem Kriegsminister bleibt nichts anderes übrig, als die Mitteilungen Liebknechts zu bestätigen und «solche Machenschaften auf das Schärfste abzulehnen», wobei er allerdings vorsichtig einschränkt, die Beteiligung

der Essener Direktion sei «noch in keiner Weise festgestellt». Und wohl in dunkler Ahnung, welche Feindschaft er sich mit dieser bescheidenen Aufwallung amtlicher Objektivität zugezogen hat, endet der unglückselige Heeringen mit – einem Hymnus auf die patriotischen Verdienste des Hauses Krupp.

Noch in gleicher Nacht trifft der Vorsitzende des Direktoriums, Geheimrat Hugenberg, in Berlin ein und holt zum Gegenschlag aus. Die Kreatur Brandt wird fallengelassen, um die hohen Chefs zu retten. Diesen Herren habe bei der Lektüre der brandtschen Spionagezettel natürlich kein Verdacht kommen können, denn «Geheimerichte sind unser täglich Brot». Und dann gibt Hugenberg das zynische Stichwort, nach dessen Rezept nun die Presse, das Gericht und auch die Regierung den Skandal in eine Anklage gegen den Ankläger umdeuten: «Es gibt keinen Fall Krupp, sondern nur einen Fall Liebknecht!»

Der erste, der sich öffentlich zu dieser Auffassung bekennt und wie schon einmal in kritischer Stunde seinen «Ehrenschild» über die Essener Firma hält, ist der Kaiser. Am 19. Juni, zwei Monate nach der Anklage im Reichstag, verleiht Wilhelm II. dem Chef des kompromittierten Hauses, Herrn Krupp v. Bohlen und Halbach, den Roten Adlerorden.

Nach dieser unzweideutigen Parteinahme der «allerhöchsten Person» ist die weitere gerichtliche Behandlung des Falles kaum mehr als eine Farce. Von den zehn Direktoren, die ursprünglich in die Voruntersuchung einbezogen sind (Hugenberg, Rötger, Haux, Rausenberger, Mouths, Dreger, Mühlton, Eccius, Marquardt und Dewitz), wird einer nach dem andern ausgeschieden, bis zum Schluss allein Eccius übrigbleibt. Bei Brandt, den Leutnants und den Feuerwerkern ist man weniger rücksichtsvoll und setzt sie sämtlich auf die Anklagebank, womit die Affaire auf einen Fall subalternen Missetäter reduziert ist.

Das übrige bleibt der Prozessregie vorbehalten. Bei den Verhandlungen – im August gegen die Militärs und im Oktober gegen Brandt und Eccius – wird die Öffentlichkeit in allen wichtigen Punkten ausgeschlossen und die Vorsitzenden sind bemüht, nicht auf gefährliche Nebenfragen abzuirren. Wenn der Zeuge Rausenberger erklärt: «Wir erfahren ja alles, was wir wollen» und Oberst Brandt das bestätigt: «Für Krupp gibt es keine militärischen Geheimnisse», gleitet der Vorsitzende diskret darüber

hinweg. Als v. Metzen deutlicher wird und feststellt, der Ausdruck «unterirdische Verbindungen» sei bei der Firma ziemlich geläufig, reizt das die Neugier des Staatsanwalts nicht. Ungeklärt bleibt auch die von den angeklagten Militärs immer wieder vorgebrachte Behauptung, dass Erlasse zirkuliert hätten, die eine Vorzugsbehandlung Krupps und seiner Agenten zur Pflicht machten. Umso breiter werden die «Gefälligkeiten» behandelt, die Brandt den militärischen Angeklagten erwies, wenn er ihnen im Wirtshaus die wertvollen Details über Konstruktionen, Preise, Versuche usw. entlockte. Dabei ist das Bestreben des Gerichts, den Fall zu bagatellisieren, unverkennbar. Dass es sich bei den Gastereien und Geldgeschenken nicht um hohe Summen handelte, war jedoch klug berechnet, grösserer Aufwand würde die untergeordneten Militärs nur verdächtig gemacht haben.

Von den siebenhundert beschlagnahmten Geheimberichten werden wenige, und auch diese noch zensuriert, in öffentlicher Verhandlung verlesen. Sie beziehen sich sämtlich auf Angebote und Konstruktionen der Firma Ehrhardt, weshalb wir später auf sie zurückkommen werden. Den auffallenden Namen «Kornwalzer» wollen die Zeugen als zufällige Wahl nach dem Telegramm-Code erklären, obwohl die sinngemässe Ableitung von dem gleichnamige^e landwirtschaftlichen Gerät viel näherliegt.

Mit der Vernehmung der Essener Direktoren beginnt ein Aufmarsch dreister Ableugnung. Dem Gericht liegt ein Originalbrief Marquardts an v. Metzen vor, in dem auf eine Anfrage des letzteren mitgeteilt wird, dass die «Kornwalzer» bei sämtlichen leitenden Herren umgehen. Zu allem Überfluss tragen die meisten Berichte ein handschriftliches Signum derer, denen sie vorgelegt wurden. Trotzdem erklären alle, dass sie nichts gelesen, und wenn, dann nichts dabei gedacht haben. Diese kapitale Ahnungslosigkeit zwingt selbst den Staatsanwalt zu folgendem ironischen Resümee:

«Brandt hat in sechseinhalb Jahren schätzungsweise eintausendfünfhundert Berichte nach Essen geschickt. Diese Berichte geben eine Übersicht über die gesamte Tätigkeit des Kriegsministeriums, der Artillerie-Prüfungs-Kommission und der Feldzeugmeisterei und sie geben der Firma Krupp eine vollkommene Übersicht über die Lage aller artilleristischen

Geschäftsbetriebe und über die Preise der Konkurrenz. Für dieses Material aber interessierte sich, wenn wir den Zeugen glauben sollen, in Essen niemand. Herr v. Dewitz liess es durch die verschiedenen Hände laufen, aber niemand las es. Diese hohen Herren hatten viel zu viel zu tun, um sich mit dem langweiligen Zeug abzugeben. Sie setzten ihren Namen darunter und wenn man Herrn v. Dewitz fragt, was er mit dem Material getan hat, so sagt er: ‚Ich liess es umgehen und legte es dann in einen Schrank‘.»

Besonders massiv leugnet der leitende Mann in Essen, Geheimrat Hugenberg. Von den Machenschaften Brandts will er nichts gewusst haben, obwohl Direktor Mühlton zu seiner Verteidigung erklärt hat, dass er dem Direktorium Bericht erstattete. Hugenbergs Aussage, bei den Sitzungen des Kruppdirektoriums fänden keine Protokollierungen statt, ruft tiefe Bewegung hervor. Die geheimen Verständigungsverhandlungen mit dem Belastungszeugen v. Metzzen seien durch «einen ausserhalb der Firma stehenden Juristen», Herrn v. Simson, geführt worden. Diese eidliche Aussage Hugenbergs verschweigt nur, dass der Geheime Justizrat August v. Simson der – Vorsitzende des kruppschen Aufsichtsrats ist.

Einzig der Zeuge Liebknecht versucht, von den Vergehen der kleinen Angestellten zum Hauptproblem, der Schuld der Firma, vorzustossen. Er bietet dem Gericht an, über weitere Beziehungen Krupps zum Kriegsministerium, über das Nachrichtenwesen der Firma und dessen Tätigkeit, über die Bestechung ausländischer Zeitungen und dunkle Geschäfte des angeklagten Direktors Eccius zu berichten. Der Vorsitzende lehnt das brüsk ab: «Das gehört nicht zu diesem Verfahren.»

Der Verhandlung entspricht das Urteil durch grössere Strenge gegen die Kleinen: die Leutnants und Feuerwerker erhalten Gefängnisstrafen bis zu sechs Monaten, Brandt vier Monate. Direktor Eccius, der Empfänger eines Jahresgehältes von vielleicht hunderttausend Mark, kommt mit – zwölfhundert Mark Geldstrafe davon. Beide Seiten verzichten auf eine Berufung.

Ausserhalb des Gerichtssaales sieht die Liquidation des Falles Brandt so aus:

Der Kriegsminister v. Heeringen, dem die Rechte seinen «Pakt mit Liebknecht» nicht verzeiht, muss gehen.

Der Staatsanwalt leistet dem kruppfreundlichen Lokalanzeiger, der ihm zugerufen hat: «Denken Sie an Ihre Karriere!», in einem demütigen Ca-nossagang Abbitte.

Der Belastungszeuge v. Metzen und sein Essener Verteidiger Dr. Bell, übrigens später einer der Unterzeichner des Versailler Friedensvertrages, werden durch Drohungen mit «Ehrengerichtsverfahren» zum Verstummen gebracht.

Der Abgeordnete Liebknecht, den seine Partei in die vom Reichstag beschlossene Kommission zur Untersuchung der Rüstungslieferungen entsandt hat, wird von der Regierung demonstrativ abgelehnt. Ein Kruppdirektor fordert ihn zum Duell und nationale Blätter drohen ihm mit blutiger Vergeltung.

Zum Nachfolger Brandts wird – der Major a. D. Steinmetz ernannt.

Wie hatte doch Herr Hugenberg verkündet? «Es gibt keinen Fall Krupp, sondern nur einen Fall Liebknecht.»

7.

Im Licht eines grellen Scheinwerfers hat die Firma die Jahre 1912/13 verbracht. Eine Jubiläumsfeier, zu der Publikationen im Umfange von einigen Tausend Seiten erschienen, Kaiserreden, Skandale und Skandalprozesse, wochenlange Reichstagsdebatten, Sturzbäche von Pressepolemiken, all das ist über Essen niedergegangen. Endlich scheint es gelungen, den Rüstungstreiber unter öffentliche Kontrolle zu bringen. Der Schein trügt: die wichtigste Entscheidung ist trotzdem im Dunkeln geblieben.

Sie geht um das Krupppmonopol. Die Lieferungsverträge, die Berlin mit Essen schloss und die 1902 und 1907 um jedesmal fünf Jahre verlängert wurden, stehn vor dem Ablauf. Erinnern wir uns, dass sie für die Firma eine jährlich garantierte Gewinnquote bedeuten, die schon vor zehn Jahren allein für Panzer auf sechs Millionen geschätzt wurde. Je näher der Zeitpunkt einer nochmaligen Verlängerung der Verträge rückt, desto intensiver werden die Bemühungen der Konkurrenz, ins Geschäft einzusteigen. Worum es geht, erzählt ein geheimer Briefwechsel, den Hallgarten im Archiv des Marineministeriums aufstöberte:

Zieses Klage

*«Der Staatssekretär des Reichsmarineamts, Admiral
Alfred von Tirpitz, an den Geh. Kommerzienrat
Ziese, Besitzer der Schichau-Werft.*

M – 2602 Konzept Cuxhaven, den 16. Juni 1908.

Ganz geheim!

Dampfer Derfflinger.

Euer Hochwohlgeboren teile ich ganz ergebenst mit, dass unter den auf der parlamentarischen Studienreise befindlichen Abgeordneten Gerüchte umlaufen über Äusserungen betr. die Preise der Linienschiffe, die Euer Hochwohlgeboren gelegentlich der Besichtigung der Schichauwerft in Danzig getan haben sollen.

Da mit Sicherheit vorauszusetzen ist, dass diese Gerüchte bei den Verhandlungen der Budgetkommission zur Sprache kommen werden, so bitte ich Euer Hochwohlgeboren ergebenst, mir baldmöglichst mitzuteilen, was Euer Hochwohlgeboren den Abgeordneten gesagt haben, damit ich in der Budgetkommission dazu Stellung nehmen kann.

von Tirpitz.»

Worauf Herr Ziese am 19. Juni «sehr ergebenst» eine Antwort erteilt, durch deren Zeilen schlecht verhaltene Ironie klingt. Er habe den Abgeordneten allerdings erklärt, dass «wir in Deutschland eigentlich nur eine Firma hätten, die Panzerplatten fabriziere, und dies wäre Krupp und ausserdem noch das mit im Kartell befindliche Werk Dillingen. Diese hätten gewissermassen das Monopol erhalten. Ich würde ja selbst gern Panzerplatten schon längst hergestellt haben, doch würde ich hier auf grossen Widerstand stossen. Ebenso wäre es mit den Geschützen. In England hätte man 5 bis 6 Firmen, die Geschütze bauen, und auch 4 bis 5 Firmen, die Panzerplatten herstellten, dagegen schein man in Deutschland an den alt-hergebrachten Verhältnissen nicht gern rütteln zu wollen. Dann frugen mich dieselben Herren, weshalb in England die Panzerschiffe vielfach billiger wären. Ich erwiderte ihnen hierauf, dass dies auch hauptsächlich mit an den Kanonen und Panzerplatten läge ..»

Doch die Affaire Ziese war nur eine Episode. Der Frontalangriff gegen das Kruppmonopol erfolgt von anderer Seite. Da ist zuerst der alte Rivale

aus Düsseldorf, das Rheinmetallwerk Ehrhardts, das jetzt um Beteiligung an den Lieferungen für schwere Artillerie kämpft. Und als Interessent für Panzerproduktion gilt August Thyssen, der Stahlkönig von der Ruhr, gleich gefährlich durch Brutalität seiner Expansionen wie erfolgreiche technische Ideen. Seit Jahren berennen Ehrhardt und Thyssen das Essener Monopol. Wird es ihnen diesmal gelingen, es zu brechen?

Wir schreiben 1913, nicht mehr 1901. Das ist keine bloße zeitliche Distanz. Der Imperialismus hat die ohnehin brüchige liberale Fassade des Kaiserreichs in diesen Jahren gründlich zersetzt. Das peinliche öffentliche Forum früherer Rüstungskämpfe ist jetzt abgedichtet, nämlich die alljährliche Beratung der Budgetkommission des Reichstags, in der die Regierung zu den einzelnen Posten der Etats für Heer und Marine unangenehme Auskünfte geben musste. Dass deren Verhandlungen ohne Protokolle geführt wurden, hat sich als ungenügende Sicherung erwiesen. Auf Grund «vieler Beschwerden der Fabriken», so verrät der Kriegsminister, hat die kaiserliche Regierung diese letzte Institution parlamentarischer Kontrolle unter eine Art Vorzensur gestellt: den linken Kritikern wird durch besondere Verpflichtung zur «Vertraulichkeit» der Mund gestopft. Jetzt verlaufen die Sitzungen so, wie es der Bericht vom 17. Februar 1911 erzählt:

«Die Militärverwaltung erklärte, dass sie nur dann die vom Reich bezahlten Preise (für Geschosse, Geschützrohre, Hülsen usw.) bekanntgeben werde, wenn die Angaben vertraulich behandelt würden. Nationalliberale, Konservative und ein Teil des Zentrums beschlossen daraufhin, dass die Angaben der Regierung vertraulich zu behandeln seien. Es wurde aber sofort nach Mitteilung der Preise lebhaft bedauert, dass nunmehr die öffentliche Behandlung ausgeschlossen sei, denn für die Steuerzahler wäre es gewiss interessant zu erfahren, dass die Privatindustrie wesentlich teurer liefert, als das Reich in den eigenen Fabriken produziert.»

Recht amüsant, aber doch unscharf. Diesmal geht es nicht um den permanenten Lieferant en wucher, denn «die Privatindustrie», das sind hier die Privilegierten: Krupp, Dillingen, Löwe, Gontard, Köln-Rottweil und einige andere. Deutlicher ist der Antrag des im Aufsichtsrat von Thyssen sitzenden Abgeordneten Erzberger, Aufträge «auch an solche Firmen zu

vergeben, die billiger zu liefern bereit sind, als die bisherigen». Das zielt gegen das Kruppmonopol!

Für diese Entscheidung hat Essen seit Jahren seine Vorbereitungen getroffen. Die Methoden sind dabei von erstaunlicher Behutsamkeit. Spuren, die gewisse Machenschaften hinterlassen, versteht es hartnäckig auszulöschen. Dass der französische Publizist Jules Huret in der Schrift «En Allemagne» allerlei gefährliche Dinge und Zeugen gegen die Firma sprechen lässt, war nicht zu verhindern. Doch wie wunderbar: es erscheint eine deutsche Ausgabe des Buches, in der die für Krupp peinlichen Stellen entweder bis zur Unverständlichkeit gemildert oder einfach fortgelassen sind. Darunter solche, wie die folgende Äusserung des sonst wortkargen August Thyssen:

«Dieser arme Ehrhardt, der seit fünfzehn Jahren mit einer beispiellosen Energie darum kämpft, seine Fabrikate anzubringen! Man hat versucht, ihn zu ruinieren, hat alles getan, um ihn zu entmutigen und abzulenken. Beispielsweise hatte Ehrhardt auf der Düsseldorfer Ausstellung sehr schöne Sachen ausgestellt, geeignet, auch das stärkste Misstrauen zu überzeugen. Der Kaiser kam, blieb eine halbe Stunde im Pavillon von Krupp und setzte keinen Fuss in den von Ehrhardt. Ergebnis: die Kanonen müssen teurer bezahlt werden und man wird sie bald durch neue ersetzen müssen. Was soll Ehrhardt auch gross kämpfen? In Diensten Krupps stehen zwei Brüder von Ministern und der Bruder des Chefs der deutschen Flotte.»

Damit sind wir bei einem alten Thema, beim Kampf des Monopolisten gegen den Outsider, des grossen Kapitals gegen einen schwächeren aber technisch erfolgreichen Konkurrenten. Vor einem Menschenalter hiess der Gegner Gruson, jetzt heisst er Ehrhardt. Wie der erste Waffengang mit diesem ausging, haben wir berichtet: Ehrhardts Geschütze siegten und Krupp bekam die grösseren Aufträge. In der überlegenen Position des Satiurierten versteht Krupp es, den Geschädigten vor der Öffentlichkeit zum unfairen Geschäftsmann zu stempeln; geflissentlich wirft er ihm «widerrechtliche Benutzung» kruppscher Patente und «skrupellose Reklame» vor, überhaupt eine Geschäftspraxis, «die kein Mittel verschmäh, um ihre Zwecke zu verfolgen».

Erst im Brandtprozess verflüchtigt sich der Nebel kaufmännischer Ehr-

barkeit, hinter dem Essen die eigenen Treibereien zu verdecken sucht. Die angeklagten Militärs gestehen ein, dass das besondere Interesse des Kruppagenten den Konstruktionen und Preisen Ehrhardts galt. Vernichtend für Essens moralische Entrüstung über die Benutzung der haussnerschen Erfindung durch Ehrhardt ist das Geständnis des Leutnants Hoge.

Vorsitzender: «Sie haben in einem ‚Kornwalzer‘ dem Brandt über ein Versuchsgeschütz, das von der Rheinischen Metallwarenfabrik hergestellt worden ist, ganz detaillierte Angaben gemacht.»

Hoge: «Er wollte nur erfahren, wodurch sich dieses Geschütz von dem Krupps unterscheidet.»

Die Essener Neugierde beschränkt sich nicht «nur» auf ehrhardtsche Konstruktionen. Bei der Eigenart des rüstungsindustriellen Lieferbetriebes ist es auch wichtig, die Ziffern gegnerischer Schiessergebnisse und das Urteil der amtlichen Kontrollinstanzen zu kennen.

Anklagevertreter: «Die Frage, die dem in diesem ‚Kornwalzer‘ behandelten Schlussbericht der Artillerie-Prüfungs-Kommission zugrunde liegt, bezieht sich doch auf ein industrielles Duell Krupp-Ehrhardt. Das Duell stand, wenn ich richtig unterrichtet bin, für Krupp nicht besonders günstig.»

Sachverständiger, Hauptmann Ellertz: «In diesem Stadium nicht.»

Anklagevertreter: «Also hatte Krupp erhebliches Interesse daran, das abschliessende Urteil der Artillerie-Prüfungs-Kommission möglichst bald zu erfahren?»

Sachverständiger: «Ja.»

Essens Geschäftsspionage dringt in die vertraulichsten Vorgänge. Für eine Firma, die über mannigfache Kanäle zur Einwirkung auf leitende Instanzen verfügt, muss eine Mitteilung wie diese – aus einem der wenigen «Kornwalzer», die verlesen wurden – von grösstem Wert sein:

«K.M. (Kriegsministerium) hat die Lieferung (von Rohrbremsen) der Rheinischen Metallwarenfabrik übertragen wollen, um die Lizenzgebühren zu sparen. K.M. hat noch Bedenken, die Entscheidung zu treffen.»

Kein Wunder, dass Ehrhardt immer kurz vor dem Ziel irgendwelcher Verhandlungen in geheimnisvollen Widerständen hängenbleibt. Der Konkurrent verfolgt aus dem Hinterhalt seine Konstruktionen, Schiesserfolge und Lieferungsabreden, bereit, im entscheidenden Moment mit besseren Vorschlägen einzugreifen und den ahnungslosen Rivalen aus dem Sattel zu heben. Die reichsten Mittel und glänzendsten Verbindungen paaren sich hier mit den skrupellosesten Methoden, die man, nach alter kruppischer Praxis, vorsorglich dem Gegner unterstellt.

Die Einkreisung des Konkurrenten bleibt nicht auf Deutschland beschränkt. Leonid, ein russischer Publizist, der aus zaristischen Archiven mancherlei zum Thema «Die Politik des Rüstungskapitals» beisteuerte, teilt einen Geheimvertrag zwischen Essen und Le Creuzot mit:

«Der französische Konzern verpflichtete sich zur Unterstützung Krupps gegen seine innerdeutschen Konkurrenten: sollte die deutsche Firma Ehrhardt ein günstigeres Angebot als Krupp machen, so musste Creuzot Ehrhardt unterbieten und den Auftrag, selbst mit Verlust, an sich bringen.»

Da nützt es nichts, dass Ehrhardt, wie im Fall Konstantinopel, bis unter die Selbstkosten heruntergeht, die kapitalstarken Gegner haben den längeren Atem.

Der mitleidslose Kampf des Monopolisten erfährt eine wirkungsvolle Assistenz seitens der deutschen amtlichen Organe. Die leitenden Männer des Heeres und der Marine ignorieren beharrlich die Angebote der Düsseldorf-Firma. «Wo sollen wir Kanonen bestellen? In Deutschland haben wir niemand anders als Krupp», ruft Tirpitz dem Reichstag zu, obwohl er die Anstrengungen Ehrhardts kennt, sein Produktionsgebiet über die Feldartillerie hinaus zu erweitern. Derselbe Tirpitz bestellt in Düsseldorf ein (!) Marinegeschütz, um nach der verständlichen Nichtlieferung höhnisch zu verkünden: «Wir warten heute noch darauf.» Das Reich ist gleich Krupp, damit hatten sich die kleinen Leutnants beruhigt, die in die Korruptionsfänge Brandts geraten waren. Minister und Staatssekretäre handeln nach derselben Formel. Rücksicht auf die Freundschaft des Kaisers mit der Millionärsfamilie, personelle Verfilzung von Staat und Lieferant, aber auch bürokratische Trägheit, die den bequemen Monopolzustand den

Plackereien der Submission vorzieht, halten sich dabei die Wage. In der grossen Debatte über die Verdrängung Ehrhardts aus dem Türkengeschäft gibt schliesslich Staatssekretär Richthofen vom Auswärtigen Amt dem Düsseldorfer Beschwerdeführer den Rat, sich doch mit Krupp zu einigen...

Ein ahnungsvoller Vorschlag! Wohl durch das Schicksal Grusons angeregt, wollten die Gerüchte über eine Essener Einflussnahme auf das Rheinmetallwerk nie ganz verstummen. Ehrhardt scheint sie nicht ernst genommen zu haben und von Seiten Essens werden sie verschiedentlich dementiert. Solange im Reichstag eine monopolfeindliche Mehrheit droht, zieht die Kruppdirektion die Methode chronischer Drosselung einem Eklat vor. Sie hat allen Anlass, mit den Wirkungen zufrieden zu sein. Ihre Prozesse treiben Ehrhardt in Finanzschwierigkeiten, die ihn am notwendigen Ausbau des Werkes hindern. Auch ist ihr Druck auf den Kanonenmarkt so übermächtig, dass er Düsseldorfs Kreditfähigkeit fühlbar schmälert. Am Vorabend der neuen Rüstungsvermehrung von 1913 steckt Ehrhardt in grössten Geldnöten: um einer Sanierungsanleihe eine tragfähige Basis zu geben, muss er versuchen, sein Produktionsprogramm auch auf grosskalibrige Kanonen auszudehnen. Der tödliche Druck Krupps zwingt ihn, einen Verzweigungsstoss gegen dessen Monopol für schwere Artillerie zu wagen.

In diesem Moment zieht Essen die Schlinge zu. Der am 20. August 1913 tagenden Generalversammlung der Rheinmetall-A.G. liegt ein Sanierungsprogramm vor, das bei den günstigen Perspektiven der europäischen Aufrüstung alle Aussicht auf Erfolg hat. Doch die Abstimmung bringt eine gewaltige Überraschung: eine qualifizierte Minderheit, die dreieinhalb Millionen Aktien vertritt, stimmt alle Sanierungsvorschläge nieder. Als Inhaber dieses Aktienpakets figurieren unbekannte Personen, ein Rentier, ein Makler und ein Rechtsanwalt, deren Charakter als Strohänner niemand bezweifelt. Auf die Anfrage der «Frankfurter Zeitung», ob Essen hinter ihnen stehe, erfolgt eine deutliche Antwort, nämlich keine.

Krupp sitzt in der gegnerischen Festung. Noch hat er nicht die Mehrheit der Aktien in der Hand, aber genug, jeden geschäftlichen Plan des Konkurrenten durchkreuzen zu können. Der kurze Traum einer Brechung des Essener Monopols für schwere Artillerie ist ausgeträumt, jetzt hat Berlin wirklich nur noch einen Lieferanten.

Bleibt August Thyssen. Der ist härter, weitblickender, genialer als der

oft improvisierende Ehrhardt. Er hat in einem Menschenalter aus Hochöfen, Walzwerken, Kohlenfeldern und Eisenhandelsgesellschaften einen gigantischen Vertikaltrust geschaffen, der als Muster modernster Rationalisierung gilt. Seit seinem kühnen Griff nach nordfranzösischen Erzlagern ist der kleine gedrungene Mann aus Mülheim eine fast mythische Figur geworden. Einem solchen Gegner darf Essen keinen Fingerbreit Boden zum Anspruch geben.

Trotz eifriger Reklame seines parlamentarischen Agenten Erzberger kommt Thyssen denn auch nicht von der Stelle. Die Widerstände der ministeriellen Bürokratie sind erstaunlich zäh und lassen die Verhandlungen um Einschaltung ins Panzergeschäft bereits an den Präliminarien scheitern. Da nützt es nichts, dass Erzberger von der Reichstagstribüne verkündet, man bezahle Kanonen und Panzerplatten bei Krupp um vierzig Prozent teurer, als sie die Konkurrenz liefern würde; die Zeiten altpreussischer Sparsamkeit sind eben vorüber. Auch ohne den exakten Nachweis, der uns beim Intriguenspiel von 1902 gelang, ist Essens Hand deutlich spürbar. Nach Mitteilungen Thyssens an Huret antwortet ihm die Regierung auf seine Frage, wie gross und welcher Art der Panzerbedarf sei: «Wenden Sie sich an Krupp.» Vorübergehend scheint es, als sei die parlamentarische Unterstützung, die der Mülheimer von Seiten der Katholikenpartei genießt, stark genug, Tirpitz zum Nachgeben zu zwingen. Er erklärt sich zu Bestellungen bereit, doch könne er sich auf längere Lieferungsverträge und auf die Akzeptierung der mülheimer Verfahren nicht festlegen. Da der Bau eines Panzerwerks etwa dreissig Millionen kostet, lehnt Thyssen den gefährlichen Sprung ins Ungewisse ab. Bedeutete das vage Versprechen des Staatssekretärs eine Falle? Dem kalten Rechner Thyssen war ein solcher Reinfeld natürlich nicht zuzutrauen. Aber er ist nun doch gewarnt worden und hat die Stärke der geheimen Einflüsse Krupps kennengelernt, vor dessen Monopol die kaiserliche Bürokratie eine Phalanx bildet. Resigniert zieht er sich aus den Panzerplänen zurück.

Der letzte ernsthafte Konkurrent ist abgehängt. Die für 1912 und 1913 fällige Verlängerung der diversen Lieferungsverträge mit Essen erfolgt nun prompt. Wie der katholische Graf v. Oppersdorf feststellt, sind ihre Laufzeiten länger und die Details wesentlich ungünstiger geworden – für das Reich natürlich.

8.

Blicken wir zurück. Auf unserm weiten Weg durch die Geschichte dieses Hauses haben wir die Beziehungen zwischen grosser Politik und grossem Geschäft in mannigfachen Formen kennengelernt: wir sahen, wie die Freundschaften des Hauses in Kanonenabsatz umgemünzt werden, sahen Bündnisse entstehen, wo die Agenten des Waffenhandels den Weg geebnet, und tödliche Feindschaften, wenn ihrer mehrere aufeinanderstiessen. Oft durchkreuzte der Stahl den politischen Kurs und nahm ganz regelwidrig seinen Weg ins feindliche Lager. Und selbst das geschah: dass Kanonen ganz einfach verkauft wurden an jemand, der sie bezahlte, also ein schamlos normaler Fall des reinen Geschäfts ohne politische Variante.

Wir müssen uns darauf gefasst machen, dass all das sich jetzt heillos zu verwirren beginnt. Denn die grosse Eruption, der wir uns nähern, ist nicht das simple Resultat «wachsender Gegensätze». Beides wächst: die Rivalitäten und die Verfilzungen, die Geschäfte gegeneinander und die, zu deren Durchführung man sich verbündet. Schwierig, beides immer auseinanderzuhalten.

Gewissermassen das Relief der ganzen letzten Vorkriegsperiode bildet jenes einzigartige Geschäft, das nach 1906 begann und im August 1914 noch nicht restlos durchgeführt ist: die Wiederbewaffnung des geschlagenen und zerrütteten Russland. Petersburg braucht einfach alles: eine ganze Flotte, Artillerieparks, Festungsanlagen, hunderttausende Gewehre, ja sogar Fabriken und Werften. 1'300 Millionen Rubel, etwa 650 Millionen Dollar wirft die Zarenregierung als ersten Brocken hin und lädt die internationale Rüstungsindustrie ein, ihn sich zu teilen. Krupp macht mit. Die Erwägung, dass jede an Russland gelieferte Kanone den im Osten gebrochenen Ring um Deutschland wieder schliesst, gehört nicht zu den Betrachtungen, die man im Essener Chefbüro anstellt. Soll man Schneider oder Vickers das Feld allein überlassen? Wenn sich der Kaiser selber um solche Aufträge bemüht, ist es geradezu Patriotenpflicht, mit Hochdruck zu verdienen. Endlose Züge mit Kanonen und Festungspanzern verlassen via Petersburg das Werk und die Germaniawerft arbeitet fieberhaft am Neubau der in Ostasien versunkenen baltischen Flotte. Man ist, wie es im

Handelskammerbericht heisst, «mit so reichlichen Aufträgen versehen, dass der Betrieb noch nie floter ging».

Solange die Orders wie von selber fliessen, herrscht unter den Interessenten am Russlandgeschäft eine Art Verdauungsfriede. Man baut diskrete Querverbindungen aus und bezieht Schlüsselpositionen gemeinsam. Das alles nicht im Sinne der groben Kartellabreden, wie wir sie in der Harveyesellschaft kennenlernten. Diesmal rückt man intimer aneinander, wobei schon jetzt davor gewarnt sei, die Form für den Inhalt zu nehmen: wenn die Gentlemen sich die Rechte drücken, tastet die Linke nach der Brieftasche des Visavis.

Der zweite Marokkokonflikt – wir halten 1911 – steht denn auch ganz im Zeichen internationaler Verfilzung der Kapitalscliquen. Krupp, der noch vor nicht langer Zeit den Kaiser zur Landung in Tanger veranlasste, hat die Proteststellung gegen Frankreichs Annexionsbestrebungen aufgegeben und ist ins Lager des Erbfeindes übergegangen. Dem ebenso patriotischen Schneider-Creuzot kommt die deutsche Hilfe recht gelegen, ist er doch in Nordafrika durch die «Société Française» bedroht, eine Gründung mächtiger Pariser Banken, die ihre Hand auf das wertvolle Hämatiterz legen möchten. Schnell wird eine Gegenründung ins Leben gerufen, die «Société d'Etudes de Quenza», deren Beteiligungsliste so aussieht:

Schneider-Creuzot
Krupp-Essen
Gelsenkirchner Bergwerks-A.G.
Guest Keen and Cie-London
Cammell and Cie-London
John Cockerill-Brüssel

Deutsches, französisches, englisches und belgisches Rüstungskapital vereint sich da zu edlem Tun. An der Spitze dieser internationalen Gesellschaft zwingt der Patriot aus Le Creuzot seinen französischen Konkurrenten in die Knie und zur Fusion.

Doch der Hauptstoss gegen die Marokkointeressenten, die sich um die «Union des Mines Marocaines» zusammenschliessen, kommt von jenseits des Rheines, wo die Firma Mannesmann, gestützt auf zweifelhafte Konzessionsverträge, die begehrten Erzschatze für sich allein reklamieren möchte. Auch dieser «deutsche» Interessent ist mit französischen Finan-

ziers liiert, die seinen Widerstand gegen die Vergewaltigung deutscher Marokkorechte schüren, an der doch eine gewisse Patriotenfirma aus Essen mitbeteiligt ist. Und um die Verwirrung vollständig zu machen, taucht zur selben Zeit in der Banque Union Parisienne, die dem krupp-schneiderschen Marokkosyndikat eng verbunden ist, ein Herr – Basil Zaharoff auf, Vertreter des Hauses Vickers, dem neue Erzlager begreiflicherweise nicht gleichgültig sind. So stellt in diesem deutsch-französischen Konflikt jede der beiden Seiten ein internationales Konglomerat von Rüstungsfirmen dar, die sich, wie es Jean Jaurès in der Kammer formuliert, «vereinigten, um sich das Erz zu verschaffen, aus dem die zur gegenseitigen Vernichtung bestimmten Geschosse hergestellt werden».

Also eine der grossen Affären der Rüstungsindustrie, was bedeutet, dass aller Zusammenarbeit zum Hohn auf das bewährte Mittel nationaler Verhetzung nicht verzichtet wird. Die Rüstungspresse, angeführt von der Essener «Rheinisch-Westfälischen Zeitung», benutzt den «Sprung» des deutschen Kanonenboots «Panther» in den marokkanischen Hafen Agadir zu einer Aufpeitschung der Kriegsstimmung, die hart an den Rand der Explosion führt; später gesteht Tirpitz, dass auf beiden Seiten «gewisse Sicherheitsmassnahmen» getroffen waren. Man kann nicht sagen, dass die Spekulation der Hetzer in Essen, Le Creuzot und Sheffield erfolglos bliebe: die deutsche Regierung z.B. bringt in der Panikstimmung nach Agadir eine zusätzliche Flotten- und Marineaufrüstung reibungslos durch. Was wiederum, sozusagen als Nebenprodukt der via Paris gemachten Marokkogewinne, dem Hause Krupp zugute kommt. Und eine dritte Folge der Affaire berichtet die Presse noch im Herbst desselben Jahres: «Die Firma Mannesmann ist mit Krupp in Verhandlungen getreten, um die gegenseitigen Interessensphären abzustecken. Das ist geschehen. Mannesmann hat sich verpflichtet, von Essen jährlich 145'000 Tonnen Rohstahl abzunehmen. Herr v. Bodenhausen, Mitglied des Direktoriums der Krupp-A.G., ist in den Aufsichtsrat der Mannesmannwerke eingetreten.» Ein fruchtbarer Boden, dieses Marokko!

Fragwürdiger werden die Berührungen zwischen Essen und Le Creuzot dort, wo die Nähe des Balkans besonders forschere Arbeit verlangt, in Österreich. Dessen bedeutendstes Waffenwerk, Skoda in Pilsen, schon

1859 gegründet, und mit einem Aktienkapital von neununddreissig Millionen zu den Grossen der Waffenbranche zählend, ist nach zeitweiligen Schwierigkeiten 1906 durch Wiener Banken, an der Spitze die Kreditanstalt, saniert worden. Seitdem bestehen finanzielle Einflüsse Krupps und über die Pariser Finanz solche Schneiders, wenn letztere auch – ein Gebot der nationalen Mimikry – nicht in Erscheinung treten. Die Beziehungen zu Essen nehmen dagegen allmählich Kartellcharakter an, wobei der Austausch wichtiger Patente vereinbart wird. Gelegentlich ist Skoda eine gute Kulisse, wie in China, wo Juanschikai der «österreichischen Entwicklungsgesellschaft» gegen eine Anleihe grosse Lieferungen vergibt, insgesamt für etwa siebzig Millionen, die zum Teil aus kruppschen Kanonenparks bestehen.

Mit dem Brandgeruch im benachbarten Wetterwinkel wächst der Essener Expansionsdruck, dem sich 1912 eine günstige Gelegenheit bietet, als die ungarische Regierung den Plan fasst, für den Rüstungsbedarf ihres Teiles der k. k. Armee ein separates Waffenwerk zu errichten. Früher informiert als seine Konkurrenz, auch die in Pilsen, lässt Krupp sich von den budapester Unterhändlern ein Prioritätsrecht für den Abschluss zusagen. Diesen noch recht vagen Anspruch auf kommende Geschäfte sichert er dann meisterhaft nach beiden Seiten ab. Er lädt Skoda zur Teilnahme ein, nicht ohne sich dafür eine Sondervergütung auszubedingen. Nun gilt es, einen Rückzug der Regierung abzuschneiden, zu welchem Zweck man mit der Patronenfabrik Manfred Weiss ein Trutzkartell schliesst; sollte Budapest eine staatliche Fabrik errichten, dürfen ihr keine Patente abgetreten werden. An der dann zustande kommenden Gründung in Raab ist Krupp mit nur zwei von dreizehn Millionen des Aktienkapitals beteiligt, aber einige Details der Verträge erregen peinliche Überraschung: Essen erhält eine Entschädigung von einer Million Kronen vorab und jährlich zweihunderttausend Kronen für die Überlassung seiner Patente und Methoden; besonders vereinbarte Lieferungen werden ihm – wie es bezeichnend im Vertragstext heisst – zu den von ihm «bekanntgegebenen» Preisen bezahlt.

Zweifellos ein fetter Brocken, den Krupp seinem Liierten in Pilsen und dessen heimlichem Verbündeten Schneider von der gemeinsamen Suppe weggefischt hat. Solche Freundlichkeiten verstimmen unter Ehrenmänn-

nern nicht, zumal die soeben ausbrechenden Balkankriege genug Gelegenheit geben, sich zu revanchieren. Krupps Position ist in dem blutigen Wirbel von 1912/13 zunächst keine günstige. In Griechenland hat ihn Schneider seit dem dramatischen Rüstungskampf von 1907 ausgeschaltet und die besonders erfolgreichen Bulgaren sind durch die privaten Geldbedürfnisse ihres Königs Ferdinand ebenfalls eng an Le Creuzot gebunden, so eng, dass bisweilen selbst die Sobranje dagegen rebelliert. Krupp aber ist Hauptlieferant der Macht, die Niederlage um Niederlage einstecken muss, der Türkei. Die Propagandazentrale in Le Creuzot sorgt dafür, dass in den Siegesberichten von Kirkillisse und Lühle-Burgas die unterlegenen Kruppgeschütze nicht unerwähnt bleiben. Die Lage ist wirklich heikel: zum erstenmal seit fast fünfzig Jahren sieht sich der Chef des Hauses genötigt, zur Verteidigung der Güte der Essener Produktion das Wort zu nehmen.

Ein gewisser Trost mag es für die geprüfte Firma sein, dass sie, wenn auch nur indirekt, an den Geschäften der glücklicheren Gegenseite mitbeteiligt ist. Schliesslich sitzt man bei Skoda, der sich an der Gottesgabe eines Krieges so nahe vor den Fabrikatoren gesund macht, und beherrscht um diese Zeit bereits Ehrhardt, dessen Millionenlieferungen ins Glacis Schneiders, nach Serbien gehen, was bei den Beziehungen des deutschen Gesandten in Belgrad, v. Reichenau, zu dem im Düsseldorfer Aufsichtsrat sitzenden General v. Reichenau nicht allzu verwunderlich ist. Endlich sei, wegen der Beteiligung Krupps beim Pulvertrust, auch des Geschäfts gedacht, das während des Balkankrieges den deutschen Pulverfabriken «unter der Hand» angeboten wird: über Paris den vereinigten Gegnern der Türkei grössere Mengen deutschen Pulvers zu liefern. «Selbstverständlich», erzählt die Berliner «Tägliche Rundschau» befriedigt, «wurde das französische Kaufangebot von den deutschen Firmen rundweg abgelehnt.» Woraufhin der Export dieser selben Firmen, ebenso selbstverständlich, von 38 Millionen (1911) auf 65 Millionen (1912) steigt.

Erst im zweiten Akt des Balkandramas, nach dem Eingreifen Rumäniens, stellt sich für Essen der rüstungsindustrielle Normalzustand wieder her. Man ist jetzt offen auf beiden Seiten interessiert, denn Bukarest zählt zu den treuen Kunden Krupps, dem es schon vor Jahren die Reorganisa-

Putiloff

tion seines Arsenal antrug. Da auch Skoda die Bulgaren und ihre Gegner beliefert, um den ganzen Balkankomplex aber gleichzeitig ein erbitterter Kampf Schneider contra Vickers-Zaharoff tobt, erreicht der Wirrwarr der Interessen wahrhaft babylonischen Charakter. Jetzt wird mit jedem Einzelfall die Frage der Totalität des europäischen Rüstungsmarktes gestellt und in diesem Punkt wachsen die geschäftlichen Raufereien unversehens in bössartige politische Affairen.

Deren bekannteste trägt den Namen «Putiloff» und beginnt mit dem historischen Telegramm des «Echo de Paris» vom 27. Januar 1914:

«St. Petersburg. Es zirkuliert hartnäckig das Gerücht, dass die Putiloffwerke in Petersburg soeben von Krupp aufgekauft werden. Sollte diese bedeutsame Nachricht begründet sein, wird sie nicht verfehlen, in Frankreich tiefste Erregung hervorzurufen.»

Was auch geschieht. Der Hinweis, dass Putiloff nach Schneiderschen Patenten fabriziere, also gewissermassen die Geheimnisse der französischen Waffenfabrikation besitzt, jagt allen guten Franzosen einen Schauer über den Rücken. Premierminister Doumergue telegraphiert seinem Petersburger Gesandten, sofort offizielle Erklärungen einzuholen.

Indes klopfen findige Pariser Reporter an der richtigen Stelle an, nämlich rue de Madrid 7, in den Zentralbüros der Schneider & Co. Wo sie allerdings die seltsame Entdeckung machen müssen, dass die von dem Schicksalschlag getroffene Firma bisher «keine Informationen» erhalten hat. Ein ganz Erfolgreicher dringt zu Monsieur Eugene persönlich vor und findet auch den Chef des Hauses merkwürdig schweigsam und verlegen. Er wisse nicht mehr, als er – in den Zeitungen gelesen habe.

Reporter: «Wenn die Firma Krupp wirklich diese Werke gekauft hat, werden die Deutschen dann nicht Zutritt zu unseren Produktionsgeheimnissen haben?»

M. Schneider (mit einer unbestimmten Geste der Machtlosigkeit): «Es steht sehr ernst.»

Nicht aufschlussreicher ist das turbulente Echo, das die Alarmmeldung in der Presse hervorruft. Paris schwankt zwischen Zornesausbrüchen gegen die treulosen Russen, die sich nun den Deutschen an den Hals werfen, und geheimnisvollen Andeutungen, dass die Engländer bei dem Streich mitbeteiligt seien. Die londoner «Times», die zunächst nur von einer

«Finte» der Russen gesprochen haben, deren Kokettieren mit Krupp die finanzielle Gebefreudigkeit Frankreichs erhöhen solle, werden dann doch etwas deutlicher: man müsse sich fragen, ob nicht Schneider selber an der Aufregung interessiert sei, die ihm Gelegenheit gebe, den ganzen Komplex der französisch-russischen Rüstungsbeziehungen aufzurollen. Dazwischen Erklärungen von Vickers und Putiloff, die all diese Vermutungen bestreiten. Und um die Lage endlich eindeutig zu machen, kommt auch aus Essen ein kategorisches Dementi: man habe mit der ganzen Angelegenheit nicht das geringste zu tun.

Was ist da geschehen? Wir können uns heute, ein Vierteljahrhundert später, vage Kombinationen sparen, da der äussere Verlauf der Vorgänge sozusagen dokumentarisch geklärt ist. Die einzelnen Etappen gehören in eine Geschichte Schneiders oder Zaharoffs, uns interessiert hier nur die Situation um die Jahreswende 1913/14 und die sieht so aus: Putiloff, Russlands grösstes Waffenwerk, dessen Arbeiterheer von fünfunddreissigtausend Mann ein permanenter Revolutionsherd ist, braucht Geld. Eine Kleinigkeit – sechzig Millionen. Das wäre aufzubringen, hat doch Schneiders Hausbank, die Union parisienne, bereits hundertzwanzig Millionen in das Werk hineingepumpt. Aber man ist unzufrieden in der rue de Madrid, und mit Recht. Bei den letzten Regierungsaufträgen Petersburgs rangierte man an letzter Stelle, hinter den Engländern und den Deutschen, was vielleicht zu verwinden wäre, wenn da nicht auch noch die Pläne dieses Sir Basil spukten, der bei der Nikolajew-Werft und in der Kanonenfabrik Zarizyn so hartnäckig nach Einfluss drängt. Also ein französisch-englischer Konflikt um den Russenmarkt? Seit Marokko wissen wir, wie sinnlos nationale Grenzziehungen im grossen Geschäft sind. Auch hier steht auf Seiten Zaharoff-Vickers ein französischer Verbündeter, die Société générale, die soeben eine grosse Russenanleihe vorbereitet, mit deren Erträgen die Petersburger Alliierte seine Gleislinsen zur deutschen Grenze verdoppeln soll. Schneider, der momentan im Balkankrieg finanziell stark angespannt ist, hat sich für Putiloff um einen Anteil an dieser Attacke auf den Sparstrumpf des kleinen Mannes bemüht, wurde aber abgewiesen.

Die Antwort des doppelt Brüskierten ist ein verwegenes Manöver: er lanciert in Petersburg die Sensationsnachricht über Putiloffs Eroberung

durch Krupp, die auf das Anleiheprojekt der Rivalen wie eine Bombe wirken muss. Gewiss, die behauptete Tatsache ist einfach zu dementieren, aber man weiss in der Société générale, wie abgründig das Thema ist. Der Teufel, der da an die Wand gemalt wurde, existiert wirklich und, wie wir sehen werden, durchaus nicht an der Wand. Will man eine weitere Beunruhigung der französischen Anleihezeichner verhindern, muss dem gefährlichen Ankläger Entgegenkommen gezeigt werden. So steuert denn jeder zu einer brüderlichen Verständigung nach besten Kräften bei: die Société générale etliche Zehnmillionen für Putiloffs Finanzierung, Zaharoff einen diskutablen Russenakkord, Petersburg grosse Aufträge nach Creuzot und Eugène Schneider – sein Schweigen.

Das Schweigen über Krupp!

Denn das Erschreckendste an der Petersburger Falschmeldung war, dass sie die Wahrheit sagte. Nur steht Krupp nicht bloss ante portas, sondern schon mitten drin in jenem grossen Waffenwerk mit seinen französischen Fabrikationsgeheimnissen. Spätestens seit der Reorganisation Putiloffs, die 1912 nominell von Schneider und der hamburgener Werft Blohm & Voss durchgeführt wurde, gibt es nachweisbar finanzielle Einflüsse der Deutschen Bank, der grossen Verbündeten Krupps bei seinen Geschäften am Bosphorus und in Ostasien. Dass ihre fruchtbare Zusammenarbeit sich auch auf den vorliegenden Fall erstreckt, beweisen die Mitteilungen Leonids, der in russischen Archiven Material über die Beteiligung Krupps an dem von Schneider und der hamburgener Werft gebildeten «Syndikat zur Eroberung Putiloffs» fand, wonach sich beide Firmen durch eine Konvention «verpflichteten, bei Einholung der damals ungeheuer anschwellenden Rüstungsaufträge einander zu verständigen und sich keine Konkurrenz zu machen». Noch enger werden die Verstrebungen, als Ende 1913 Putiloff neue Kredite braucht und Skoda, bei dem sich Essener und creuzotsche Interessen überschneiden, die Hergabe eines Viertels der benötigten sechzig Millionen zusagt. Über die weiteren Viertel verhandelt Schneider gerade mit Krupp und der Deutschen Bank, als es ihm gelingt, sich durch den Pistolenschuss im «Echo de Paris» die benötigte Summe andersrum zu beschaffen.

Essens Einfluss in der russischen Waffenzentralc tangiert das aber

nicht. Von den zweiundzwanzig Direktoren Putiloffs sind nach wie vor einundzwanzig Deutsche, von den Meistern und Monteuren mehr als die Hälfte. Als der Lärm der Affaire die Öffentlichkeit allzu argwöhnisch macht, fordert der russische Marineminister den führenden Direktor, Urbanowski, einen Deutschen, zur Erwerbung der russischen Staatsangehörigkeit auf, da «neuen Angriffen der Nationalisten wegen der deutschen Leitung der Putiloffwerke vorgebeugt werden muss». Nach einer geheimen Aussprache mit dem deutschen Botschafter de Pourtales, erklärt sich Urbanowski damit einverstanden. Sonst bleibt alles beim Alten. In den leitenden Stellen arbeiten die Vertreter Essens und Le Creuzots weiterhin vertrauensvoll zusammen. Denn es gibt nichts, was zu verheimlichen wäre. Nach den Bestellungen der russischen Armeeleitung fabriziert Putiloff seine Feldgeschütze auf Grund der schneiderschen Patente, die schweren Kanonen à la Krupp. Entsprechende Zeichnungen und Stahlrezepte gehen durch die Hände der Ingenieure und Facharbeiter, ohne dass ein nationaler Verteilungsschlüssel eingehalten würde. Der besondere Stolz der französischen Öffentlichkeit, das «Geheimnis» der schneiderschen 75-mm-Kanone, um das Paris einige Tage zitterte, macht dabei keine Ausnahme. Übrigens ist das Geschütz auch ohne Putiloff kein Geheimnis mehr. Durch jeden seiner Agenten in irgendeinem kleinen Staat konnte Essen sich in den Besitz eines Musterexemplars bringen. In Wirklichkeit wählte man wohl einen üblicheren Weg, den von Creuzot direkt. Tatsächlich ist in den Jahrzehnten vor dem Kriege keine Verbesserung für Waffentahl und keine neue Konstruktion an Geschützen, Geschossen oder Panzern erfunden worden, die nicht sofort von den grossen Fabriken – natürlich gegen entsprechende Lizenzgebühren – untereinander ausgetauscht worden wäre. André Tardieu, der es aus seinen Geschäften in Marokko und am Kongo wissen musste, deutet das im «Temps» recht diplomatisch an: «In unserer Epoche sind die Produktionsgeheimnisse einigermassen in Unordnung geraten.»

Nur von dieser Tatsache aus ist das heroische Schweigen zu verstehen, das die Attackierten im Fall Putiloff, Vickers und die Société générale, an den Tag legten. So war es schon beim Kampf Krupp gegen Ehrhardt: der Angegriffene hätte sich durch ein bisschen Indiskretion wirksam wehren und den Gegner vielleicht mattsetzen können, aber er schweigt. Das ge-

meinsame schlechte Gewissen der Herren ist stärker, als die häuslichen Streitigkeiten. Man fährt einander an die Kehle, aber es ist Apachenehre, nicht um Hilfe zu schreien.

Putiloff bleibt ein gedämpfter Fanfarenstoss. Sonst bieten Frühjahr und Sommer 1914 das Bild müder Entspannung. Hinter dieser äusserlichen Ruhe dräut aber ein unheilsschwangerer Konflikt. Auf dem Schauplatz, der seit den Tagen des Kanonenkönigs ein sorgsam gehütetes Reservat des Essener Hauses ist – in der Türkei, am Goldenen Horn – beginnen sich die grossen Interessenten wie ein Rudel Wölfe ineinander zu verbeissen.

Scheinbar geht es um eine «rein politische» Angelegenheit, um die Mission des deutschen Generals Liman v. Sanders, der an der Spitze einer Gruppe ausgewählter Offiziere in die Türkei entsandt worden ist, deren nach dem Balkandebakel zerrüttetes Heerwesen zu reorganisieren. Der Initiator der Sache ist Deutschlands Militärattaché an der Pforte, Major v. Stempel, ein Mann mit erstaunlicher Begabung für Rüstungsgeschäfte, der seine dienstliche Hauptaufgabe darin sieht, den Türken alte Kriegsschiffe und Restposten von Waffen aufzureden. Da wird es nicht überraschen, dass sich die militärische Reorganisation als geschickte Einfädelung eines Geschäfts von wahrhaft überwältigenden Dimensionen entpuppt: zu vergeben ist nicht weniger als die völlige Neuausstattung der türkischen Feldartillerie, der Bau von Docks und Marinearsenalen, Kanonenparks für die Befestigung der Meerengen und riesige Fortifikationsanlagen in der Linie von Tschaltaltscha.

Die deutsche Mission stösst bei England, Frankreich und Russland sofort auf massive Ablehnung. In Konstantinopel wird eine gemeinsame Demarche unternommen und mit Berlin wechselt man drohende Erklärungen. Bis in den Juli 1914 geht der Notenkampf, der als unmittelbarer Auftakt zum Weltkrieg angesehen werden muss. Anders als im Fall Marokko versteift sich diesmal die Haltung der Wilhelmstrasse mit zunehmenden Widerständen. Was ist es, das sie am Bosphorus so hartnäckig verteidigt?

Schon in seinem Bericht vom 28. Oktober 1913 hatte der deutsche Botschafter in Konstantinopel, v. Wangenheim, dem Auswärtigen Amt eine Darstellung gegeben, die den Kern der Sache aller Umhüllungen entkleidete.

«Von hiesigem Vertreter Krupps erfahre ich, dass türkische Regierung mit englischem Konsortium, welches Errichtung Docks in Ismid anstrebt, noch in dieser Woche Abkommen treffen will, wonach alle türkischen Schiffsbauten auf dreissig Jahre ausschliesslich an englische Industrie vergeben werden sollen. Daneben verlautet gerüchtweise, dass Frankreich seine finanzielle Hilfe davon abhängig macht, dass französischer Industrie drei Viertel aller Lieferungen für Armeebedarf zugesichert werden.»

Es empfehle sich, den Türken «unzweideutig zu erklären, dass wir etwaige Abmachungen, die auf Monopolisierung solcher Lieferungen zugunsten anderer Staaten hinauslaufen, nicht dulden können».

Da haben wir einen entzückenden Querschnitt durch das, was die europäische Diplomatie, hart am Rande des Weltkriegs, einen «politischen Konflikt» nennt. Sie sind wieder alle beieinander, oder besser gesagt gegeneinander: Krupp, Schneider und dann das «englische Konsortium», wohinter sich Basil Zaharoff verbirgt, auf dessen Visitkarte jetzt die vereinigten Armstrong & Vickers prangen. Das Duell der Grossen, der Giganten hat begonnen!

Sein erster Akt scheint einer Diebskomödie entnommen: einer der Beteiligten schleicht sich beladen vom Kampfplatz und lässt den Verbündeten im Stich. Während die Diplomaten der Entente noch gemeinsam gegen die militärischen und geschäftlichen Pläne der Türkei protestieren, hat der englische Interessent sich seinen Anteil an diesen Plänen gesichert: die Pforte tritt einer von ihm kontrollierten Gesellschaft auf Jahre das Monopol für Flottenlieferungen ab und überträgt ihr die Leitung der gesamten türkischen Werften und Arsenale. Es ist ein Meisterstreich Zaharoffs, der damit private Rechnungen begleicht, die zwischen ihm, Paris und Petersburg noch offen waren. Die Quittung wird nur ein Jahr später mit dem Blut der englischen Soldaten geschrieben, die von zaharoffschen Kanonen und Maschinengewehren auf Gallipoli niedergemäht werden.

Doch wir halten noch beim Streit um die Militärmission, der nach aussen um den Oberbefehl und andere Formalitäten geführt wird, während es schlicht und einfach um Kanonenlieferungen geht. Oder ist etwa doch das Interesse an der türkischen Machtstellung die primäre Seite, das dabei

abfallende Geschäft für heimische Rüstungsfirmen dagegen nur eine zufällige, wenn auch bezeichnende Nebensache? In diesem Punkt lassen die veröffentlichten diplomatischen Akten keinen Raum für Zweifel. «Falls Frankreich von den Lieferungen nicht ausgeschlossen wird», hat der französische Militärattache erklärt, «ist auch die deutsche Mission erträglich.» Worauf Berlin, durch den Mund der Türkei, mit einer schroffen Ablehnung antwortet, was doch wohl bedeuten soll: auch uns sind die kruppschen Aufträge wichtiger als die Mission. Das wird restlos klar, als es Frankreich im weiteren Verlauf gelingt, durch seine überragende Finanzkraft den Widerstand der Pforte zu erschüttern. Der türkische Finanzminister Dschawid Bay erhält in Paris eine Anleihe von fünfhundert Millionen zugesagt. Am 1. März 1914 warnt v. Wangenheim das Auswärtige Amt vor den Konsequenzen: «Vor allem droht der alten Stellung Krupps die Gefahr, dass ein erheblicher Teil der Lieferungen für die türkische Armee, das heisst, deren Gesamtbedarf an Feldartilleriematerial an Schneider-Creuzot verlorengeht.» In diesem Punkt zeigt Berlin eisernen Widerstand: Ende März ist es entschlossen, bei einer Benachteiligung Krupps die ganze Militärmission, um derentwillen man einen europäischen Konflikt riskiert hat, zurückzuberufen!

Der Bruch wird noch einmal vermieden, aber die Lage verschärft sich weiter. Als Differenzpunkt kommt nun auch die Bagdadbahn hinzu, das gigantische Unternehmen der Deutschen Bank, an dem Essen mit Schienenlieferungen hervorragend interessiert ist. Da Dschawid Bay, aufgeputscht durch Paris, die Sicherstellung von Pfändern für den Abschnitt Bagdad-Basra ablehnt, schiebt auch die Bank ihren Verzicht auf den Schlussteil Basra-Koweit hinaus, was wiederum von ungünstigen Rückwirkungen auf England ist. Der deutsche Unterhändler, so meldet v. Wangenheim am 18. Juli nach Berlin, «droht mit Einstellung der Bauarbeiten, Dschawid mit Vergebung der kruppschen Aufträge nach Frankreich». Was den Botschafter natürlich zu sofortigem Protest veranlasst: «Dem Grosswesier habe ich gesagt, es sei seine Pflicht, nunmehr einzugreifen, damit durch den Eigensinn Dschawids nicht höhere Staatsinteressen verletzt würden.»

«Höhere Staatsinteressen» im Juli 1914: Anleihepfänder und Kanonen aufträge!

Dass die Differenzen die Form einer deutsch-türkischen Auseinandersetzung annehmen, darf nicht über ihren Kern täuschen; es ist die Gegnerschaft Schneider-Krupp, die nach vorübergehender Entspannung hier wieder gefährlich virulent geworden ist. Und das in einer Situation, wo Russland den ganzen Komplex der deutschen Türkenpolitik mit tödlicher Gereiztheit verfolgt und auch England der Vollendung der Bahnbauten recht unbehaglich entgegenseht.

Als die Schüsse von Sarajewo fallen, sind die Verhandlungen in Konstantinopel so gut wie abgebrochen. Der Streit um die «kruppsche Kanonenkommission» mündet gradlinig in den Weltkrieg.

9.

Wie aber sieht es aus in der «Waffenschmiede des Reiches», nun, da die Stunde nahe ist, von der rückstrahlend der Weg eines halben Jahrhunderts seinen Sinn erhalten soll? Was verbirgt sich hinter dem Namen Krupp, dessen dumpfer Klang drohend an die Sprache seiner stählernen Geschützriesen mahnt?

Man ist Deutschlands grösster Konzern, breit ausholend auf allen Gebieten des Stahls und der Stahlverarbeitung, aber doch streng vertikal aufgebaut, eine organische Einheit von den tausend Eisenfeldern, Erzgruben und Kohlenzechen über die vier Hüttenwerke am Rhein bis zu den Fabriklandschaften in Essen, Annen, Magdeburg und der Werft in Kiel.

Man hat ein Produktionsprogramm, das alles umfasst, was der «blutige Handel» direkt oder indirekt benötigt: Geschütze, Geschosse, Zünder, Gewehrläufe, Panzer, Schutzschilde, Radbandagen, Schiffsteile, Maschinen, Walzen und Stahlblöcke.

Man ist ins Gigantenmass gewachsen, die Werkstatistik endet im Zahlenrausch, im Zahlenwirbel:

18 Walzwerke
 53 Martinöfen
 180 Dampfhämmer
 430 Dampfkessel
 550 Dampfmaschinen

1'000 Krane
7'200 Arbeitsmaschinen
81'000 Beschäftigte
2'500'000 Tonnen Kohlenverbrauch
3'530'000 Tonnen Erzverbrauch
63'000'000 Kubikmeter Wasserverbrauch

Man benötigt mehr Gas als die Stadt Essen, Elektrizität soviel wie ganz Berlin; die Gleisanlagen innerhalb des Werkes würden von Frankfurt nach München reichen, die Telefonlinien von Strassburg bis Königsberg.

Man unterhält vier eigene Artillerieplätze, umfangreicher als die moderner Grossmächte, und veranstaltet zur Prüfung der Kanonen und Gewehre eine Art Privatkrieg; zu den 62'400 Schüssen des letzten Jahres haben vier Eisenbahnzüge, jeder aus dreissig vollbeladenen Waggons bestehend, die fünfundzwanzigtausend Zentner Geschossmaterial herangeschleppt.

Man hat die grösste Kanone der Welt geschaffen, die 42-cm-Riesin, nach der Werksinhaberin geschmackvoll «dicke Bertha» genannt; ihr Geschoss verlässt das Rohr mit einer «Mündungskraft», die dem vereinigten Druck von fünf Schnellzügen entspricht, deren jeder mit zweihundertfünfzig Tonnen Gewicht in hundert Kilometer Geschwindigkeit dahinstrast.

Man hat dem Vaterland bis zum Ende des letzten Jahres vierundzwanzigtausend Geschütze verkauft, während derselben Zeit aber sechsundzwanzigtausend ins Ausland geliefert, an 52 Staaten, davon 23 in Europa, 18 in Amerika, 6 in Asien und 5 in Afrika.

Mit einem Satz: man ist die Herzkammer der deutschen Rüstungsproduktion, die der «grossen Stunde» erwartungsvoll entgegenschlägt.

Am Rande solcher Ereignisse genügt es für das Essener Haus weniger denn je, ein blosser Produzent und Verkäufer von Waffen zu sein. Wenn der Militäretat auf zweieinhalb Milliarden ansteigt, erwachsen dem Hauptnutzniesser dieses Segens weitergehende Aufgaben. Noch ist die deutsche Öffentlichkeit nicht in den Zustand militaristischer Hypnose versetzt, der ein Aufbegehren gegen die Exzesse des Rüstungswahnsinns ausschliesse. Diesem Ziel dient der neugegründete «Wehrverein», eine all-

deutsche Organisation, die mit propagandistischem Trommelfeuer für ein Riesenheer eintritt und den Gedanken des Angriffskrieges popularisiert. An seiner Spitze steht wieder der erprobte Agent Krupps, General Keim, dessen Beziehungen zu Essen ebenso eindeutig sind, wie die des verflochtenen Schweinburg vom «Flottenverein». Auch diesmal bemüht sich die Firma, ihre finanziellen Zuflüsse im Dunkeln zu halten; dass im Organ des Vereins, der Zeitschrift «Überall», ganze sechzehn Seiten einer einzigen Nummer durch Inserate Krupps und der Schichauwerft gefüllt sind, ist ein Regiefehler, der schnell abgestoppt wird.

Die Arbeit unten überlässt man Leuten à la Keim, den diskreteren Aufgaben unterziehen sich die Herren selber. Mit der Bildung des politischen Geheimfonds, dessen Anlage der Industriellenverband 1909 auf Betreiben seines Vorsitzenden, des damaligen kruppschen Generaldirektors Rötger, beschloss, hat die Einflussnahme auf den lange ignorierten Reichstag begonnen. Seitdem dringen nur vereinzelte Gerüchte über den Nibelungenhort der Stahlherren an die Öffentlichkeit, umso deutlicher ist aber die Wirkung seiner sehr beträchtlichen Geldmittel zu beobachten. In den Wahlkreisen unbotmässiger linksbürgerlicher Abgeordneter macht sich bald ein beachtlicher Druck aufgeputschter patriotischer Wähler bemerkbar, dem die erschrockenen Mandatäre meist mit fliegenden Fahnen nachgeben. Wohin man zielt, verrät eine zu den Wahlrechtskämpfen vor 1912 erlassene Proklamation, die von Stinnes, Kirdorf und Kruppdirektor Gillhausen unterzeichnet ist; sie fordert nicht weniger als die Abschaffung der geheimen Reichstagswahl, wodurch man die Sozialdemokratie auf ein Drittel ihres Besitzstandes reduzieren könne. Auch die Universitäten werden unter Druck genommen. Eine schein wissenschaftliche Vereinigung, in der Kruppdirektor Klüpfel die Führung hat, befasst sich mit der Finanzierung sogenannter «Tendenzprofessuren», durch die man den meist noch liberalen Fakultäten ausgesprochen nationalistische, für grossindustrielle Belange entflammte Kollegen aufzwingt. Professor Ehrenberg, der sich dafür mit kruppfreundlichen Publikationen revanchiert, kostet eine jährliche Subvention von dreissigtausend Mark; mehr als den doppelten Betrag erhält Professor Schütz-Köln für eine einzige flottenbegeisterte Broschüre.

Keine Kanonen ohne Redaktionen! Um die Berichterstattung der ge-

samten Presse über Rüstungsfragen beeinflussen zu können, nimmt die Firma, mit stillschweigender Zustimmung der Regierung, Einfluss auf das amtliche Wolff sehe Telegrafienbüro, das in kritischen Stunden zum Sprachrohr der Essener Direktion wird. Wegen der allzu sichtbaren Parallelität von Geschäft und politischer Propaganda hat man sich zwar aus den «Berliner Neuesten Nachrichten» zurückgezogen, doch die Führung bleibt, etwas unverfänglicher, über den Verein Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller gewahrt. Auch sitzt man bereits in einem bedeutenderen Blatt der Reichshauptstadt, im «Berliner Lokalanzeiger», dessen Herausgeber Scherl sich zu ruinieren beginnt und erste kruppsche Beihilfen erhält. Es ist derselbe Lokalanzeiger, der in den kritischen Stunden des 1. August 1914 die «verfrühte» Nachricht von der deutschen Mobilmachung veröffentlichen und damit unheilvoll in die Auslösung der Kriegslawine eingreifen wird. Weitere Beteiligungen, darunter auch ausserdeutsche, wie die an der «Etoile Beige» und der «International Review of all the Armies and Navies», seien nur am Rande vermerkt. Solche Aufzählung könnte den Eindruck erwecken, als erhebe sie Anspruch auf Vollständigkeit, was nicht im Entferntesten zutrifft. Essen streckt seine Fänge in hunderte, ja tausende Redaktionsstuben; wo die «Handsalben» für kleine Journalisten nicht genügen, sind nahrhafte Inseratenaufträge bei den Verlagen von unfehlbarer Wirkung.

Das Zentrum dieses Netzes ist das «Nachrichtenbüro» im Essener Hauptverwaltungsgebäude, von einem informierten Kritiker «Kalkulationsbüro für die öffentliche Meinung» genannt. Halb Korruptions-, halb Spionagezentrale, hat man hier den Ehrgeiz, die gesamte deutsche Presse nebst allen wichtigen Blättern der Welt auf ihre mehr oder minder deutlichen Notizen über Rüstungspläne, artilleristische Details, Erfindungen oder ähnliches zu verfolgen. Die damit gewonnenen Hinweise werden dann «auf besonderem Wege» ergänzt. Die Aufgabe ist also eine doppelte: man sammelt Nachrichten und sät neue aus, erkundet gegnerische Geheimnisse und tarnt eigene durch verwirrende Redseligkeit, die Nebensächliches aufbauscht, um vom Wichtigen abzulenken. So anonym und behutsam das geschieht, gelegentlich lüftet sich der Giftschwaden; im Frühjahr 1914 berichtet Liebknecht dem Reichstag: »1910 hatte das

kruppsche Nachrichtenbüro die neuesten, noch kaum ausgearbeiteten Schiffspläne der Österreicher an sich gebracht, ebenso hatte es einen Bestechungsskandal in Argentinien und eine unangenehme Sache in Schweden.» Von Brasilien, Chile, der Türkei, von China und – last not least – von seinen Glanzleistungen in Berlin wissen wir schon. Dass der Etat dieses vielseitigen Büros nach verlässlichen Schätzungen eine Million übersteigt, ist nicht überraschend. Im Rechenschaftsbericht der Krupp- A.G., der 1913 ganze achtzig Druckzeilen umfasst, wird man ihn allerdings vergeblich suchen.

Öffentlichkeit, Parlament, Wissenschaft, Presse – das alles genügt noch nicht. Man ist ein Konzern, in dessen Diensten am 1. Juli 1914 80'000 Arbeiter und Angestellte stehen, also bemüht man sich um direkte Stützpunkte auf dem gefährlich werdenden gewerkschaftlichen Kampffeld. Denn so ohnmächtig die sozialistische Linke politisch ist, im Kleinkrieg gegen die Essener Alltagspraxis leistet sie doch empfindliche Aufklärung. Eine propagandistisch aufgeputzte Werkstatistik, die Lohnerhöhungen von siebzehn Prozent in fünf Jahren behauptet, wird mit dem Hinweis auf die gleichzeitige Lebensverteuerung um beinahe dreissig Prozent widerlegt. Dass auf hundert kruppsche Arbeiter siebenundsechzig Erkrankungen kommen, ist eine ungewöhnlich hohe Ziffer, die ebenso wie die fünftausend Betriebsunfälle jährlich gewisse Rückschlüsse auf die Essener Arbeitsverhältnisse zulässt. Es wird auch nachgewiesen, dass sich an der patriarchalischen Tyrannei seit den Tagen des Kanonenkönigs wenig geändert hat: während in Tausenden deutscher Betriebe schon Tarifverträge bestehen, lehnt die Essener Direktion selbst Verhandlungen über diese Frage ab und lässt entsprechende Eingaben unbeantwortet. Umso eifriger bemüht sie sich, solche Kritik zum Schweigen zu bringen. Es ist ein Symptom seltsamer Blindheit, dass sie dabei glaubt, das Drängen ihres Arbeiterheeres nach sozialer Mündigkeit durch einen plumpen Trick ableiten zu können.

Der Trick heisst «Werkverein», welcher Name eine Scheingewerkschaft bezeichnet, die von Agenten der Firma gegründet wurde und mit Hilfe dauernder Subventionen künstlich am Leben gehalten wird. Sie predigt den Gedanken der Interessen-Harmonie zwischen Arbeiter und

Werkbesitzer. Ihre aus taktischen Gründen behauptete Unabhängigkeit ist nur Schein, tatsächlich geschieht in ihr, wie die Zeitung «Nationaldemokrat» feststellt, «nichts, was nicht der Direktionsbeamte Halbbach gutheisst und Halbbach holt sich seine Instruktionen von Direktor Vielhaber». Um diese «gelbe» Bewegung im ganzen Reich auszubauen, finanziert Essen ein zentrales Berliner Büro, wo an leitende Propagandisten Gehälter bis zu sechstausend Mark gezahlt werden. Eine konkurrierende Gruppe werks-gemeinschaftlicher Illusionisten, die an eine wirkliche Neutralität der Bewegung glaubt, wird von den kruppschen Agenten sofort kaltgestellt. Für ihr Geld verlangen die Essener Autokraten jene bedingungslose Gefolgschaft, wie sie erst zwanzig Jahre später, dann aber gründlich, verwirklicht wird.

Doch zurück zum Werk selber, dem Mutterboden all der subtilen Ver-
ästelungen des Geschäfts, denen hier nachgespürt wurde. Es ist nicht ein-
fach, ein Bild seines Status zu geben: das Objekt hält nicht still. Am Vor-
abend des Weltkriegs steht man wieder mitten in einem Abschnitt fieber-
hafter Expansionen. In der traditionellen Sprache des Essener Hauses ver-
wandelt sich die Dramatik allerdings zur Idylle. 1911, beim Erwerb des
grossen Westfälischen Drahtwerkes in Hamm, ist die Phraseologie die
gleiche wie 1892 zur Überrumpelung Grusons: man habe, erklärt Krupp
v. Bohlen, lediglich den Wunsch gehabt, «unsern Hüttenarbeitern Arbeits-
gelegenheit auf Jahre hinaus zu wahren, ohne durch Neubauten den bereits
bestehenden Werken Konkurrenz zu machen». In Wahrheit handelt es sich
um einen Machtkampf mit Thyssen und dem Phönixkonzern, der um die
Beteiligungsquoten im Stahlwerksverband entbrannt ist. Durch die Syndi-
katsbestimmungen an einer direkten Ausdehnung gehindert, dringen die
Grossen in die weiter verarbeitende Industrie ein und erobern sich zusätz-
liche Abnehmer für ihren Stahl. Krupps Opfer ist diesmal das Werk in
Hamm, Deutschlands leistungsfähigste Drahtfabrik, die nach der bewähr-
ten Methode des heimlichen Aktienkaufs durch Strohmänner Stück um
Stück erobert und dann mitleidslos verschlungen wird. Der Schlussakt die-
ser Erweiterung fällt in den Spätsommer 1914, als Essen sich durch Liefe-
rungsverträge das Drahtwerk Thommé-Werdohl und die Drahthandels-
firma Künne in Düsseldorf tributpflichtig macht. Es hat sich damit auf ein-
em weiteren Spezialgebiet der Stahlverarbeitung eine beherrschende

Stellung geschaffen. Die grosse Konjunktur für Stacheldraht, die mit den gesperrten Grenzen und den Schützengrabenlinien vom Kanal an die Alpen, von der Ostsee zum Schwarzen Meer bevorsteht, wird Krupp gerüstet finden.

Der nach der Pause eines ganzen Jahrzehnts wiedererwachte Wachstumstrieb des Konzernriesen ist damit nicht erschöpft. Zögernder als Thyssen, seit 1913 jedoch mit ziemlicher Energie, stösst er in die französischen Erzgebiete vor. Dort ist nicht jeder seiner Schritte durchsichtig, denn er bedient sich eines Mittlers, des holländischen Grosshändlers de Porter, der in seinem Auftrag Erzkonzessionen erwirbt: zwei bei Calvados und zwei in der Manche. Bekannt wird auch der Kauf eines grösseren Geländes in Lothringen, zwischen Maizieres und Woippy, wo die Errichtung industrieller Anlagen geplant ist. Etwa zur gleichen Zeit legt Essen seine Hand auf die Abbaurechte des bedeutenden Graphitwerkes Kallowitz in Böhmen und erwirbt aus dem westfälischen Besitz des Herzogs v. Croy weitere sechzig Steinkohlenfelder.

Getragen wird dieser letzte scharfe Expansionsstoss von einer Hochkonjunktur der Rüstungsindustrie, die 1913/14 alles bisher Dagewesene in den Schatten stellt. «Krupp kann die Aufträge kaum bewältigen», heisst es im Essener Bericht der Handelspresse. In den Dividenden der Krupp-A.G. kommt der tropisch wuchernde Geschäftsgang nur schwach zum Ausdruck, denn diese werden, nach einem Geständnis des Essener Beauftragten Dr. Schmidt, mit Rücksicht auf «die Begehrlichkeit der Arbeiter und die wachsende Industriefeindschaft in Regierungs- und Reichstagskreisen» möglichst niedrig gehalten. Aber auch Abschreibungen, Reservekonten und geheime Rückstellungen vermögen den Gewinn nicht ganz wegzuzaubern, wie die Entwicklung der Dividende in den drei letzten Vorkriegsjahren beweist:

| | | |
|--------------|--------------|--------------|
| 1911 – 10%: | 1912 – 12%: | 1913 – 14%: |
| 18 Millionen | 21 Millionen | 25 Millionen |

Damit kann Essen einen neuen Rekord buchen: die fünfundzwanzig Millionen Dividende von 1913 ist die grösste, die jemals von einer deutschen Aktiengesellschaft gezahlt wurde. Und da wir einmal bei den Superlativen sind, seien hier gleich die Zahlen des «Jahrbuchs der Millionä-

re» für 1913 über die fünf reichsten Personen Deutschlands wiedergegeben. In diesem letzten Vorkriegsjahr betrug das Vermögen von:

| | |
|--------------------------------------------|---------------|
| Frau Bertha Krupp v. Bohlen | 283 Millionen |
| Fürst Henckel v. Donnersmark | 254 Millionen |
| Freiherr v. Goldschmidt-Rothschild | 163 Millionen |
| Herzog v. Ujest | 154 Millionen |
| Kaiser Wilhelm II | 140 Millionen |

Das grösste Vermögen, die höchste Dividende, der bedeutendste Konzern, die gefährlichste Kanone – so geht das Haus Krupp in den Weltkrieg. Und wenn man seinem Chef glauben darf, auch mit dem reinsten Gewissen.

10.

Hat Krupp vom Ausbruch des Krieges vorher gewusst? Ein gefährlicher Zeuge behauptet es: Doktor Wilhelm Mühlon, von 1911 bis 1915 Mitglied des Direktoriums der Krupp-A.G., also zweifellos jemand, der dabei war. Auf Empfehlung des Reichskanzlers Bülow war der junge Regierungsassessor seinerzeit zu Krupp v. Bohlen gekommen, der ihn zunächst als Privatsekretär beschäftigte und 1911 ins leitende Gremium der Firma berief. Bei der Schlichtung der Marokkodifferenzen und zu Kriegsbeginn in Rumänien leistet Mühlon wertvolle Diplomatendienste. Dann bricht seine Essener Tätigkeit überraschend ab, er begibt sich in die Schweiz, wo er bald, wohl unter dem Einfluss der kritischen neutralen Atmosphäre, eine psychologische Wandlung vom Kruppdirektor zum Kriegsgegner erlebt.

In Zeitungsartikeln und in Gesprächen mit Herron, dem Vertrauensmann Wilsons, macht Mühlon nun eine alarmierende Mitteilung; Krupp habe ein halbes Jahr vor dem August 1914 den vertraulichen Hinweis aus Berlin erhalten, dass ein Krieg bevorstehe, daraufhin seien die Werke sofort entsprechend umgestellt worden.

Solange in Deutschland eine freie Diskussion möglich war, nämlich

von 1919 bis 1932, hat die Firma es nicht für notwendig gehalten, solch schwerwiegende Behauptungen zu entkräften. Erst unter den für rüstungsindustrielle Geheimnisse wesentlich günstigeren Verhältnissen des Dezembers 1933 brach sie ihr Schweigen. Im Prozess gegen den Katholikenführer Professor Dessauer, der u.a. als Freund Mühlons angeklagt war, machte Krupp v. Bohlen unter Eid eine Aussage, die wir nach dem Bericht des Krupporgans «Rheinisch-Westfälische Zeitung» wiedergeben:

«Der Sonder Staatsanwalt nimmt dann Bezug auf die Lügen Mühlons, dass die Birma Krupp schon ein halbes Jahr vorher vom Beginn des Krieges unterrichtet gewesen sei.

Herr Krupp erklärt unter Eid, dass die Reichsregierung seine Firma nicht in diesem Sinne unterrichtet hat. Er verweist darauf, dass allgemein in allen Staaten mit der Rüstungsindustrie Abmachungen für Lieferungen in der Kriegszeit bestanden. Darüber hinaus sei der Firma bis zum Kriegsbeginn keinerlei Mitteilung zugegangen.

Sonder Staatsanwalt: Sind wir in den Krieg gegangen ohne besondere Vorbereitungen?

Herr Krupp: Ich habe den vollen Eindruck, dass das der Fall war ... Der Mangel an Sprengstoffen im Jahre 1914 hat uns an der Front viel Leben gekostet.»

Trotz ihrer feierlichen und bestimmten Form ist die Aussage ungenügend. Wurde Krupp, wenn nicht «in diesem Sinne», vielleicht in einem andern über drohende Kriegsgefahr informiert? Waren neue, besonders kurzfristige Abmachungen für künftige Kriegslieferungen, die ja zugegeben werden, der Anlass jener besonderen Umstellungen des Frühjahrs 1914, von denen Mühlon spricht? Dieser Verdacht wird verstärkt durch die vage Antwort auf die zweite Frage des Staatsanwalts, die nach den «besonderen Vorbereitungen». Obwohl er die gegen Essen erhobenen, ganz präzisen Anklagen kennt, begnügt sich Herr v. Bohlen mit einem Hinweis auf die gar nicht zur Erörterung stehenden deutschen Sprengstoffbestände des Herbstes 1914. Über die Vorbereitungen des eigenen Werkes kein Wort!

Er wusste, warum er schwieg. Denn Mühlons Behauptung wird durch Zeugen bestätigt, die kein nachträglicher Eid widerlegen kann: die Essener Importziffern gewisser, für die Produktion von Waffenstahl hochwichtig-

tiger Rohstoffe. Deren bedeutendster, Nickel, kommt aus Neukaledonien, von wo das Reich bis 1909 jährlich etwa 3'000 Tonnen bezog. Dann aber steigt die Einfuhr plötzlich und erreicht in den viereinhalb Jahren bis zum Kriegsausbruch insgesamt etwa 20'000 Tonnen – allein für Essen. Nicht anders ist es mit Ferrosilizium. Mit dem unter Leitung des Franzosen Giraud-Jordan stehenden Internationalen Ferrosilizium-Syndikat hat Krupp einen Vertrag geschlossen, dessen Artikel 10 bestimmt, dass nur ein Krieg, an dem mindestens drei europäische Mächte beteiligt seien, als *force majeure* zu gelten habe, ein solcher «bloss» zwischen den Vaterländern der beiden Vertragskontrahenten also nicht. Ab 1912 verlangt Essen auch von diesem wichtigen Material tausend Tonnen pro Jahr mehr und erhält sie prompt, wobei der Brief eines der französischen Geschäftspartner ausdrücklich von einem «im Hinblick auf die Möglichkeit eines Krieges angeforderten Quantum» spricht. Bei Zyanamid und den spanischen und schwedischen Erzen steigen die Löschungsziffern in Rotterdam gerade im letzten Friedensjahr beängstigend. Kein Zweifel, die Firma legt in Eile gewaltige Kriegsvorräte zurück, ein allzu kostspieliges Beginnen, wenn es nicht auf einen zeitlich greifbaren Termin fixiert wäre. Nach Mitteilungen kruppscher Ingenieure waren im Frühjahr 1914 aber nicht nur die Magazine und Lagerplätze des Werkes weit über die üblichen Reserven hinaus mit einer «Zusatzration» für den Ernstfall versehen, auch in der maschinellen Ausstattung der Betriebe, in ihrer Organisation usw. wurde die Möglichkeit einer plötzlich stossweisen Erweiterung der Produktion sorgsam einkalkuliert und vorbereitet.

Und was bedeutet die im Sommer 1914 beschlossene Erhöhung des Aktienkapitals von 180 auf 250 Millionen? Seit 1913 drohte ein schwerer Rückschlag der Weltkonjunktur. Womit rechnete Krupp, wenn er trotzdem die Hereinnahme von siebzig Millionen neuen Kapitals beschloss? Sowohl die deutschen Flottengesetze der Jahrhundertwende als auch der Übergang zum Dreadnoughtkurs von 1908 wurden vorher von gewaltigen Werkserweiterungen bei Krupp angekündigt. Auch jetzt ist der Zusammenhang zwischen dem Berliner Hinweis auf akute Kriegsgefahren und den finanziellen Schritten des Kruppdirektoriums zu eklatant, um dem Glauben an einen Zufall Raum zu lassen.

Ist Essen informiert in den Krieg gegangen? In diesem Punkt wird es, nicht anders als die Staatsmänner des August 1914, selbst dokumentarische Beweise ableugnen. Dass es wohlvorbereitet in den Krieg ging, wagt es indes nicht einmal zu bestreiten.

Wie präzise und gründlich diese Vorbereitung war, zeigt ihr automatisches Weiterfunktionieren über den Chok des August 1914 hinaus. Während mit dem Aufmarsch der Millionenheere, mit Belagerungszustand und Grenzsperrung alle Beziehungen zwischen den nun feindlichen Ländern über Nacht abgeschnitten sind, geht das Geschäft der Rüstungsfirmen weiter. Besonders glänzend klappt die Sache zwischen Essen und der neukaledonischen Gesellschaft «Le Nickel», in deren Verwaltungsrat neben dem Pariser Rothschild und Basil Zaharoff auch zwei Deutsche sassen, die u.a. zweihundertzehn Aktien Krupps vertraten. Aus den vor dem Kriege mit Essen abgeschlossenen Verträgen dieser vorwiegend französischen Gesellschaft ist soviel bekannt geworden, dass sie für den Ernstfall die Dirigierung gefährdeter Lieferungen über neutrale Staaten, vorzugsweise Norwegen, vorsahen. Was nun auch geschieht. Nach Mitteilungen, die der Senator Gaudin de Villain im Januar 1917 und der Abgeordnete Henry Berenger am 24. Januar 1919 in der Pariser Kammer machten, ist der folgende Fall zweifelsfrei festgestellt:

Im September 1914, also schon nach Kriegsausbruch, lädt der norwegische Dreimaster «Benesloet» im neukaledonischen Hafen Freisund, also auf französischem Hoheitsgebiet, 2'500 Tonnen Nickel, die nach Hamburg bestimmt sind. Die Hälfte der Ladung ist von Krupp, dem Besteller, im Voraus bezahlt worden. Der Norweger wird auf hoher See von dem französischen Panzerkreuzer «Dupetit-Thouars» angehalten und Anfang Oktober in den Hafen von Brest gebracht, wo er vom Seegericht wegen seiner Nickelladung zur Kriegsbeute erklärt wird. Da kommt aus Paris die dringende Order, das Schiff sofort freizugeben. Die verdutzten örtlichen Behörden und das Prisengericht weigern sich zunächst, bis das von «Le Nickel» bearbeitete Ministerium den Freilassungsbefehl in aller Form bestätigt. Am 10. Oktober 1914 setzt der «Bennesloet» seine Fahrt fort... und seine Ladung gelangt tatsächlich über Norwegen nach Essen.

Die entrüsteten französischen Patrioten, die diese und andere Anklagen

von der Kammertribüne gegen ihre verräterischen Lieferanten richten, irren allerdings, wenn sie solche Praktiken nur im eigenen Lande vermuten. Aus England wird im Sommer 1915 gemeldet:

«London, 20. Juni (TU). Die Eisenhändler Hetherington und Wilson in Edinborough, die nach Ausbruch des Krieges von Rotterdam aus Eisenerz an die Eirma Krupp abliefern liessen, wurden zu je sechs Monaten Gefängnis und zweitausend Pfund Geldstrafe verurteilt.»

Dass es zu einer gerichtlichen Verurteilung kommt, ist jedoch nur ein Ausnahmefall. Im gleichen England bleiben die Exporteure, die hunderte Tonnen Kupfer und Nickel über Schweden an die Mittelmächte verschieben, völlig unbehelligt.

In Deutschland ist es nicht anders. Am 3. Februar 1915 muss das amtliche Wolffsche Telegraphenbüro mitteilen, dass grössere Mengen deutscher Geschoss-Drehbänke via Schweden nach England und Russland verkauft worden seien. Aber es geschieht nichts: bis in den Spätherbst 1916 bleibt die Ausfuhr von Waffenstahl – trotz der Proteste des Kriegsministeriums – erlaubt. Allein in die Schweiz gehen monatlich bis zu 250'000 Tonnen, die gegen andere Waren eingehandelt werden, wobei die Reichsbank sogar das Valutarisiko übernimmt. Die Haupttreiber dieses schamlosen Handels hinter dem Rücken der blutenden Völker sind Thyssen, Stinnes und – Krupp.

Doch wir wollen noch beim August 1914 verweilen und das Essener Werk in der grössten Stunde seiner Geschichte betrachten. Wie funktioniert diese Maschinerie, die nun Deutschland wichtigstes Kraftzentrum in seinem Ansturm gegen eine halbe Welt ist? Trotz der militärischen Kontrolle, die jetzt alles hermetisch abschliesst und geschäftliche und technische Details zu Staatsgeheimnissen macht, wird genug sichtbar, um eine grandiose Konzentration aller Energien erkennen zu lassen.

Mit dem Eintreffen der Berliner Geheimorder ist der Befehl «Vollampf» an die über hundert Abteilungen des Riesenwerks gegangen. Während auf dem Turm des Hauptverwaltungsgebäudes und an den Rändern der Fabrik längst vorbereitete Flugabwehr-Kommandos ihre Scheinwerfer und Geschützrohre gen Himmel richten, erfasst ein wahnwitziges Arbeitsfieber die grossen Hallen.

Hinter einem Kordon von Militärposten und Geheimpolizei lärmen Tag und Nacht, Werktag und Feiertag die zehntausend Arbeitsmaschinen, werden Geschütze und Geschosse gedreht, Panzerplatten gewalzt, Torpedomäntel geformt und Lafetten gebaut. Auch Krupp greift die Parole auf, dass viel Feind viel Ehr sei: er ist entschlossen, den Wettkampf gegen Sheffield, Le Creuzot, Petrograd und Pittsburg zusammen zu bestehen. Die Bestellungen des Reiches sind ins Unbegrenzte gewachsen. Berlin nimmt, was Essen zu liefern vermag: im ersten Kriegsjahr etwa das Zweieinhalbfache des Umsatzes der verflossenen Hochkonjunktur. Das allein genügt nicht, schon die nächste Zukunft schreit nach erhöhten und schnelleren Lieferungen; fünfunddreissig grössere Bauten wachsen in knapp zwölf Monaten aus dem Boden, werden mit Maschinen gefüllt und in den rasenden Produktionsgang eingeschaltet. Entsprechend schwillt das Arbeiterheer von 79'000 auf 95'000 Mann. Der grösste Teil der Belegschaft bleibt von der Mobilisation verschont; Geschütze drehen ist jetzt ebenso wichtig, wie sie abfeuern. Soweit Lücken entstehen, werden sie durch schnell angelernte Frauen aufgefüllt, deren Zahl nach wenigen Wochen fünftausend beträgt. Und es scheint fast, als sei die Energie des Industrieriesen unerschöpflich; mitten im Wirrwarr des ersten Kriegsjahres erfolgt der Einbruch in das Blechwalzwerk Capito & Klein zu Düsseldorf, das nun dem Essener Konzern angegliedert wird.

Eine wahrhaft grosse Zeit ist angebrochen. Die Helden fallen und die Gewinne steigen. Das finanzielle Resumé des ersten Kriegsjahres schlägt die kühnsten Voraussagen: hundertachtundzwanzig Millionen Bruttogewinn stehen zu Buch. Die Ziffer ist schon frisiert, aber noch immer so schreiend, dass es genialer Bilanzierungskünste bedarf, sie wieder zusammenschmelzen zu lassen. Darüber später. Hier genügt es, dass am Schluss eine Dividende von «bloss» zwölf Prozent zur Auszahlung gelangt, nicht mehr als im letzten Friedensjahr. Da die Firma in kluger Voraussicht das Aktienkapital auf zweihundertfünfzehn Millionen erhöht hat, steigt die Dividendensumme auf sechsundzwanzig Millionen bei fast hundert Millionen Abschreibungen und Rückstellungen. Mit solch demonstrativer Bescheidenheit schliesst die Familie Krupp das erste Kriegsjahr. Und mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse, das «S. M. der Kaiser in Anerkennung der

von der Firma Krupp erzielten Kriegsleistungen Herrn Krupp v. Bohlen bei seiner Anwesenheit im Grossen Hauptquartier verliehen und ihm persönlich überreicht hat».

O gewiss, man ist stolz darauf, eine patriotische Firma genannt zu werden. Das hat man sich verdient, als man dem Vaterland die 42-cm-Kanone lieferte, die nun die belgischen und französischen Festungen in Trümmer legt. Man hat es dankbar hingenommen, dass die Universität Bonn Herrn Krupp und den Schöpfer des Riesenkalibers, Professor Rausenberger, dafür zu Ehrendoktoren der Philosophie ernannte. Philosophie? Die braucht man allerdings inmitten des patriotischen Rausches, um den Kopf klarzuhalten fürs Geschäft, für jene Geschäfte, von denen man weniger laut spricht...

Im internationalen Pulvertrust, an dem man über Köln-Rottweil führend beteiligt ist (der Hauptmann Dr. Dreger sitzt dort im Aufsichtsrat), hat man sich durch Aktientausch von den englischen Freunden getrennt, ohne dass trotz der Gesetze über die Beschlagnahme feindlichen Eigentums beiden Seiten ein Schaden entstanden wäre. Die geheimen Verhandlungen darüber sind im neutralen Ausland geführt worden, unter Verzicht auf jede kriegshetzerische Phrase versteht sich.

Und noch immer rollen die Eisenbahnzüge mit gutem Kruppstahl in die Schweiz. Wohin sie von dort gelangen, weiss man natürlich, denn es gehört wenig Phantasie dazu, sich das vorzustellen. Und man kennt auch die «Verschiebebahnhöfe», kleine Werke, in denen das kruppsche Firmenzeichen abgeschliffen wird, ehe die Stahlbarren nach Frankreich gehen. Landesverrat? Geschäfte mit dem Feinde? Man wird sich später, in Leipzig vor dem Reichsgericht, damit verteidigen, dass man dafür andere kriegswichtige Rohstoffe eintauschte. Und das stimmt. Weder in Le Creuzot noch in Essen denkt jemand daran, dem Feinde Vorschub zu leisten. Man bemüht sich nur auf beiden Seiten rechtzeitig, dass der Krieg nicht etwa aus Mangel an Material allzufrüh eingestellt werden müsse und arbeitet sich dabei, verständnisinnig, in die Hände.

Wenn Gerüchte über solche Geschäfte laut werden, schweigt Essen beharrlich. Das besonders bei der Angelegenheit des Zünderpatents, die al-

ler Geheimhaltung zu trotzen scheint. Den deutschen Soldaten in den Gräben Nordfrankreichs mag es vielleicht nicht auffallen, wenn sie Blindgänger von englischen Granaten finden und daran die kabalistische Formel «KPz 96/04» entziffern. Dass das die technische Bezeichnung für den Krupp-Patentzünder ist, dessen Lizenz Vickers und andere britische Rüstungsfirmen in der Vorkriegszeit erwarben, werden nur Vereinzelte ahnen, wenn sie zufällig im Berliner «Vorwärts» vom 27. April 1915 die folgende Meldung lasen:

«London. Lord Beresford hat im Unterhaus eine Anfrage an den Premierminister gestellt, ob es wahr sei, dass die Regierung für jeden in England hergestellten Zünder einen Shilling Gebühr auf ein deutsches Patent an die Firma Krupp zahle; wenn ja, ob dieses Geld von britischen Waffenfirmen an den Staatskurator für Rechnung Krupp gezahlt werde und ob der Premierminister den vom Munitionsverbrauch bei Neuve Chapelle Krupp zufließenden Betrag angeben könne. Die Frage steht für Mittwoch auf der Tagesordnung des Unterhauses»

In der deutschen Presse erscheint sie aber nicht mehr, offensichtlich von der Zensur, wohl nach Intervention Essens, unterdrückt. Die Antwort in den «Times» vom 5. Mai 1915 beweist, dass auch die londoner Regierung um die Angelegenheit vorsichtig herumredet und nur für sich selber zu sprechen wagt:

«Unterhaussitzung vom 4. Mai. Mr. Barker: ‚Das Regierungs-Übereinkommen über die Zahlung einer Abgabe von 1 Shilling 3 Pence auf Rechnung des britischen Krupp-Patents für jeden Zünder, der in diesem Lande her gestellt wurde, ist am 16. Juli 1914 ab gelaufen. Seit diesem Datum ist keine Abgabe auf irgendeinen in Gebrauch genommenen Zünder gezahlt worden.‘»

Natürlich wird nichts gezahlt. Aber die ehrsamten Kaufleute vom Hause Vickers führen auf der Debetseite ihrer Bücher das Konto «K» gewissenhaft weiter und addieren Monat um Monat für jede Granate, die ihre Werke verlässt, 1 Shilling und 3 Pence.

Mit dem Ablauf des ersten Kriegsjahres, das trotz ungeheurer Opfer keiner der beiden Seiten den erhofften Sieg gebracht hat, beginnen sich in den Reihen der blutenden Völker Proteste zu regen. Erschreckt sehen die grossen Nutzniesser der grossen Zeit ein Gespenst auftauchen: dass ir-

gendwo unversehens der Friede ausbricht. In der Ablehnung dieser Möglichkeit sind sich die Herren Rüstungsindustriellen hüben und drüben wieder ganz einig. Basil Zaharoff etwa spricht sich für eine Fortsetzung des Krieges «jusqu'à bout» aus. Und genau dasselbe fordert Krupp. Durch seinen Generaldirektor Hugenberg und den früheren Chef des Direktoriums, Rötger, in den grossen Verbänden der deutschen Industrie führend vertreten, wird Krupp neben Stinnes zum Haupttreiber der Vorstösse für einen deutschen «Siegfrieden», die nun einsetzen.

Man scheut sich dabei gar nicht, das Kind beim rechten Namen zu nennen. In der Eingabe der westdeutschen Stahlindustriellen, also der Kriegslieferanten, die im Dezember 1915 vom Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg das «Durchhalten bis zum siegreichen Ende» fordert, heisst es unmissverständlich: «Die deutsche Industrie ist mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln in der Lage, unsere tapferen Truppen und die unserer treuen Verbündeten auf viele Jahre hinaus mit der notwendigen Munition und dem sonstigen Kriegsmaterial zu versorgen.»

Sie wollen noch «viele Jahre» liefern, die Krupp-Stinnes-Thyssen, und haben darum soeben vorsorglich die Preise für Stahl und Eisen erhöht, was dem Reich allein bei Granaten eine jährliche Mehrbelastung von hundert Millionen Mark aufbürdet. Wie übrigens das «siegreiche Ende» aussehen soll, ist in der berühmten «Eingabe der sechs Verbände» gesagt worden, die unter energischer Mitwirkung Essens zustande kam. Man ist recht bescheiden; im Osten sollen Polen, Litauen und das Baltikum befreit, d.h. dem Reich angegliedert werden; im Reich ist eine ebenso kleine Grenzberichtigung vorgesehen, die Nordostfrankreich von Beifort über Verdun bis zur Sommemündung am Kanal umfasst, wodurch sich die belgische Frage gleich miterledigt. Natürlich dürfe die Bevölkerung der eroberten Gebiete nach dem Kriege «keinen Einfluss auf die politischen Geschicke des Reiches haben», was doch wohl nur möglich ist, wenn sie unter halbkolonialer Verwaltungsdiktatur bliebe.

Überhaupt liegt die Frage, was nach dem Kriege werden soll, wie ein Alp auf den Herren von Stahl und Kohle. Werden die Millionen, die jetzt an den Fronten schweigend bluten, dafür etwa politische Rechte fordern? In Essen, wo man für Gefahren eine feine Witterung hat, sieht man das

Gespenst fortschreitender Demokratisierung auftauchen. Schon August 1915, noch tief in dem vom Kaiser proklamierten «Burgfrieden», ist eine Warnung an Regierung und Heeresleitung gegangen, die vom kruppschen Generaldirektor und dem Sekretär des Zechenverbandes, v. Löwenstein, unterzeichnet war:

«Sollten wir im Deutschen Reich nach diesem Kriege auf die schiefe Ebene der gewerkschaftlichen Entwicklung geraten, und sollte andererseits die Neigung zu Staatseingriffen in die Wirtschaft fort dauern ..., so droht uns die Gefahr, dass unsere wirtschaftliche Blüte ebenso schnell wieder zusammensinkt, wie sie emporgeschossen ist.»

Die Methode, vor einer unbequemen politischen Entwicklung mit dem Bankrott zu drohen, ist beste kruppsche Tradition aus den Tagen des Kanonenkönigs. Man begnügt sich aber nicht mit blossen Eingaben. Gestützt auf die unbegrenzten Millionen der Kriegsgewinne, die ohnehin nach Verschleierung schreien, beginnt man einen Presse- und Propagandaapparat aufzubauen, dem die Rolle zuge dacht ist, den kommenden Krieg gegen den «inneren Feind» zu führen. Dass dieser Apparat sich später verselbständigen und den Namen Hugenbergs führen wird, ändert nichts an der historischen Tatsache, dass seine Wurzeln in Essen liegen und aus kruppschen Finanzquellen gespeist worden sind. Die Sache nimmt ihren Ausgang von jenem Gespräch des preussischen Ministers v. Schorlemer, der im Winter 1915 einem kleinen Kreis rheinisch-westfälischer Industrieller, darunter Krupp v. Bohlen und Emil Kirdorf, den Kauf des Scherlverlages, der bedeutendsten Pressegruppe der Reichshauptstadt, offeriert. Krupp greift zu und stellt seinen Generaldirektor an die Spitze des neuen Propagandazentrums, das sich nun vom Scherlverlag aus grosszügig nach verschiedensten Seiten vorschiebt: mit der Inseratenzentrale «Ala» wird ein Druckmittel auf die schwankenden linksliberalen Blätter der Provinz geschaffen; dem offiziellen Wolffbüro stellt man in der «Telegraphen-Union» einen eigenen Nachrichtendienst gegenüber, der noch weniger und skrupelloser reaktionäre Meinungsmache betreiben kann; schliesslich dringt man durch die Gründung der «Deutschen Lichtspielgesellschaft», der Vorläuferin der Ufa, in das junge Filmgebiet ein. Innerhalb weniger

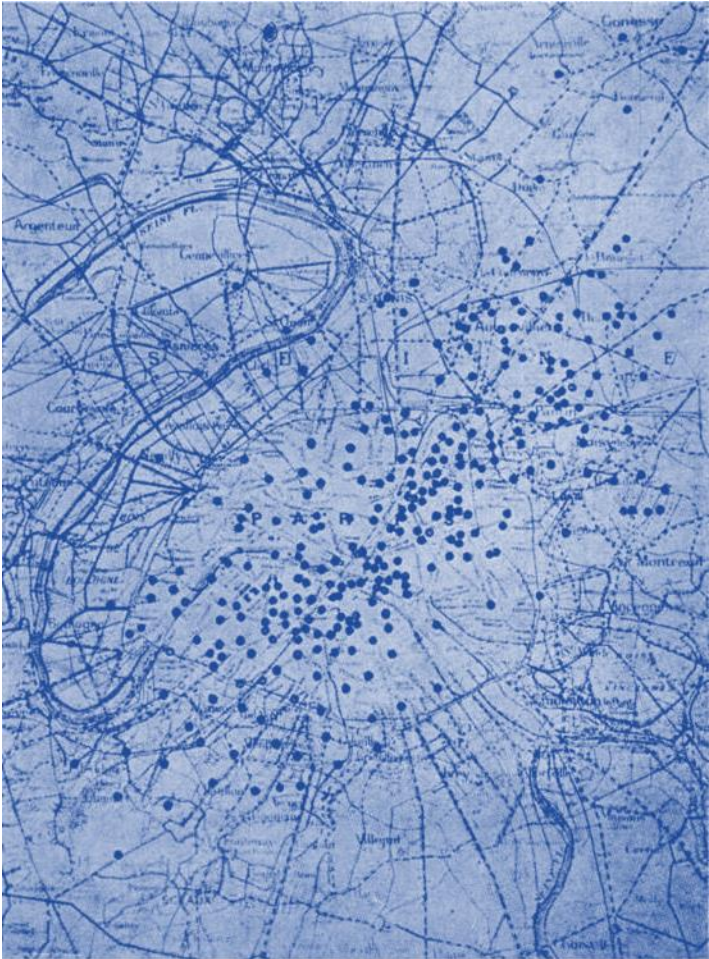
Kriegsjahre wird so ein grossindustrielles Kampfinstrument geschaffen, das die ahnungslose Linke bald zu spüren bekommen wird. Immer steht dabei das Haus Krupp an der Spitze der Geldgeber. Essener Millionen sind es, die hier die Anfänge einer Entwicklung befruchten, die über siebzehn Jahre reaktionärer Propaganda gradlinig zum 30. Januar 1933 führen wird.

1916, das Jahr der schweren deutschen Kämpfe in Ost und West, der rumänischen Kriegserklärung und des Einzugs von Ludendorff und Hindenburg ins Grosse Hauptquartier, ist für Krupp ein Jahr grösster Hoffnungen. In den noch immer rasend wachsenden Werken arbeiten jetzt 118'000 Menschen, darunter zwanzigtausend Frauen, bequeme und billige Kräfte, die nur die Hälfte des Männerlohnes erhalten, obwohl sie z.B. bei der Herstellung von Granatzündern infolge ihres feinen Tastempfindens wertvolle Spezialarbeit leisten. Was Krupp schafft, übertrifft die phantastischsten Spekulationen der gewiss nicht kleinlichen Materialfachleute des Generalstabs. Alle Ziffern der Vorkriegsberechnungen sind zu grotesker Nichtigkeit zusammengeschrumpft: man produziert das Zwölf- bis Vierzehnfache des ursprünglichen Mobilisierungsplanes an Geschützen, das Zwanzigfache an Geschossen. Aus einer einzigen Halle in Essen wandern Tag um Tag 20'000 Granaten an die Front.

Die Höchstleistung? Das Wort ist im kruppschen Chefbüro ein relativer Begriff geworden. Die «vielen Jahre» bis zum «siegreichen Ende» erfordern immer höhere Ergebnisse. Im Norden Münchens, bei Freimann, ist soeben ein gewaltiger Geländekomplex erworben worden, auf dem eine neue Kanonenfabrik erstehen soll. Komplette Fertigstellung bis 1917, innerhalb eines einzigen Jahres! Da kann man weitere fünfundzwanzig Millionen Kriegsgewinn verschwinden lassen und gleichzeitig mit der vom Generalstab dringend empfohlenen Dezentralisierung der Produktionsstätten beginnen. In den neugegründeten «Bayrischen Geschützwerken, Fried. Krupp» arbeitet Essen seit siebzig Jahren zum erstenmal mit Arthur Krupp-Berndorf zusammen. Auch die Deutsche Bank ist bei der Partie, denn hier geht es um mehr als das Münchener Geschäft: über Berndorf streckt man Fühler nach Österreich, wohin ein geheimer Wettlauf der expansionslüsternen deutschen Konzerne eingesetzt hat.

Aber ein noch grösseres Objekt lockt im Westen: die belgische Industrie, nicht weniger als der ganze Reichtum des unglücklichen Landes. Seine Kohlenfelder, Stahlwerke, Eisenbahnen, die Fabriken für Gas, Wasser und Elektrizität, all das ist in den Händen der Besatzungsbehörde. Schon lange haben die Ruhrindustriellen, an der Spitze Krupp und Stinnes, ein Auge auf diesen fetten Brocken geworfen, aber Berlin weigerte sich, Wünschen nachzukommen, deren Erfüllung mit Recht als erster Schritt zur Annexion des Landes gedeutet würde. 1916 ist der wankende Bethmann endlich zum Nachgeben reif; er willigt in eine industrielle Ausbeutung Belgiens, die als «Vergeltungsmassregel gegen die Wirtschaftsblockade» deklariert ist, aber einer Besitzergreifung durch die Ruhrkönige gleichkommt. Während das Reich seine politische Position damit schwer belastet, gehen die Herren Interessenten recht vorsichtig zu Werk und verstecken sich hinter drei «Gesellschaften mit beschränkter Haftung», die 1916 in Essen gegründet werden: die «Verkehrsgesellschaft», die «Industriegesellschaft» und die «Bodengesellschaft». Ihnen wird ein faktisches Monopol zur Ausbeutung der Industrieanlagen, des Verkehrswesens und des Grundbesitzes in Belgien übertragen. Hauptbeteiligte sind Krupp, Stinnes, Thyssen und Haniel. Gegen unbequeme Aussenseiter sichert sich der Ring der Grossen energisch ab.

Die meist geflüchteten Besitzer der enteigneten Objekte erhalten natürlich keinen Pfennig. Für ihre Werke usw. wird ein offizieller «Preis» festgesetzt, der kaum die Hälfte des wirklichen Wertes beträgt. Dass amtliche Gutachter, wie der Direktor der Berliner Elektrizitätsgesellschaft, dann in den Dienst der Beschenkten hinüberwechseln, setzt nicht in Erstaunen. Aber auch die bescheidenen Beträge werden von den «Käufern» in Essen, Mülheim und Duisburg nicht etwa bar bezahlt, sondern in – Wechseln bei der preussischen Staatsbank hinterlegt und auf sechs Monate nach Friedensschluss fällig gestellt. Die Verdienste hingegen beginnen sofort und gehen in die Millionen. Es kommt den neuen Besitzern nämlich nicht auf eine ordentliche Fortführung der Werke an, wodurch sie sich selber Konkurrenz zu machen fürchten, sondern auf den weit profitableren Raubbau. Was in den meisten Fällen erfolgt, ist eine schamlose Ausplünderung der inneren Anlagen, die erst vor den nackten Mauern haltmacht. Ganze Ma-



EINSCHLÄGE IN PARIS

(Vom 23. März bis 9. August 1918 erreichten 320 Granat-Bomben das Stadtgebiet)

schinenparks werden abgebrochen und nach Deutschland verfrachtet, wo sie wegen des Materialhungers zu phantastischen Preisen Käufer finden. Die Lasten der Wirtschaftsblockade trägt das deutsche Volk, was an den «Repressionsmassnahmen» erzielt wird, steht bei Krupp und Stinnes zu Buch.

Solche Geschäfte erfreuen sich des besonderen Wohlwollens der Kriegszensur. Keine Zeile kommt vor das Auge des Volkes, die den Verdacht erwecken könnte, die grossindustrielle Forderung nach Annexion Belgiens sei nicht von reinstem Patriotismus diktiert. Und für das übrige sorgt der alte Betreuer des Hauses Krupp, der Kaiser, unentwegt darum bemüht, die Verdienste der Firma in Erinnerung zu bringen. Nach dem deutsch-englischen Seekampf am Skagerrak läuft auf Schloss Hülgel dieses Telegramm ein:

«Wilhelmshaven, Juni 1916 – Herrn Krupp v. Bohlen u. Halbach, Essen – Unter dem Eindruck der mündlichen Berichte aus der Schlacht in der Nordsee stehend, möchte ich Ihnen zum Ausdruck bringen, wie sehr wir dem vorzüglichen Artillerie- und Panzermaterial und im besonderen auch der vernichtend wirkenden Munition unsere Erfolge verdanken. So ist der Schlachttag auch ein Ehrentag der Krupp-Werke. – Wilhelm I. R.»

Dass die deutsche Flotte ihre Geschütze und Panzer aus Essen bezog, stimmt natürlich. Ebenso unbestreitbar aber, dass auch die britischen Schiffe nur Panzer nach dem Patent des Kruppdirektors Ehrensberger tragen und Geschosse mit Essener Zündern schleudern. Nicht zu vergessen ihre optischen Instrumente, die von der mit Krupp liierten Firma Goertz-Anschütz an eine holländische Maatschappij geliefert und dann nach England verschoben worden sind. Wilhelm II. hat mit seiner Gratulation zweifellos recht. Nur < ist es bei der widerspruchsvollen Beurteilung der Skagerrakschlacht durch die Marinefachleute ein wenig unklar, auf welcher Seite die kruppischen Fabrikate ihren «Ehrentag» erlebten.

Wieder steht Essen am Ende eines Kriegsjahres, des zweiten, vor der heiklen Aufgabe, sich inmitten eines opfernden und darbenden Volkes über das Ergebnis glänzender Geschäfte zu äussern. Diesmal sind es 143 Millionen Bruttogewinn, die in der Versenkung verschwinden müssen, um den Forderungen nach einer radikalen Kriegsgewinnsteuer nicht ein gefährliches Argument zu liefern.

Entsprechend lässt man den Gewinn auf 79 Millionen zusammenschrumpfen und dann noch weitere 50 Millionen auf das hochgeschwollene Konto der Sonderrückstellungen wandern. Dann endlich kann man verkünden, dass die gleiche Dividende von zwölf Prozent gezahlt werde. Immerhin erhält die Familie Krupp, infolge des auf zweihundertfünfzig Millionen erhöhten Aktienkapitals, doch die Rekordsumme von dreissig Millionen ausgezahlt.

Wenn der Betrieb der Kriegsindustrie derart glänzend und reibungslos läuft, kann der Krieg weitergehen. Dass er so reibungslos läuft, ist allerdings erstaunlich. Die an Bravourtaten reiche Kriegsgeschichte weiss von Aktionen gegen feindliche Industriewerke wenig zu erzählen. Dieselben Flieger, die im friedlichen Hinterland selbst Schulen und Kinderprozessionen mit Bomben belegen, scheinen gewissen Industriezielen aus dem Wege zu gehen. Soweit die Anlagen in Essen und Le Creuzot in Frage kommen, mag die Entfernung vom Kriegsschauplatz, bei dem noch geringen Aktionsradius der Bombenflugzeuge, eine Erklärung geben. Aber dicht hinter der nordfranzösischen Grabenlinie liegen auf beiden Seiten wichtige Industriezentren, die als Lieferanten der Kriegsproduktion eine überragende Bedeutung haben: das Erzgebiet von Briey hüben und das Kohlenrevier des Pas-de-Calais drüben.

Zunächst einige Tatsachen. Aus den reichen Erzlagern von Briey, die es gleich zu Kriegsbeginn besetzte, bezieht Deutschland jährlich Millionen von Tonnen. Neunzehntel des deutschen Waffenstahls entstammt der Produktion dieses Gebiets und des anschliessenden lothringischen Reviers. Ohne dieses Rohstoffreservoir, das ist zweifelsfrei von wirtschaftlichen Autoritäten festgestellt worden, wäre Deutschland schon bald in ernste Produktionsschwierigkeiten geraten und der Krieg höchstwahrscheinlich um 1917 zu Ende gewesen.

Und nun das erstaunliche: obwohl die Gruben und Hütten von Briey knapp dreissig Kilometer hinter der deutschen Front, also durchaus im Bombenbereich der französischen Geschwader liegen, bleiben sie während des ganzen Krieges von einer energischen, systematischen Vernichtungsaktion verschont. Bis in den Herbst 1918 kann Deutschland ungestört Millionen Tonnen von Brieyerz fördern, verhütten und zur Ruhr verfrachten, von wo sie als Kruppkanonen oder Granaten zurückkehren.

Die Frage, wie das möglich war, rührt an das dunkelste Kapitel der Weltkriegsgeschichte. Es ist gleichzeitig die Frage, wofür die Millionen Soldaten aller Nationen geopfert wurden, die nach 1917 ihr Leben liessen.

Die Pariser Kammer hat sich später mehrfach mit dem erstaunlichen «Versäumnis» der französischen Heeresleitung befasst und eine lückenlose Kette von Versuchen aufgedeckt, die Verantwortlichen zum Vorgehen gegen Briey zu veranlassen. Das Ergebnis war stets gleich negativ. General Sarrail, der schon 1914 einen Plan zur Eroberung oder Zerstörung der Industriezone entwirft, wird prompt durch General Gerard ersetzt. Ein Zufall? Gewiss so zufällig, wie im nächsten Jahr die Abweisung ähnlicher Eingaben des Deputierten Engerand durch einen Sachbearbeiter des Generalstabs, der – Mitglied des Comité des Forges ist. Und 1916 scheint selbst das Kabinett, nach einem Geständnis des Munitionsministers Thomas, über die Schonung Briey «beunruhigt» zu sein, hat ihm doch der Kriegsminister anvertraut, seine Befehle zum Bombardement seien «nicht durchgeführt worden...». Daran ändern auch weitere Schritte nichts, die von den Deputierten Flandin und Eynac unternommen werden; ja, als Henry Berenger dem Armeekomité des Senats einen Bericht über Briey vorlegt, wird er von einflussreichen Presseorganen, darunter dem «Temps», auf das schwerste attackiert.

Was geht da hinter den Kriegskulissen vor? Welche geheimnisvolle Macht fällt den um ihr Vaterland besorgten französischen Patrioten in den Arm? Das wird man erst 1919 feststellen. Jetzt, mitten im Kriege, ahnen nur wenige die Wahrheit und auch sie wissen wohl kaum, dass die Schonung Briey nur die eine Seite der mysteriösen Affaire ist. «Wenn es so leicht war, durch ein Bombardement die erhofften Resultate zu erzielen», wird nämlich in jener Debatte von 1919 Herr de Wendel, einer der Besitzer der Brieywerke, augenzwinkernd erwidern, «warum haben dann die Deutschen, die über unsere Kohlenlage Bescheid wussten, nicht die Gruben von Pas-de-Calais zerstört..., die nicht 25 bis 30 Kilometer von der Front entfernt lagen wie Briey, sondern bloss 15 bis 17 Kilometer?»

Und wirklich, im Pas-de-Calais ist es nicht anders, als am Frontabschnitt vor Briey: die lockenden Industrieanlagen, deren Rauchwolken die

deutschen Soldaten an schönen Tagen mit blossem Auge erkennen können, bleiben unversehrt. Auch das ein Zufall oder wieder die Folge fehlender Bombenflugzeuge? Der geringe Abstand von fünfzehn Kilometern und die rege Fliegertätigkeit der Deutschen in benachbarten Abschnitten entlarven solche Ausflüchte.

Was aber, um Gottes willen, hindert hier die deutschen und dort die französischen Flieger, mit einem entschlossenen Vorstoss die wichtigen Zentren der feindlichen Kriegsproduktion zu zerstören? «Ich behaupte», wird in der Kammerdebatte von 1919 der Deputierte Barthé das Ergebnis einer Untersuchung zusammenfassen, «dass der Befehl, die vom Feind exploitierten Fabrikanlagen des Brieybassins nicht zu bombardieren, von unsern militärischen Leitern erteilt wurde. Ich behaupte, dass unsere Flieger Instruktionen erhielten, die Hochöfen zu schonen, aus denen dem Feinde Stahl zufloss, und dass ein General, der anders zu handeln wünschte, einen Verweis bekam.» Wozu der Deputierte Major de Grandmaison erläuternd bemerkt: «Die Motive dieses Verbots scheinen auf eine Übereinkunft unter den Kriegführenden zurückzuführen sein. Es scheint, wie wenn wir den Deutschen gesagt hätten: Wir werden Briey nicht bombardieren, von wo Ihr Euer Erz bezieht, wenn Ihr wiederum Bruay und das Kohlenbecken von Pas-de-Calais in Ruhe lassen werdet.»

Ein phantastischer Gedanke: während Millionenheere einander auf Leben und Tod gegenüberstehen, verhindern unterirdische Einflüsse, das zu tun, was diesem Kampf ein schnelles Ende bereiten würde. Ob solche Ungeheuerlichkeit direkt «vereinbart» wurde, mag offenbleiben. Wahrscheinlich verstand man sich auch ohne kompromittierende Verständigung. Die störungslose Durchführung der Produktion in Briey und Pas-de-Calais bleibt aber ein nicht wegzuleugnendes Schuldindiz. «Der Krieg», meinte Le Matin bei der Debatte über diese Frage melancholisch, «ist eine Angelegenheit von Konventionen ...» So war es: Krupp erhält sein Erz, Schneider-Creuzot die Kohle und der Krieg geht weiter. Noch zwei Jahre. Mit neuen Millionen Toten. Die deshalb sterben müssen, weil den Produzenten an Ruhr und Rhone der Lebensfaden nicht abgeschnitten wird.

Im «Hindenburg-Programm» von 1917 rafft das belagerte Deutschland

noch einmal alle Kräfte zusammen, den Wettlauf mit der Zeit, die für den Gegner arbeitet, aufzunehmen. In aller Eile werden jene wahnwitzigen Materialschlachten vorbereitet, die nun die Entscheidung bringen sollen. Im Nordwesten der Stadt Essen, ausserhalb des alten Fabrikkomplexes, hat Krupp eine grossartige Neuanlage aus dem Boden gestampft, eine ganze überdachte Landschaft, darunter mit fünfundsiebzigtausend Quadratmetern die grösste Fabrikhalle der Welt, die den Namen «Hindenburgwerkstätte» trägt. Im kruppschen Industriereich arbeiten jetzt 150'000 Menschen, noch immer Tag und Nacht vom Tempo der Maschinen vorwärtsgepeitscht und nur ganz dumpf macht sich unten ein erstes Grollen gegen Hunger und Krieg bemerkbar.

Im Essener Chefbüro glüht die patriotische Begeisterung unvermindert weiter. Wie könnte es auch anders sein, solange der Reichtum des ganzen Landes in den Rachen des Grossindustrie gejagt wird. «Geld spielte keine Rolle mehr», gesteht Ludendorff in seinen Memoiren. Die Bewucherung des Vaterlandes feiert Rekorde. Im Industrieausschuss des Reichstags wird Ende 1917 festgestellt, dass man für die meisten Kriegsmaterialien Überpreise von hunderten Millionen zahlt. Allein für Granatstahl beträgt die wucherische Mehrbelastung der Staatskasse eine halbe Milliarde. In diesem Fall ist es die Führung des Stahlwerksverbandes – zu deren einflussreichsten Mitgliedern Krupp zählt –, die ihre Monopolstellung rücksichtslos ausnützt. Und dieser Wucher bedeutet zugleich ein Stück offenkundigen Landesverrats, denn er stützt sich auf eine absichtliche Beschränkung der deutschen Stahlproduktion. «Es gibt kein Gebiet der Kriegslieferungen, auf dem der Staat nicht geprellt worden ist oder geprellt werden sollte ..so resümiert der sonst militärfrome Abgeordnete Noske das Ergebnis der Untersuchungen eines Sonderausschusses.

Der Widerstand von Seiten Berlins ist gering. In den verschiedenen staatlichen Ämtern und Kommissionen, die Bestellungen und Preise zu kontrollieren haben, sitzen meist Grossindustrielle selber oder deren Kreaturen. Als unter dem Druck der Öffentlichkeit die «Sektion Eisen» der Kriegsrohstoffabteilung dazu übergeht, Unterlagen für die hohen Preise einzufordern, stösst sie auf eine Mauer der Ablehnung. Hohe Nachfrage – hoher Preis, dieser Grundsatz wird auch gegenüber dem schwer bedräng-

ten Vaterland vertreten, was einzugestehen man sich begreiflicherweise scheut. «Zahlreiche Unternehmungen, darunter natürlich auch Krupp, die AEG. und andere», berichtet wieder Noske, «wehrten sich nach Kräften gegen eine Überprüfung ihrer Kalkulation. Sie haben sich höchstens dazu verstanden, gelegentlich unzutreffende Nachweisungen über ihre Produktionskosten zu geben.» Worauf General Couvette als Vertreter des Kriegsministeriums dementiert: ein solcher Vorwurf sei gegen die AEG. unbegründet. Der Anklage, Krupp gebe falsche Unterlagen an, soweit er sie nicht ganz verheimliche, wird also nicht widersprochen!

Auch in diesem Punkt hat die Essener Direktion die Gleichschaltung der deutschen Presse abgewartet, ehe sie sich in Wort und Schrift wegen ihrer «besonnenen Preisgestaltung» im Weltkrieg feiern liess. 1917, als deren Nachprüfung erfolgen soll, lässt man dagegen alle Minen springen, sie zu verhindern. Dass ein leitender Angestellter der «Sektion Eisen», der durch besonderen Eifer bei der Preisuntersuchung «auffällt», zum Sturz gebracht und durch den Direktor einer mit Krupp befreundeten Grubengesellschaft ersetzt wird, bleibt in diesen dunklen Treibereien noch ein harmloses Detail. Ernster ist schon der Sturm gegen den General Gröner, den Direktor des Kriegsamtes, der im Juni 1917 eine Denkschrift vorlegt, die über Preise, Lieferungen und Rohstoffe manche unangenehme Feststellung macht und die Änderung des von der Grossindustrie als «sozialistisch» bekämpften Hilfsdienstgesetzes ablehnt. Seit vielen Jahren zum erstenmal wagt es ein kaiserlicher General, den Wünschen der Herren von Stahl und Kohle so offen zu widersprechen. Das bleibt nicht lange ungeahndet. In Düsseldorf tritt eine Geheimkonferenz der westdeutschen Industriellen zusammen, an der als Horchposten des Grossen Hauptquartiers der Oberstleutnant v. Bauer teilnimmt. Vom kruppschen Generaldirektor und den Leitern des Bergbauvereins wird in schärfster Weise gegen Gröner Stellung genommen, wobei man allerdings sein Hauptvergehen (dass er den Kriegslieferanten monatlich bis zu fünfzig Millionen von den Wucherpreisen abstreichen lässt), diskret verschweigt. Dem Düsseldorfer Verdammungskonzil folgt der Sturz des Generals auf dem Fusse. Und als der November 1918 endlich die Einsicht in das Aktenmaterial über die Kriegslieferungen ermöglicht, ist es verschwunden.

Mit über hundert Millionen Bruttogewinn schliesst Essen dieses grosse Jahr. Das bedeutet einen leichten Rückgang, der aber nicht auf gesunkenen Verdienst, sondern auf die noch üppiger anschwellende «Polsterung» durch Sonderkonten und Tantiemen zurückzuführen ist. Da Aktionär und Werkführung identisch sind, bleibt solche Verlagerung der Gewinne ohne die sonst üblichen Proteste. Aber auch die Senkung der Dividende auf fünfundzwanzig Millionen kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Haus Krupp am Finanzaumel des Hindenburg-Programms als vielleicht grösster Nutzniesser teilgenommen hat. Heute wissen wir, dass von diesem Programm der endgültige Bankerott der deutschen Finanzen und der Beginn der Inflation datiert.

Wir halten 1918. Noch einmal, zum viertenmal, treten dreissig blutende Nationen einander gegenüber. Längst ist die Begeisterung in den Herzen der Völker erloschen, doch die Feuer in den Schmelzöfen der grossen Waffenfabriken glühen mörderisch weiter. Wie die Maschine den Arbeiter, so hat das Material den Soldaten, Kriegstechnik den Helden erfasst und unterjocht. Was da weissglühend aus Tiegeln, Birnen und Martinöfen fliesst, ist das wirkliche Herzblut der Nation: Stahl, harter, silbergrauer Stahl.

In dem letzten grossen Waffengang, der jetzt anhebt, ist Putiloff bereits ausgeschieden; «nur» noch Armstrong-Vickers, Schneider und Bethlehem Steel stehen gegen Krupp. Glaubt Essen wirklich, in dieser ungleichen Partie auch nur eine geringe Chance zu haben? Seltsame Kurzsicht: bis an den Rand der Katastrophe ist es der Verfechter eines Krieges bis zum siegreichen Ende.

Noch im Januar 1918 verkündet Kruppdirektor Haux, wie dieses aussehen soll. Nach Westen müsse «die Grenze vorgeschoben» und dabei ganz Belgien unter der deutschen Faust gehalten werden, im Osten Polen und das Baltikum bis hinauf zur Insel Osel deutscher «Machtbereich» bleiben. «Wir Deutschen sind bald ein Volk von hundert Millionen, inmitten Europas in schwierigster Lage angesiedelt. Da können wir mit Fug und Recht verlangen, dass die kleinen Fremdstämme an unseren Grenzen unserer Lage Rechnung tragen. Das ist eine Forderung von höchster sittlicher Berechtigung. Hier findet das Recht des Kleinen seine Schranke am Recht des Grossen aus Gründen der höchsten Moral.»

Das sagt nicht Hitler, sondern Krupp. Dieses Programm der deutschen

Hegemonie über Europa ist das letzte Wort des Essener Hauses. Für seine Durchsetzung gegen den «inneren Feind» opfert es ungezählte Summen. Aus den Wurzeln der von ihm subventionierten Verbände der Alldeutschen und des Wehr Vereins ist die annexionistische «Vaterlandspartei» des Grossadmirals Tirpitz erwachsen, deren rührigster Propagandist, General Keim, eingestehen muss, von Krupp Geld «für patriotische Zwecke» erhalten zu haben. Der schwache Punkt in der Durchhaltefront der Mittelmächte ist Österreich, dessen Aussenminister Czernin als friedensverdächtig gilt. Gegen ihn versucht Essen, die geistesverwandte Presse Ungarns zu mobilisieren; wie Wiener Zeitungen feststellen, sind zu diesem Zweck zwei Millionen kruppscher Herkunft an budapester Blätter verteilt worden. Der Kampf gegen die «schlappe Haltung» der Heimat wird mit deutscher Gründlichkeit geführt: um auf die wirksamsten Ankläger gegen den Wahnsinn des Krieges Einfluss zu gewinnen, lässt Essen durch seine Kreaturen sogar eine Organisation der – Kriegsverwundeten gründen, die nach seinen Direktiven die Unglücklichen zu gängeln sucht. Als schliesslich die empörten Mitglieder erwachen, sind auch hier, nach bewährtem Muster, die Finanzakten verschwunden.

Am 23. März 1918 beginnt General Ludendorff eine letzte Offensive, die zweite Marneschlacht, den grössten Materialkampf der Weltgeschichte.

Im Bogen von Laon, bei Crepy, dort wo die Grabenfront der französischen Hauptstadt am nächsten kommt, steht das, was das Haus Krupp zu diesem deutschen Entscheidungskampf beigesteuert hat – ein Geschütz, das Paris beschiesst. Über 128 Kilometer hinweg! Das ist selbst im vierten Kriegsjahr eine technische Sensation und, ehe sie verwirklicht wurde, mehr als das: eine Unmöglichkeit. Wie hat Krupp das Unmögliche möglich gemacht?

Durch ein Monstrum, ein technisches Ungeheuer. Das Rohr ist 34 Meter lang und hat 40 Zentimeter Wandstärke bei einem Meter Durchmesser. Sechstausend Zentner wiegt der Betonsockel, fünftausend die Lafette, viertausend das Rohr. Dieses gigantische Geschütz von fünfzehntausend Zentnern Schwere ist in einem dichten Waldgestrüpp aufmontiert, durch bunte Attrappen gegen Fliegersicht getarnt und von einem Militärkordon hermetisch umschlossen.

Alle artilleristischen Grundsätze sind auf den Kopf gestellt, sinnlos geworden. Man schießt mit genau nummerierten Geschossen; ihr Kaliber variiert zwischen 21 und 23,5 Zentimetern, das Gewicht von zweihundert bis zweihundertdreissig Pfund. Nach jedem Schuss muss das an einem Flaschenzug aufgehängte Rohr «geradegebogen» werden. Jedes nächste Geschoss ist dicker und länger. Nach 65 Schuss wird das ganze Rohr ausgewechselt.

Das Zielen über 128 Kilometer hinweg ist eine ballistische Glanzleistung. Sie stützt sich auf komplizierte Berechnungen, die nicht nur Richtung und Höhe, sondern auch Luftdruck, Wind, Wetter, ja sogar die Erdkrümmung einbeziehen müssen. Man benötigt drei Zentner Pulver für jeden Schuss, zwei Sorten von verschiedener Sprengwirkung, die in einem unterirdischen Arsenal «vorgewärmt» werden. Man schießt im Steilfeuer von 52 Grad, das Geschoss gelangt in eineinhalb Minuten bis über die Stratosphäre, wo es in vierzig Kilometer Höhe durch eine Kälte von 50 Grad Celsius seinem Ziel entgegenrast.

Zur Bedienung des einen Geschützes gehören sechzig Mann Personal, Matrosen von der Nordsee, ihrer dreissig allein drehen die Kurbel des Flaschenzuges, der das Rohr richtet. Ein leibhafter Admiral kommandiert. Er ist durch Sonderkabel mit dem Grossen Hauptquartier, mit dreissig umliegenden Batterien, mit Flugplätzen und Wetterstationen verbunden.

Jeder Abschuss wird durch neunzig gleichzeitige Schüsse, die sorgfältig in der Umgebung verteilt sind, für feindliche Licht- und Schallmesstrupps getarnt. Vierzig Flieger sperren den Luftraum über Crepy. Eine Spionagekette von Paris bis in die Schweiz ist für genaue und schnelle Angabe der Treffpunkte eingesetzt worden.

Jeder Schuss kostet 35'000 Mark.

Vom 23. März bis zum 9. August 1918 feuert das Riesengeschütz alle zwanzig Minuten eine Granate gegen Paris. 320 erreichen die Stadt, von denen 180 im Zentrum, 140 innerhalb der Bannmeile einschlagen. Über tausend Menschen und wertvolle Objekte fallen ihnen zum Opfer. Am Karfreitag schlägt ein Geschoss in die Kirche von Saint-Gervais: 91 Tote, über hundert Verwundete. So geht es Tag um Tag. So wäre es noch Jahre gegangen, wenn nicht der alliierte Vorstoss des Juli 1918 dem Unheil ein Ende gesetzt hätte.

Des Kanonenkönigs Traum, durch das Bombardement von Paris einen deutschen Sieg zu erzwingen, ist nicht Wirklichkeit geworden.

Zu den Quellen, aus denen das deutsche Verhängnis dieses Herbstes 1918 gespeist wird, gehört – neben all den politischen und militärischen Ursachen – auch ein gut Stück Problematik der Riesenkanone und des Hauses Krupp überhaupt. Im Ferngeschütz, das Paris beschoss, hat Essen seine historische Spitzenleistung gegeben: unerhörte Beherrschung der Materialmassen, subtilste Präzision, kühnes Zuendedenken metallurgischer, konstruktiver und ballistischer Ideen. Nicht mehr! Dieses «mehr» hiess: Intuition. Und die Intuition hiess: Tank. Der aber kam nicht aus Essen. Lange Jahrzehnte monopolistischer Erschlaffung mussten zu diesem Versagen in entscheidender Stunde führen. Doch was einst beim Verkennen der grusionschen Panzerung und des Rohrrücklaufgeschützes blosses Pech einer Privatfirma war, das wird beim Tank nun deutsches Schicksal. Als die stählernen Kampfwagen in die Gräben von Cambrei einbrechen, beginnt der Rückzug der kaiserlichen Heere und an ihrer Spitze flieht – ein gespenstisches Symbol Essener Unzulänglichkeit – die geschlagene Riesenkanone.

Ende August macht Ludendorff den Vorschlag, dem Kaiser durch eine besondere Delegation die Augen öffnen zu lassen. Krupp v. Bohlen, Stinnes, Duisberg und Ballin sollen ihn über den tödlichen Ernst der Situation informieren. Doch daraus wird nichts. Höfische Bedenken, die geltend gemacht werden, finden bei den drei Grossindustriellen ein offenes Ohr. Es genügt den Herren, am Kriege verdient zu haben, die undankbare und peinliche Liquidation möchten sie doch andern überlassen.

Nun vollenden sich die Dinge schnell. Anfang September beschliesst Wilhelm, von ersten Ahnungen eines bösen Endes erfasst, einmal Auge in Auge das zermürbte Volk zu längst sinnloser Fortsetzung des Durchhaltens mitzureissen. Seine Wahl fällt auf Essen. Seltsame Wiederkehr: das Kaiserreich, an dessen verborgensten Anfängen einst kruppsche Beihilfe zum Verfassungsbruch stand, dessen Konstituierung sich unter dem Donner kruppscher Geschütze und dessen Vorstoss zur Weltmacht sich im Zeichen kruppscher Panzer vollzog, sucht in seinen letzten Stunden verzweifelt Resonanz in Essen.

Denn ein Verzweiflungsgang ist es, den der Kaiser an diesem 9. September 1918 antritt, als er, wie von Angst vorwärts getrieben, durchs «Tor 28» in das Riesenwerk eilt, unbekümmert um Einwände seiner Begleitung den lärmenden, russigen Bau der «Eisengiesserei» durchschreitet und wohl zum erstenmal in seinem Leben einer nicht gesiebten, vorher gedrillten Öffentlichkeit gegenübersteht.

Anderthalbtausend kruppscher Feuerarbeiter, einst nicht allzu kritische «Werksangehörige», durch vier Jahre Hunger und Enttäuschung aber rebellisch geworden, sind das unfreiwillige Auditorium der letzten deutschen Kaiserrede.

Da nutzt es nichts, dass der feldgraue, ordensgeschmückte Monarch die reservierten, fast feindseligen Männer in den Kriegshemden aus Papier und den klobigen Holzschuhen beschwörend «meine Freunde» titulierte, sie mit bewegter Stimme an die gemeinsame «Trauer und Sorge» mahnte, die «weder das Fürstenhaus noch das schlichte Arbeiterhaus verschont» habe. Denn auf die Frage, die ihm aus ihren Blicken entgegenschreit, die Frage: «Wann endlich Friede?» vermag er keine andere Antwort zu geben, als die längst wirkungslosen Phrasen der patriotischen Blätter. «Die Mienen erstarrten», so berichtet Wilhelms Adjutant später, «und je mehr der Kaiser sich steigerte, umso offenkundiger wurde die Ablehnung.»

Aber der Redner ist schon wieder ganz in seinem Element: «Jetzt kommt es auf die letzten Anstrengungen an, es geht ums Ganze, und weil unsere Feinde das wissen, weil sie vor dem deutschen Heer den grössten Respekt haben, weil sie einsehen, dass sie unser Heer und unsere Marine nicht niederzwingen können, deshalb versuchen sie es mit der Zersetzung im Innern, um uns mürbe zu machen durch falsche Gerüchte und Flaumacherei. Das kommt nicht aus den Kreisen des Volkes, das sind künstliche Machwerke. Aber jeder, der ein solches Gerücht hört, ein jeder, der unverbürgte Nachrichten in Eisenbahn, Werkstatt oder anderswo weitergibt, versündigt sich am Vaterland, der ist ein Verräter und harter Strafe verfallen, ganz gleich, ob er Graf sei oder Arbeiter. Ich weiss sehr wohl, dass ein jeder von euch mir darin recht gibt.»

Das betretene Schweigen seiner Hörer als Zustimmung missdeutend, glaubt der Kaiser, nur noch eines begeisterten Appells zu bedürfen, um das alte Vertrauen wiederhergestellt zu haben:

«Werdet stark wie Stahl, und der deutsche Volksblock, zu Stahl zusammengeschweisst, soll dem Feinde seine Kraft zeigen. Wer unter euch entschlossen ist, dieser meiner Aufforderung nachzukommen, wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, wer die Treue halten will, der stehe jetzt auf und verspreche mir, an Stelle der gesamten deutschen Arbeiterschaft: ‚Wir wollen kämpfen und durchhalten bis zum Letzten. Dazu helfe uns Gott‘. Und wer das will, der antworte mit Ja!»

Der offiziöse Bericht verzeichnet an dieser Stelle: «. . . Langanhaltendes, begeistertes Ja.»

In Wahrheit erklingt ein dünnes heiseres Ja, das auf die nächststehenden Meister und Ingenieure beschränkt bleibt und dem ein dumpfer Schrei «Hunger» untermischt ist.

Der Kaiser hört es und erleicht. Nach einem Augenblick des Entsetzens rettet er die Situation mit gutgespielter Schwerhörigkeit:

«Ich danke euch. Mit diesem Ja gehe ich jetzt zum Feldmarschall. Jeder Zweifel muss aus Herz und Sinn verbannt werden. Dazu helfe uns Gott. Amen. Und nun, Leute, lebt wohl!»

Erschüttert verlässt Wilhelm Essen. Wenige Stunden später durchheilt die Flüstermeldung das Industrieviertel, in der Kruppfabrik sei auf den Kaiser ein Attentat verübt worden. Auch als das durch die ausbleibende Bestätigung widerlegt wird, erhält sich in der immer vernehmlicher murrenden Arbeiterschaft der Eindruck, dass der Bann nun gebrochen sei.

Knapp sechzig Tage nach der Kaiserrede und dem Hungerschrei der kruppschen Feuerarbeiter bricht die Revolution aus.

Doch wir wollen diese grosse Zeit nicht zu Ende gehen lassen, ohne eine längst fällige Frage zu beantworten: Was hat Krupp am Kriege verdient? Genaue Angaben darüber wurden nie gemacht, denn die Ziffern der Geschäftsberichte waren ziemlich grob frisiert. Aber halten wir uns daran, was die Firma selber eingestand.

Da sind zunächst die «Bruttogewinne», die eigentlich schon weitgehend Nettogewinne sind, denn Neuanlagen und Umbauten wurden aus laufenden Einnahmen bezahlt, also vorher in Abzug gebracht. Sie ergeben folgendes Bild:

| | | | |
|-----------------|-----------------|-----------------|----------------|
| 1914/15 | 1915/16 | 1916/17 | 1917/18 |
| 128,2 Millionen | 143,3 Millionen | 103,8 Millionen | 56,9 Millionen |

Obwohl die letzte Ziffer nach dem Zusammenbruch veröffentlicht, also ziemlich unreal ist, bleibt doch die respektable Gesamtsumme von 432 Millionen Mark. Fast eine halbe Milliarde Bruttogewinn, ohne die riesigen Aufwendungen für Neubauten! Das sind 225 Millionen mehr als der Gewinn der vier letzten Friedensjahre, die selber schon üppige Hochkonjunkturjahre waren.

Daneben ist der ausgewiesene «Reingewinn», insgesamt 226 Millionen, ein Ergebnis künstlicher Drosselung und geheimer Reservationen. Immerhin bleibt auch er noch 100 Millionen höher als der letzte vierjährige Friedensrekordgewinn.

Was hat Krupp also am Kriege verdient? Eingestanden sind eine Viertel-, bzw. eine halbe Milliarde. Aber in ihnen bleiben Neuanlagen und moderne Ausrüstungen unberücksichtigt. Wesentlich näher der Wirklichkeit kommt die Ziffer, die der Verfasser in Essen von einer informierten Persönlichkeit mitgeteilt erhielt: 800 Millionen! Das ist das Viereinhalbfache des Aktienkapitals bei Kriegsbeginn, ist der Gewinn von zwanzig guten Friedensjahren, mühelos verdient in einer kurzen Kriegsspanne.

Diese genaue Fixierung des nach Essen geflossenen Millionensegens ist aktueller, als es ausserhalb Deutschlands erscheinen mag. Herr Krupp v. Bohlen hat es nämlich gewagt – klugerweise wieder erst im Januar 1934 –, den vielen Legenden, mit denen das Essener Haus seine Geschichte geschmückt hat, eine neue hinzuzufügen: die Legende vom kruppschen Verzicht auf jeden Kriegsgewinn. «Es blieb», so verkündete er zu Beginn der hitlerschen Aufrüstungsperiode, «oberster Grundsatz vom ersten Tage des Krieges an, dass die Inhaber des Unternehmens am Kriege kein Geld verdienen wollten.»

Eine überraschende Behauptung. Sollte die Welt solch heroischen Verzicht auf hunderte Millionen bisher übersehen haben? Wenn wir indes den Ton des kühnen Satzes auf das Wort «Inhaber» verlagern, schrumpft die Affaire ebenso überraschend zusammen; es bleibt die wenig aufregende Tatsache, dass Krupp es während des Krieges für klüger hielt, die Dividende nicht über 25 bis 30 Millionen steigen zu lassen. Auf den überschüssigen Gewinn, von dem nur eine bescheidene Stiftung für die Kriegesopfer abging, verzichteten die «Inhaber» zugunsten – der «Firma». Da diese mit jenen identisch ist, bedeutet das angebliche Opfer nichts an-

deres als eine interne Verschiebung der Gewinne, etwa aus der rechten in die linke Tasche.

Es bleibt also beim 800-Millionen-Kriegsgewinn. Erzielt von einer einzigen Firma, einer einzigen Familie! Gezahlt von verbrecherisch leichtfertigen Regierungen, die ihr Land damit dem finanziellen Bankerott in die Arme trieben. Und mehr als dem. Der Hauptmann und Artilleriechef Müller kam nach eingehendem Aktenstudium über die Kriegswirtschaft zu dieser Feststellung: «Die Tatsache des vom Reich nicht gebändigten ‚Gewinnrausches der Bevorzugten‘ hat entscheidend zu unserm Zusammenbruch beigetragen.»

11.

Der 9. November 1918 setzt das Kruppwerk mit einem hörbaren Ruck still. Seit einem Jahrhundert zum erstenmal schweigen die Hämmer, das Heer von 165'000 Arbeitern verlässt die toten Hallen. Ist das der Untergang?

Fast scheint es so. Denn was Essen an die Kehle greift, ist nicht allein das Ende der Waffenproduktion, von der es die letzten vier Jahre gelebt hat. Darin würde man sich umstellen müssen, wenn auch das Chaos der Demobilisation solche Pläne momentan als irrsinnige Spekulation erscheinen lässt. Die wirklichen Gefahren drohen aus anderer Richtung. Was werden z.B. die siegreichen Alliierten beschliessen, denen doch erst die Vernichtung des Essener Rüstungszentrums als Besiegelung der deutschen Niederlage erscheinen muss? Und was droht aus Berlin? Dort sind die Sozialisten an der Macht, die erklärten Feinde der Firma aus den Kämpfen eines ganzen Menschenalters. Die Sozialisierung der Grossindustrie, besonders der Waffenwerke, war ein Kardinalpunkt ihres Programms, das zu verwirklichen sie nun die Macht haben.

Von wo wird der Fangstoss für das Haus Krupp kommen, aus Paris oder aus Berlin?

Ballin, der grosse Reeder und Freund des Kaisers, ist vor ähnlich drohenden Ungewissheiten in den Tod geflüchtet. Kirdorf, Fritz Thyssen und andere wühlen, denken an die Wiederaufrichtung ihrer Herrenrechte oder blicken sehnsüchtig über den Rhein, wo die fremden Heere Rettung vor

dem revolutionären Zugriff versprechen. Einzig Hugo Stinnes, der kalte Rechner und Menschenkenner, stemmt sich mit aller Kraft gegen das Verhängnis; eben erst hat er die «Arbeitsgemeinschaft» mit den Gewerkschaftsführern zustande gebracht, die man später einmal den «Knüppeldamm gegen den Morast der Revolution» nennen wird.

Was tut Krupp? Seit dem soeben erfolgten Rücktritt Hugenbergs sitzt Gustav v. Bohlen als unumschränkter Leiter im Essener Chefkontor. Dieser Mann von Mittelmass ist ein zäher Hüter des erheirateten Besitzes. Er liebt schweigende Zurückhaltung, hinter der nur selten, und nur wenn er sich ganz überlegen weiss, handfeste Brutalität sichtbar wird. Sein Rezept heisst jetzt: behutsam auf dem veränderten Boden vortasten, neue Fäden zu den neuen Herren anknüpfen, aber die alten nicht abreißen lassen.

Zunächst gilt es, die revolutionäre Gärung innerhalb des riesigen Arbeiterheeres zu dämpfen, die sich in meist sinnlosen Streiks, Demonstrationen und in einem bedrohlichen Sturm auf die rheinhausener Zentrale entlädt. Da muss man sich nachgiebig stellen und den drohenden Bankerott an die Wand malen, der alle treffe. In beschwörenden Kundgebungen erklärt die Direktion, jetzt werde «allmählich das Aktienkapital aufgezehrt» und dann bleibe «vom Werk nur ein Trümmerhaufen übrig». Nach den fetten Kriegsjahren ist das eine ziemlich dreiste Spekulation auf das schlechte Gedächtnis, aber sie wirkt. Mit zunehmender Konsolidierung werden die Zügel straffer angezogen. Es gelingt, den alten Arbeiterstamm gegen «die neuen» auszuspielen. Innerhalb weniger Monate werden von den 108'000 Männern und Frauen, die im Essener Hauptwerk tätig waren, drei Fünftel entlassen. Die verbliebenen 43'000, erschreckt und uneinig, sind nun schon wesentlich williger.

In Berlin klären sich die Dinge überraschend schnell. Schon bald flüstern sich die Stahlherren, seit dem November enger als früher zusammengeschlossen, vertraulich zu, dass das offiziöse Sozialisierungsgesetz nur der Beruhigung der Massen diene. Ein nach Erfurt eingeladener Kongress aller Rüstungsarbeiter, der über die Verstaatlichung der Waffenwerke beraten soll, wird entsprechend nicht ernst genommen. Unter den vielen verhängnisvollen Pakten der jungen Republik mit den alten Mächten steht ihre Kapitulation vor der Grossindustrie zeitlich an erster Stelle. Eben vier Wochen nach der Revolution erlässt das «Demobilmachungs-

amt» eine geheime Verordnung, von der man bezweifeln kann, ob sie im Kaiserreich kapitalfreundlicher ausgefallen wäre: sie spricht den Rüstungsfirmen das Recht zu, die bestellten, aber nicht abgenommenen Lieferungen bezahlt zu erhalten. Es handelt sich dabei, wie der sozialistische «Vorwärts» in einem juristischen Exkurs auseinandersetzt, um ein «damnum emergens», einen entstandenen Verlust. Weniger gelehrt ausgedrückt: um einen Schadenersatz für das zu früh gekommene Kriegsende. Anstatt zu sozialisieren, beginnt das neue Regime – zu subventionieren.

Bei den turbulenten Verhältnissen des Zusammenbruchs ist damit der Ausplünderung der Staatskassen Tür und Tor geöffnet. Der Kriegsgewinn ist tot, es lebe der Nachkriegsgewinn! Die Daimler-Motoren-Gesellschaft, die im Frühjahr 1918, schamloser Wuchereien überführt, mit einem Produktionsstreik gedroht hatte und daraufhin von Ludendorff unter militärische Zwangsverwaltung gestellt worden war, erhält jetzt – eine Nachzahlung von sechzig Millionen. Wohlgemerkt, ohne irgendwelche Lieferung. Die Summe, die Krupp für nichtabgenommene Aufträge einstreicht, ist wesentlich höher. Ihre genaue Ziffer wird nicht bekannt. In grossindustriellen Finanzangelegenheiten ist die Republik von wahrhaft kavalierrässiger Diskretion.

Aber die Siegermächte? Wird nicht der Hass des Gegners scharfsichtig genug sein, wirksame Mittel zur Vernichtung des Essener Gefahrenherdes zu erkennen? Bald verflüchtigt sich auch diese Sorge. Die Staatsmänner und Experten, die in Paris über die Zukunft der deutschen Waffenproduktion entscheiden, sind entweder ahnungslose Dilettanten oder grosskapitalistische Zyniker, die an keine wirkliche Änderung der Verhältnisse denken. Ihre Beschlüsse bleiben denn auch bei blosser Maschinen- und Anlagenvernichtung stehen, was angesichts der in vier Kriegsjahren verbrauchten technischen Apparatur kein gerade tödlicher Schlag ist. Auf Anforderung der alliierten Kontrollkommission muss Krupp zerstören:

159 Versuchsgeschütze

379 Anlagen (Kräne, Öfen, Behälter)

9'300 Maschinen

120'000 Kubikmeter Beton- und Erdanlagen

801'420 Werkzeuge und Vorrichtungen.

Die Zahlen erscheinen ungeheuerlich. Sie gehen aber wohl kaum allzu weit über das hinaus, was in entsprechend grossen Unternehmen während der nächsten Jahre natürlichem Verschleiss, technischem Fortschritt und der Rationalisierung zum Opfer fällt. Nur mit dem Unterschied, dass den kruppschen Trümmerhaufen die Regierung bezahlt! Es dauert lange, bis die Firma den Gesamtumfang ihrer Entschädigungsansprüche aus den Zerstörungen errechnet hat. Schliesslich fordert sie 103 Millionen Mark, über die es am 23. April 1925 zu einem Vertrag mit Berlin kommt, das nach verschiedenen Vorschüssen dann eine Schlusszahlung von 11 Millionen leistet.

Eine zweite Bedingung der Siegermächte verbietet Krupp die weitere Waffenproduktion. Lediglich vier Geschütze jährlich und die Panzer für die Ersatzbauten der deutschen Marine dürfen in Essen hergestellt werden, wofür die Anlagen von der Kontrollkommission besonders zu genehmigen sind. Es wird nachträglich schwer, sich vorzustellen, was die Väter solcher Bestimmungen von ihnen praktisch erwarteten. Gewiss, grobe und primitive Vorstösse gegen das Verbot liessen sich verhindern. So wird Ende Mai 1920 bei einer überraschenden Kontrolle in der Tat festgestellt, dass Krupp die Produktion von 75-mm-Geschützen wieder aufgenommen hat, als deren Auftraggeber die Reichswehr genannt wird. Gegen vorsichtige Umgehungen aber, etwa durch Aufstellung von Maschinen, die leicht in solche für Kriegsproduktion geändert werden können, sind die Paragraphen machtlos. Und als schliesslich die Kontrollkommission am Ende einer kostspieligen und konfliktreichen Tätigkeit die vollständige Abrüstung Deutschlands konstatiert, ist Krupp gerade wieder soweit, sich ausserhalb des alliierten Machtbereichs geheime Dependancen geschaffen zu haben.

Der einzig wirksame Schritt zur Verhinderung künftiger kruppscher Kriegsfabrikation – der Eingriff in die Besitzverhältnisse der Firma –, der 1918/19 möglich gewesen wäre, unterbleibt.

Wenn sich die Drohungen aus Berlin und Paris so restlos als Schreckschüsse erweisen, ist der Weg zur Wiederankurbelung der Produktion frei. Der in der Bestürzung des Zusammenbruchs gefasste Plan, die Essener Stammfabrik ganz aufzugeben und sich in das moderne Hüttenwerk

Rheinhausen zurückzuziehen, wird wieder fallengelassen. Zweifellos nicht ohne Fühlungnahme mit Berlin, das auch in dunkelster Stunde sein Interesse am Fortbestand der Kruppwerke bekundet. Noch 1918 stimmt die Regierung einem Vertrag zu, der Essen eine jährliche Bestellung von 100 Lokomotiven und rund 2'000 Waggons garantiert. Auch die amtlichen Aussenhandelsstellen wachen über den Interessen der Firma; als die ersten «Kruppkassen» auf dem Markt erscheinen, wird die Einfuhr einer berühmten amerikanischen Marke prompt verboten und erst später freigegeben. Die grosse Umstellung vom Rüstungswerk zur Spezialfabrik für Fertigfabrikate, die man als organisatorische Grosstat der Firma feiern wird, wäre ohne diese verschwiegene Staatshilfe und die schon erwähnten finanziellen Zuflüsse unmöglich. Krupps Sonderstellung als einer «nationalen Institution», die einst der alte Wilhelm feierlich proklamierte, ist auch durch den November 1918 nicht erschüttert worden.

Ehe es zur Inangriffnahme eines neuen Produktionsprogramms kommen kann, sind ernste Rohstoffschwierigkeiten zu überwinden. Zwar hat Krupp nur minimale Erzverluste in Lothringen, doch das Ausbleiben der Minette trifft auch ihn schwer. Sein Anteil an der Orconera Iron Company, der spanischen Erzgesellschaft in Bilbao, ist ebenso wie eine Niederlassung in Riga durch Zwangsliquidation während des Krieges verlorengegangen. Jetzt heisst es dafür Ersatz schaffen, was durch den Erwerb zweier finnischer Bergwerke und grössere Kaufverträge in Schweden geschieht, wobei der Transport von der Devon Erts Maatschappij in Rotterdam übernommen wird, an der Essen nun beteiligt ist. Auch liegen auf den Fabrikhöfen riesige Schrotberge, all die zerstörten oder halbfertigen Materialien. Nach einem neueren Verfahren können sie zur Herstellung bestimmter Stahlsorten verwandt werden. Und als Kohlenmangel auftritt, weil die staatliche Rationierung den Essener Ansprüchen nicht genügt, führt man ohne nationale Skrupel gemeinsam mit der hamburgener Firma Blumenfeld englische Kohle ein.

Die grosse Umstellung von der Kriegsproduktion auf das Friedensgeschäft, die die Jahre 1919 bis 1921 ausfüllt, verwandelt die Kanonenfabrik in ein industrielles Warenhaus. Da ist einfach alles zu haben, von der schweren Lokomotive bis zum künstlichen Zahn (aus nichtrostendem Stahl und garantiert ohne Beigeschmack), vom einfachen Grobblech zum

Kinoapparat, von der Schreibmaschine und Registrierkasse zur Wasserspritze und Schiffsschraube, vom Milchentrahmer zum Traktor, Bagger und Lastwagen, vom Photoapparat zur Web-, Spinn-, Dünge-, Ernte-, Dresch- und Zählmaschine. Ein buntes Produktionsprogramm ohne Generallinie, es sei denn die: Wir machen alles! Wo dem Direktorium eine Lücke in der deutschen Produktion zu sein scheint, oder auch nur ein schwacher Konkurrent, da beisst man sich fest. Das Ganze wirkt noch nach Jahren improvisiert, wie wenn man selbst nicht recht daran glaube, dass dieser Zustand mehr als ein Übergang sein werde. Und wirklich lässt sich die sorgsame Einkalkulierung künftiger Änderungen schon bald bemerken: das einstige Panzerwerk etwa walzt dann die dicksten Bleche der Welt, die an Reich und Kommunen gelieferten Lastkraftwagen haben ein Chassis, das leicht und schnell für artilleristische Zwecke umgebaut werden kann und die Traktoren sind deutliche Übergangstypen zu kleinen Tanks. Im Lichte der rasanten deutschen Aufrüstung nach 1933 erscheinen diese ersten Versuche bescheiden, jetzt jedoch erzeugen sie ein erregendes Halbdunkel permanenter Vertrags«ausweitungen», das über die materiellen Ergebnisse hinaus auch die psychische Atmosphäre für die späteren Vertragsbrüche mitschaffen hilft.

Doch noch sind die Sorgen der Gegenwart vordringlicher. Nachdem die Frage der Existenz des Werkes positiv entschieden ist, ringt man um mehr: um die Erhaltung des Privatbesitzes durch die Familie Krupp. Der scheint vorübergehend bedroht. Kurz nach dem Zusammenbruch hat Essen zu holländischen Geldern seine Zuflucht nehmen müssen und etwa hundert Millionen gegen die Hergabe eines Aktienpakets bekommen. Aber man hat sich die Rücknahme vorbehalten und macht bei erster Gelegenheit davon Gebrauch. Diese häufig recht unbequeme Exklusivität entspringt nicht allein dem Ehrgeiz einer Privatfamilie; man weiss im Essener Chefkontor nur zu gut, dass gewisse Chancen der Firma auch in Zukunft darin liegen werden, dass dem Staat ein einziger, absolut diskreter Inhaber gegenübersteht.

Von 1918 bis 1921 zahlt die Firma keine Dividende; in der Bilanz des ersten Nachkriegsjahres erscheint sogar ein dicker Verlust von 36 Millionen. Solche Ziffern besagen nun allerdings wenig über die wirkliche Situation. Denn während man sich bemüht, nach aussen als notleidend zu

erscheinen, vollzieht sich im Innern eine Konsolidierung, deren Tempo erstaunlich ist. Der grösste Ballastposten, die jetzt überflüssige Münchener Anlage der «Bayrischen Geschützwerte», wird günstig an die Nürnberger A.G. Neumeyer, eine Tochtergesellschaft des Hanielkonzerns, verkauft. Um den durch die Umstellung auftauchenden Patentschwierigkeiten zu entgehen, schliesst man mit Spezialfirmen der betreffenden Branchen Interessengemeinschaften – so mit der badener Maschinenfabrik Fahr für die landwirtschaftlichen und mit Ernemann-Dresden für die photographischen Fabrikate – wobei das Schwergewicht natürlich beim stärkeren, dem Essener Partner liegt. Dezember 1920 kann bereits wieder eine erste Neuerwerbung gemeldet werden: fünfhundert Morgen Industriegelände bei Merseburg, nahe den mitteldeutschen Braunkohlenlagern, genau dort, wo nach den Kriegserfahrungen der künftige Neuaufbau lebenswichtiger Industrien vor sich gehen soll. Dann folgen Schlag auf Schlag die für Krupp so charakteristischen Pachtverträge mit den Zechengesellschaften «Konstantin» und «Helene Amalie», die der Firma eine Kohlenquote von zehn Millionen Tonnen einbringen. Schliesslich wird die Beteiligung an dem ehemals ehrhardtschen Rheinmetallwerk auf eine feste Basis gestellt; hier teilt man sich den Einfluss mit der rathenauschen AEG. und Otto Wolff, dem durch seine Verbindung mit Krupp grossgewordenen Eisenhändler aus Köln. Spätestens Ende 1921, nur eben drei Jahre nach jenem hoffnungslosen November, kann Essen den Rückschlag des Zusammenbruchs im Wesentlichen als überwunden betrachten.

Die vorsichtig-zurückhaltende «Aussenpolitik» dieser Reorganisationsperiode hat der Chef des Hauses, Krupp v. Bohlen bestimmt. Schöpferische Impulse aber sind von ihm nicht ausgegangen. Sie kommen auf das Konto eines Mannes, der nur für kurze Zeit, wenn auch sehr nachhaltig in den Vordergrund rückt: des Leiters der wirtschaftlichen und finanziellen Angelegenheiten, Dr. Otto Wiedfeldt. Seine Laufbahn ist die eines Kruppdirektors par excellence mit ihrem undefinierbaren Ineinanderfliessen politischer und geschäftlicher Tatbestände. Von Beigeordneten der Stadt Essen, wo er erstmals mit der Firma in Berührung kommt, steigt er schnell zum Vortragenden Rat im Innenministerium auf. Diese zukunftsreiche Position verlässt er, um «Berater» des Verkehrsministeriums in Tokio und der koreanischen Verwaltung zu werden, wo zufällig auch

die Firma nicht geringe Bahn- und Grubeninteressen hat. Während des Krieges organisiert er die Ernährungswirtschaft, wieder in enger Fühlung mit Essen, das eigenartigerweise Teilhaber der Reichsgetreidegesellschaft ist und als solcher für – Erhöhung der agrarischen Preise plädiert. Nach der hochinteressanten Mission eines Leiters der deutschen Ukraine-Delegation tritt Wiedfeldt dann offen in den Dienst des Hauses über. Die grosse technische Umstellung ist nach Plan und Durchführung sein Werk. Daneben vertritt er die Firma in Versailles, Spaa und Weimar, weniger lärmend als Stinnes, aber einer der beziehungsreichen Männer des Hintergrunds, die in den offiziellen Delegiertenlisten selten zu finden sind. Wenn wir schon jetzt hinzufügen, dass er 1922, just im Moment der sich anbahnenden finanziellen Verbindungen der deutschen Industrie mit Amerika, aus der Firma «austritt» und – deutscher Botschafter in Washington wird (während Essen dort zu gleicher Zeit zwei wichtige Dollaranleihen placiert, die ihm die Umstellung auf die Währungsstabilisierung ermöglichen), und dass er dann, kurz vor seinem Tode, 1926, ins Direktorium der Firma zurückkehrt, so rundet sich das Bild eines Lebens im Dienste des Essener Hauses. Nein, sie sind keine Zaharoffs, die Kruppdirektoren, ihre Geburtsurkunde umhüllt kein Dunkel und die Gefängnisse in Athen und London kennen sie nur aus schlechten Romanen. Sie sind solide Bürger, ehrbare Kaufleute und gewissenhafte Beamte – bis auf jenes Halbdunkel zwischen Politik und Geschäft, in das sie unversehens vorstossen und wo sie sich, auf ihre Weise, den Abenteurern aus Tatabla gewachsen zeigen.

Wiedfeldts persönlichste Leistung ist die Anknüpfung der Beziehungen mit Moskau. Der Blick nach dem Osten gehört zwar zu den ältesten industriellen Traditionen Krupps, aber die Verbindung des konservativen Hauses mit dem Lande der Weltrevolution bleibt doch erstaunlich. Das erste dieser Geschäfte beginnt denn auch recht aussergewöhnlich mit einem Vorspiel in Stockholm, wo im Sommer 1920 Verhandlungen zwischen Krassin, dem Sowjetdelegierten, und – dem Führer der deutschen sozialistischen Gewerkschaften, Legien, stattfinden. Mit Hilfe skandinavischer Kredite hat die deutsche Gewerkschaftsspitze, der ADGB., eine «Ökonomiegesellschaft» gegründet, die sich durch Zwischenschaltung eine Vermittlerprovision am Russengeschäft sichern möchte.

Die Sache scheitert, als Wiedfeldt eigene Verhandlungen mit den Russen aufnimmt. Moskau bestellt nun direkt in Essen, als erstes für sechshundert Millionen Lokomotiven, die an ein Konsortium unter Führung Krupps vergeben werden.

Auf Seiten des isolierten, von Krieg und Bürgerkrieg verwüsteten Russland sind die Motive der engen Verbindung mit Essen, das für ein Jahrzehnt zu seinen wichtigsten Lieferanten gehören wird, ziemlich eindeutig. Welche Ziele aber verfolgt Krupp? Die Ausrichtung auf den Rapallokurs und die Haltung der Reichswehrkreise erklärt vieles. Aber schon das nächste grössere Geschäft will nur bedingt in diesen Rahmen passen. Es betrifft eine landwirtschaftliche «Konzession» im Donebiet, die Essen sich 1922 erteilen lässt. Es verpflichtet sich, einen Musterbetrieb mit Traktorenbewirtschaftung zu errichten, wofür 100'000 Hektar besten Bodens zur Verfügung gestellt werden. Neben den direkten Erträgen rechnet Essen, so heisst es, mit künftiger Ausweitung seines Exports an landwirtschaftlichen Maschinen ins Land der zehn Millionen Bauernwirtschaften. Aber erklärt das alles? Ist Otto Wiedfeldt, der Initiator dieses für eine Industriefirma recht eigenartigen Geschäfts, nicht einer der Exponenten der Ukrainepläne des Kaiserreichs gewesen? Will der deutsche Neoimperialismus seine Visitenkarte in Osteuropa abgeben, um kundzutun, dass er dabei zu sein wünscht, wenn hier einmal die Beute verteilt wird? Dass an der Konzessionsgesellschaft neben Krupp und Otto Wolff etwa zu fünfundsiebzig Prozent englisches Kapital beteiligt ist, scheint das Doppelgesicht der kruppschen Sowjetgeschäfte zu bestätigen, wenn auch die Bedeutung solcher Spekulationen mit der zunehmenden Konsolidierung Russlands immer mehr zusammenschrumpft. Viel Freude erlebt Essen an seiner Donezkonzession übrigens nicht, es kommt schon bald zu Differenzen über die Vertragsauslegung.

Wir halten 1922. Am Vorabend der Inflation und der Ruhrbesetzung. Am Ende des ersten Abschnitts der Konsolidierung Krupps, wie der deutschen Industrie überhaupt. Hinter den Herren von Stahl und Kohle liegt ein Abgrund; sie gestehen sich's schauernd ein, wenn sie zu den Tagungen ihres Klubs «Ruhrlade» auf Schloss Hügel zusammenkommen. Noch einmal griff der Schatten der Revolution nach ihnen, als die Nationalversammlung im Dezember 1920 das «Reichsnotopfer» beschloss, das alle

Einkommen über fünftausend Mark mit einer konfiskatorischen Steuer bis zu 65 Prozent belegte und keinem Deutschen ein Vermögen über 370'000 Mark beliess. Doch keine Angst, das blieb auf dem Papier stehen, es wird niemand etwas geschehen – ausser dem Schöpfer dieses Gesetzes, Erzberger, den bald darauf Mörderkugeln unschädlich machen (wie es vor einigen Jahren auch mit Karl Liebknecht geschehen ist, dem lange gehassten und schon beim Brandtprozess mit «blutiger Vergeltung» bedrohten Ankläger des Essener Hauses). Aber die Republik, diese geduldige, von ihrer reaktionären Bürokratie tausendmal verratene und missleitete Republik, hat es doch gewagt, gegen den grosskapitalistischen Stachel zu löken. Die Antwort darauf heisst, wir sagten es schon: Inflation und Ruhrkrieg.

Essens Teilnahme an den Währungstreibereien à la Stinnes ist nicht leicht nachweisbar. Aus dem Instinkt seiner rüstungsindustriellen Vergangenheit heraus meidet es das Licht der Öffentlichkeit viel konsequenter als der Mülheimer. An der Torpedierungspolitik, die der Reichsverband der Industrie gegen die Mark treibt, ist es durch dessen Vorsitzenden, Kruppdirektor Sorge, aber ebenso beteiligt wie an den sonstigen Machenschaften, vor allem der geheimen Devisenhamsteri. Seine Auffangstelle für die wertvollen fremden Gelder ist Holland, wo es sich in den Jahren der Ungewissheit über Deutschlands Schicksal wichtige «Nebengeleise» geschaffen hat. Sein gesamter Aussenhandel geht über die Allgemeine Overzee'sche Handelsmaatschappij im Haag und die Gewinne wandern auf Geheimkonten bei der Amsterdamsche Crediet Maatschappij, in deren Aufsichtsrat Kruppdirektor Buschfeld sitzt. Welche Millionensummen dort der Reichsbank entzogen und wie sie zu Konterstössen gegen den Markkurs verwandt werden, lässt sich natürlich nur ahnen.

Dass es geschieht, beweisen die kruppschen Expansionen dieser Jahre. Wenn man den Spuren von Stinnes auf dem Höhepunkt seiner lärmenden Inflationsgeschäfte folgt, wird man an wichtigen Einbruchstellen zumindest den zweiten Platz durch Essen besetzt finden. So ist es beim Kauf des Aktiendrittels der «Berliner Handelsgesellschaft», der im Oktober 1922 die deutsche Öffentlichkeit elektrisiert. Dass Krupp seine Interessen an diesem solidesten deutschen Bankhaus zu gleicher Zeit ausgebaut hat, bleibt unbeachtet. Auch bei der ersten Etappe des stinnesschen Vorstosses

nach Südosteuropa, dem Erwerb der Böhler-A.G. in Berlin, deren Erzgruben, Eisenhütten und Stahlwerke in Steiermark, Niederösterreich und Böhmen liegen, zeigt sich, dass Krupp rechtzeitig ein namhaftes Aktienpaket an sich brachte. Nicht anders ist es mit dem Ausbau der beiderseitigen Interessen in der Sprengstoffindustrie, wo Krupp sich von Köln-Rottweil aus mächtig nach vorn schiebt. Und bei dem grossen Aufsehen, das die Stinneskäufe in der ganzen Welt hervorrufen, bleiben auch wieder die Fäden verborgen, die Essen zur spanischen Levante-Schiffsunion, zur brasilianischen Kohlegesellschaft von Montenev, zu Magnesiumgruben in Steiermark, zu Chile, Südafrika und zur Türkei anknüpft. Gewiss liegt bei dieser Expansion auf Kosten der sterbenden Mark der Unterschied zwischen Stinnes und Krupp darin, dass letzterer wesentlich vorsichtiger zu Werk geht, nur auf organische Abrundung seines Konzerns bedacht ist, aber «raffendes Kapital» ist er ebenso wie der Mülheimer oder die meteorenhaft aufsteigenden Inflationsschieber. Unbedenklich wie jene spielt auch Krupp mit Aktienpaketen, an denen das Wohl und Wehe von Zehntausenden hängt: seine Beteiligung an der Mannesmann-A.G., wo er seit Marokko Grossaktionär war, verkauft er nach Holland, bezeichnenderweise ohne dem davon betroffenen deutschen Unternehmen auch nur eine Mitteilung zu machen.

Freilich, während Hugo Stinnes die Empörung eines ganzen Volkes auf seinem Haupte sammelt, gelingt es Krupp, vor dieser Wirklichkeit anrühiger Inflationsgeschäfte die ramponierte Fassade einer «Wohlfahrtsfirma» neu herzurichten. Das Rührstück, das man zu diesem Zwecke auführt, heisst: Arbeiter-Aktien.

Zum Jahreswechsel 1922 überrascht die Familie Krupp ihr Arbeiterheer mit der frohen Kunde, dass sie bereit sei, nun auch ihre «Werksangehörigen» am Unternehmen zu beteiligen. Ein Geschenk ist es allerdings nicht, aber hunderttausend Aktien, zu je tausend Mark das Stück, ständen ihnen zum Kauf frei, wobei eine Mindestverzinsung von sechs Prozent garantiert werde. Die willfährige Presse greift diese Mitteilung exaltiert auf und spricht vom «praktischen Sozialismus» des Schlossherrn vom Hügel, der nun sogar seinen Alleinbesitz zugunsten der Arbeiter abbaue. Die dann veröffentlichten Details zeigen das aber als monströse Übertreibung. Bei einem Aktienkapital von 500 Millionen (schon entwerteter) Mark,

bleiben 100 Millionen nur eine bescheidene Minderheit. Aber können sie, wenn schon keine Beeinflussung, nicht doch eine gewisse Kontrolle der Geschäftsführung garantieren? Gerade diese Möglichkeit ist in raffinierter Weise verbaut worden. Die Arbeiteraktionäre dürfen nämlich nicht persönlich an der Generalversammlung teilnehmen – was sonst überall dem kleinsten Aktionär gestattet ist –, sondern müssen zuvor eine «Treuhandgruppe» bilden, die sie dann korporativ vertritt. Da die Firma sich durch Dirigierung des Aktienverkaufs jederzeit die Mehrheit in diesem Konsortium sichern kann, bleibt das Kontrollrecht der Arbeiteraktionäre eine Fiktion. Es ist dafür gesorgt, dass die «Anteilnahme» der Werkangehörigen nicht zu intensiv wird, keinesfalls über die Hergabe der Spargroschen hinausgeht. Der Betriebsrat lehnt denn auch das Angebot ab und die Haltung der Arbeiter bestätigt sein Votum: bis Ende 1922 werden von den hundert Millionen Aktien nur zweiunddreissig verkauft. Dann macht die fortschreitende Inflation der ganzen Sache ein Ende.

Der endgültige Sturz der Mark in den Abgrund hat eine Folge, die in der Geschichte des Hauses schamhaft verschwiegen wird: die Entwertung jener Pensionsfonds und Stiftungen, die einst das grosse Propagandastück waren. Teilweise wurden deren Gelder ausserhalb angelegt, aber dreissig Goldmillionen standen 1914 bei der Firma selber, nicht übermässig mit vier Prozent verzinst, während man mehr als das Doppelte mit ihnen verdiente. Nun ist das alles zu nichts zusammenschmolzen, die Beiträge der Versicherten wie die einst hoch gepriesenen Gelegenheitszuwendungen der Firma. Auf dem Umweg über eine lohnende Reklame sind diese Summen wieder in die Kassen des Spenders zurückgekehrt. Für die Krupp-Pensionäre beginnt damit ein Lebensabend voll Not und Flunger. Ihre Tragödie beschäftigt die Öffentlichkeit für das nächste Jahrzehnt immer wieder. «Treue um Treue», so hatte der Wahlspruch des Werkes gelautet, als diese alten Leute ihm ihre Arbeit und Ergebenheit opferten. Jetzt ist das vergessen. Schliesslich muss sogar die Regierung eingreifen, was aber nur unter der Bedingung geschieht, dass von Seiten der Firma gleichhohe Summen zur Verfügung gestellt werden. Auch jetzt langt es nur zu Hungerbeträgen, die die verzweifelten Alten, einst sehr friedliche Arbeiter, zu erschütternden Demonstrationen auf die Strasse treiben.

Das Thema «Wie Krupp für seine alten Arbeiter sorgt» ist seit der Inflation aus dem Essener Propagandarepertoire verschwunden.

Mit dem Einbruch der französischen Truppen ins Industrieviertel, Januar 1923, beginnt die grosse Kraftprobe der deutschen Industrie nach innen und aussen. Hat Krupp zu jenen gehört, die durch ihre Haltung den Schritt Poincares provozierten? Jedenfalls hat er sich von den Versuchen, die Rathenau und selbst Stinnes in Richtung einer wirtschaftlichen Verständigung mit Frankreich unternahmen, betont ferngehalten. Krupp, Haniel und Thyssen optierten, nach dem Zusammenbruch vor das Problem des Wiederaufbaus gestellt, eindeutig für England, mit dessen Kapitalkreisen sie schon bald über Holland in Kontakt kamen.

Und als in jenen Januartagen 1923 französische Armeeteile, von Düsseldorf kommend, die Ruhr überqueren, Essen besetzen und ein General auf Schloss Hügel als ungebetener Gast erscheint, da zeigt sich wieder die kühle Voraussicht des Hauses Krupp. Eine überstürzte romantische Flucht, wie sie das Kohlsyndikat in letzter Stunden in Szene setzt, hat man nicht notwendig: die Geheimarchive der Firma und Familie, die in ihren «Giftschrank» wohl die abgründigsten Dokumente über ein halbes Jahrhundert Geschäft und Politik verbergen, sind längst ins Innere Deutschlands geschafft worden und in Berlin befindet sich, auf alle Eventualitäten gerüstet, eine neue Zentrale des Kruppkonzerns, die «A.G. für Unternehmungen der Eisen- und Stahlindustrie». Wieder, wie schon einmal im August 1914, ist das Haus Krupp nicht überrascht worden.

Nun braucht man nur noch ein wenig das Feuer zu schüren und an der Abneigung gegen «die Bajonette», wie es verführerisch für das Ohr der Massen heisst, flammt die Begeisterung zum passiven Widerstand hell auf. Am 31. März erscheint eine französische Militärpatrouille im Kruppwerk, um in der zentralen Garage, neben der Hauptverwaltung, einige Autos zu beschlagnahmen. Während die Soldaten in die vor ihnen geschlossenen Räume einzudringen versuchen, ertönt plötzlich ein grelles Alarmsignal, das sich schnell fortpflanzt. Wenige Sekunden später heulen hunderte Sirenen über dem gewaltigen Werkkomplex, der sich kilometerweit nach allen Seiten erstreckt. Eine unübersehbare Menge von Arbeitern, irreführt durch die Einflüsterungen gewissenloser Werksagenten, wälzt sich heran

und umlagert die Garagen. Während die ohrenbetäubenden Sirenen jede Verständigung unmöglich machen, drängen die nachkommenden Züge ihre Vorgänger weiter. Immer enger schliesst sich der Ring um das Häuflein der besorgt unter ihren flachen Stahlhelmen hervorblickenden Poilus, die leichtfertige Vorgesetzte in dieses gefährliche Abenteuer kommandierten. Herbeieilende Gewerkschaftsführer mahnen vergeblich die Belagerer zur Umkehr, sie kommen gegen die Hetze politischer Bravos nicht auf. Ist die Situation für die Eingeschlossenen wirklich gefährlich? Würde ihnen der Verzicht auf die Requisition den freien Abzug ermöglichen? Wer weiss es? Der Führer der Patrouille ruft einige ungehörte Warnungen und gibt dann den Feuerbefehl – 13 Tote, 40 Verletzte liegen auf dem Werkspflaster. Der Weg für die Autos ist frei.

Krupp v. Bohlen und neun seiner Direktoren werden verhaftet. Das Kriegsgericht in Werden verurteilt sie zu Gefängnisstrafen von fünfzehn bis zwanzig Jahren und zu Geldbussen, die in die hunderte Papiermillionen gehen. Zweifellos ein summarischer Machtspruch, den der eine Schuldige über den andern Schuldigen verhängt. Dreizehn Tote? Von ihnen wird wenig gesprochen. Sie sind nur ein taktischer Einsatz in diesem Ringen um Reparationsziffern und Industriequoten.

Vom Mai bis zum November 1923 sitzt der Chef des Hauses Krupp mit seiner Direktorensuite im Gefängnis zu Düsseldorf. Die Haft ist kein Martyrium, Frankreichs Generäle wissen, was sie einem deutschen Grossindustriellen schuldig sind. Die Zellen der Herren sind offen, ihr Verkehr untereinander ist unbeschränkt, die Verpflegung übernimmt das Rote Kreuz, separate Spaziergänge im Garten sind gestattet, bis feuchtfröhliche Abendstunden die Herren vereinigen – so sah und hörte der Verfasser dieses Buches den Gefängnistag der Privilegierten, als er im Herbst 1923, vor seiner Verurteilung durch das französische Kriegsgericht, lange Wochen fast Zelle an Zelle mit Krupp und seinen Direktoren verbracht oder gemeinsam mit ihnen über den Gefängnishof spazierte, dessen Seitenwand, recht zum Nachdenken anregend, von einer grossen Halle des einst ehrhardtischen, jetzt kruppschen Rheinmetallwerks gebildet wurde. Und wieder erweist sich die Legende stärker als alle Wirklichkeit: das Bild des

«Duldern» Krupp v. Bohlen in den Händen einer blindwütigen Soldateska wird ein unzerstörbares Requisit künftiger nationalistischer Propaganda werden.

Die Weihnachtsamnestie Herriots setzt Krupp in Freiheit. Er ist, wie der französische Forscher Gaston Raphael feststellt, «nicht nachträglich» und unterzeichnet als einer der ersten die sogenannten «MICUM»-Verträge, in denen die Ruhrkönige ihren privaten Frieden mit Frankreich machen.

Denn trotz äusserer Niederlage – im Innern beginnt die Saat der Grossindustrie herrlich aufzugehen. Am 6. Juni 1925 notiert Stresemann in seinem Tagebuch: «Dann mussten wir Krupp 50 Millionen Mark verschaffen.» An der Spitze der Regierung steht nämlich Dr. Hans Luther, der ehemalige Oberbürgermeister von Essen, auf diesen Posten zu einer Zeit berufen, als Krupp durch das Dreiklassenwahlrecht die beherrschende Majorität der Stadtverwaltung stellte. Also ein Günstling der Firma, der nun Gelegenheit hat, frühere Wohltaten zu vergelten. Was geschieht. Ohne den Reichstag zu fragen, unter Verletzung der Verfassung und des Etatrechts, greift Dr. Luther in den Staatssäckel und zahlt der Grossindustrie als «Entschädigung» für Zerstörungen und Verluste im Ruhrkrieg die ungeheuerliche Summe von siebenhundertfünfzehn Goldmillionen aus. So wird später ein Untersuchungsausschuss des Reichstags feststellen, ohne allerdings die Konsequenz zu ziehen, den schuldigen Kanzler wegen Defraudation vor den Staatsgerichtshof zu bringen. Die Liste der Empfänger jener dreiviertel Milliarde bleibt natürlich wieder unveröffentlicht. Nur eine einzige Ziffer wird bekannt: 75 Millionen, gezahlt an die Firma Krupp.

Nach den «Entschädigungen» für die nicht abgenommenen Kriegsbestellungen, für den verlorenen Auslandsbesitz und die zerstörten Rüstungsmaterialien, ist der Ersatz der Ruhrkampfverluste die vierte der grossen Subventionen, die nach Essen fliessen. Ihre Gesamthöhe dürfte mit dreihundert Goldmillionen kaum überschätzt sein. Kein Wunder, dass mit dem Abflauen der politischen Erschütterungen sich so etwas wie eine Tolerierung der generösen Republik durch die Grossindustrie anbahnt. Man hat sich in den Lebensfragen der Sozialisierung und des Steuerkurses durchgesetzt und trägt die gewerkschaftlichen Nadelstiche als notwendiges Übel.

Solange der neue Staat für gute Geschäfte und Bekämpfung des Umsturzes sorgt, solange er vor allen Dingen als Verhandlungspartner bei der Liquidierung der aussenpolitischen Fesseln nützlich ist, kann er einer kühlen Loyalität der Industrieherrn gewiss sein.

Für das nächste halbe Jahrzehnt legt sich um das Kruppwerk ein wohl-tätiges Schweigen. Die Rolle als deutsche Waffenschmiede scheint endgültig ausgespielt und was da nun über Essen zu berichten wäre, etwa die Entdeckung des nichtrostenden Stahls oder die Einführung neuer Fabrikationszweige, ist wenig aufregend. Nach der Stabilisierung wird das Aktienkapital bescheiden auf 160 Millionen festgesetzt. Man rückt in der Rohstahlgemeinschaft mit Thyssen und dem Phönix an die erste und im Kohlsyndikat an die zweite Stelle. Im Schatten Krupps sind Männer gross geworden, die ihn an Vielseitigkeit der Beziehungen längst übertreffen; darunter etwa Otto Wolff, der durch den Vertrieb von rheinhausener Fabrikaten ein Millionenvermögen verdiente. Mit dem Tode des Direktors Sorge, der auch im Reichstag sass, verliert Essen seinen schon traditionellen Vorsitz im Reichsverband der Industrie, der nun erstmalig an die I.G.-Farben übergeht. Das alles deutet auf Ermattung und Resignation. Die Krupp-A.G. scheint untergetaucht, eingegliedert in das Dutzend grosser, immer physiognomieloser werdender Industrierwerke zwischen Rhein und Emscher.

Doch nicht ganz. Als es zur Gründung des grossen Ruhrtrusts kommt, als Thyssen, Phönix, Deutsch-Luxemburg, Gelsenberg, der Bochumer Verein u.a. sich zu den «Vereinigten Stahlwerken» zusammenschliessen, die mit einem Aktienkapital von achthundert Millionen und mit zweihunderttausend Arbeitern den grössten Montankomplex des Kontinents bilden, bleibt Krupp abseits. Die Begründung dieser Separation, die auch für die Öffentlichkeit überraschend kommt, ist merkwürdig verlegen. «Wir glauben nicht», erklärt Essen, «dass es für die deutsche Wirtschaft nützlich ist, wenn bekannte Namen wie Krupp verschwinden. Auch ist Entwicklung und Aufbau der Familiengesellschaft Krupp von den übrigen Eisenwerken des Ruhrgebiets unterschieden.» Jedes Wort ein Fehlargument: weder wäre der Name des Hauses verschwunden, noch hat Krupp mehr Familienbesitz als Thyssen oder hat mehr Eigenheiten als die andern.

Der wahre Grund der Essener Haltung bleibt unausgesprochen. Man will nicht untergehn in dem grossen Topf der andern, weil man auf den Tag hofft, an dem man wieder eine «kruppsche» Aufgabe erhält. Wird der Tag kommen?

12.

Man ist jedenfalls fest entschlossen, sich von ihm nicht unvorbereitet überraschen zu lassen. Bei aller zur Schau getragenen Genugtuung über die gelungene technische Umstellung, die den Beweis erbracht habe, dass «Krupp auch in den Werken des Friedens gross» sei, gilt die geheime Sehnsucht des Hauses nach wie vor jener andern Aufgabe, über die man in Essen mehr als ein Jahrzehnt nur flüsternd spricht.

Sie ist nicht aufgegeben. Im Essener Stammwerk freilich, unter den Augen der ganzen Welt, kann man es auch nach Beendigung der offiziellen Kontrolltätigkeit der alliierten Kommissionen nicht wagen, die Entwaffnungsbestimmungen offen zu verletzen. Hier begnügt man sich damit, Maschinen und Anlagen zu errichten, die direkt oder ohne grosse Änderungen in solche für Waffenproduktion umgestellt werden können. Die Walzstrassen, Stahlpressen, Bohrmaschinen und Drehbänke, die man jetzt in Betrieb hat, gleichen nur darum nicht jenen zerstörten von 1919, weil der seitherige Fortschritt der Fabrikation grundlegende Änderungen verlangt; in Pilsen und Le Creuzot aber würde man ihre Zwillingbrüder finden können. Ganze Abteilungen des Essener Werkes sind in diesen Jahren verzauberte Landschaften, die nur auf ein Stichwort warten, um in alter Pracht und Herrlichkeit aufzublühen.

Wie es kruppsche Art ist, geht man dabei recht gründlich zu Werke. Über der materiellen Vorbereitung wird die theoretischtechnische nicht vergessen. Sie ist Aufgabe jenes gespenstischen «Studienbüros für Waffenproduktion», das weiterbesteht, als hätte es nie einen November, nie ein Versailles gegeben. Die vertrauten Boten des Werkes tragen allerdings kopfschüttelnd Tag um Tag die Wagenladungen waffentechnischer Zeitschriften und Bücher in seine abgelegene Zimmerflucht, aber dort werden diese von einem Stab von Technikern ebenso ernst in Empfang genom-

men wie gewissenhaft durchstudiert. Hier arbeiten Kanonenkonstrukteure, Lafettenbauer, Panzerspezialisten, hier entstehen, auf dem Papier natürlich, die neuesten Schöpfungen der zerstörerischen Phantasie, hier wächst die Jugend aus ergebenen Familien allmählich in die Erfahrungen der erprobten Alten, einer Zukunft entgegen, die freilich noch im Dunklen liegt. Und doch hat die Firma für sie schon jetzt reale Aufgaben – in den geheimen Waffenfabriken ausserhalb Deutschlands.

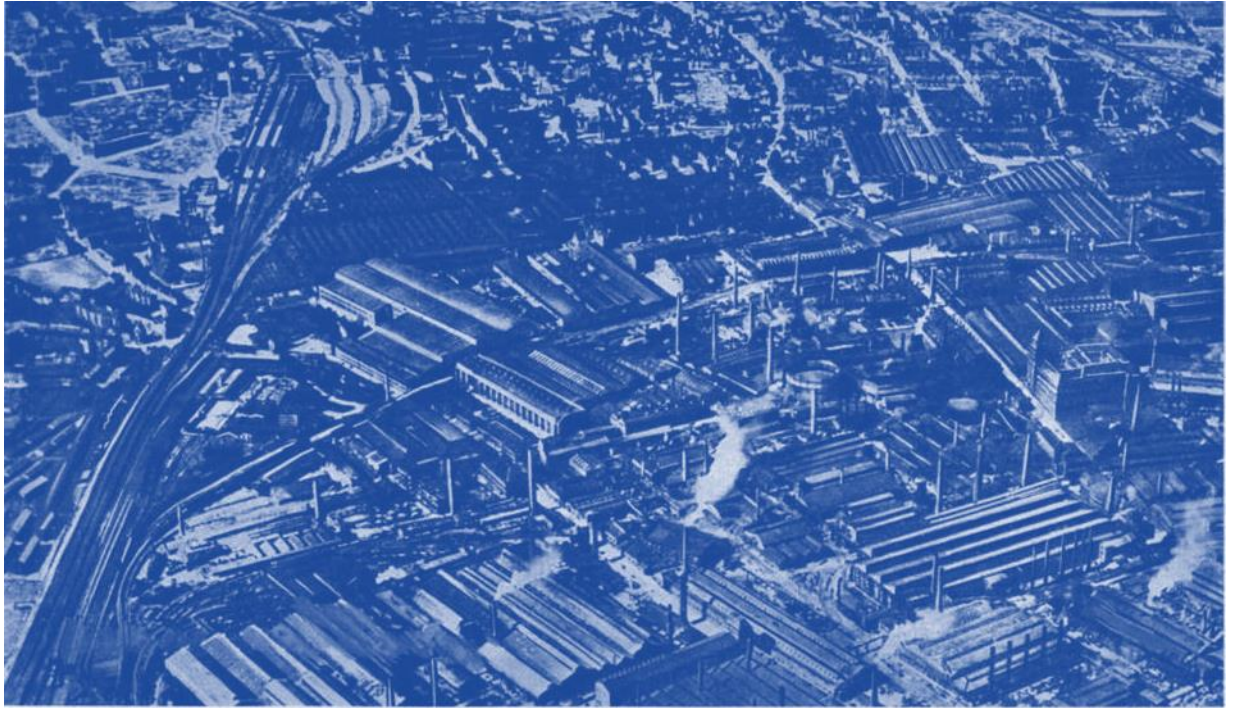
Da ist zunächst, bequem vor den Toren des Industrireviers gelegen, das kleine Holland, über dessen Häfen seit Jahrzehnten Essens gesamter Aussenhandel geht. Im Kriege, mit seinen dunklen Geschäften nach hüben und drüben, hat Krupp hier breiter Fuss gefasst. Auf der schwarzen Liste der Alliierten stand seit 1916 die von Essener Mittelsmännern gegründete Handelsfirma Blessing & Co. im Haag, deren grosse Zeit erst nach dem Zusammenbruch kommt, als sie zum «Aufkäufer» riesiger deutscher Waffenparks avanciert, die in Essen, Magdeburg und Düsseldorf vor der Zerstörung beiseite geschafft werden konnten. In grossen Lagern bei Hogezaand (Groningen) und in Krimpen an der Jissel sammelt sich allmählich Artilleriematerial für eine ganze Armee, darunter bis zu fünfzehnhundert Geschützen. Eine Namensänderung in «Hollandsche Industrie en Handel Maatschappij (Siderius A.G.)» versucht die kruppschen Spuren zu verwischen. Trotzdem wird das Unternehmen im Jahre 1926 Gegenstand einer diplomatischen Anfrage, die die französische Regierung an Holland richtet, das es aber ablehnt, sich in «Privatgeschäfte», an denen vorsorglich auch einflussreiche Holländer beteiligt wurden, einzumischen. Allmählich wird die Siderius-A.G. zu einer Dachgesellschaft geheimer Rüstungsunternehmen. Sie ist Besitzerin der rotterdamer Maschinenfabrik und Werft Piet Smit Junior, die so ganz nebenbei eine Spezialabteilung für Kanonenbau unterhält und mit dem nach Rotterdam verlegten Konstruktionsbüro der Germaniawerft zusammen arbeitet. Weitere Beziehungen gehen zur Maschinen en Apparaten Fabrik Utrecht und dem Ingenieurskantoor voor Schepsbouw im Haag, beides Produzenten von Torpedoteilen, als deren Käufer dann die kruppsche Reederei in Rotterdam auftritt.

Der oberste Leiter der holländischen Geheimproduktion ist Kruppdirektor Buschfeld, der sich zu seinem sechzigsten Geburtstag im Essener

Lokalblatt rühmend bescheinigen lässt, er sei «bewusst wenig in der Öffentlichkeit hervorgetreten». Für den Aufsichtsrat der amsterdamer Crediet Maatschappij und des «Kruwal» in Rotterdam ist das verständlich. Bei Siderius wird er auch nicht sichtbar, hier fungieren als kruppsche Direktoren Siegfried Fronknecht und Henri George, während im technischen Betrieb über vierzig deutsche Ingenieure tätig sind.

Ein besonderes Wort verdient der Vorsitzende des Verwaltungsrats von Siderius, der als Holländer die Kulisse für Krupps Interessen abgibt: Herr van Beumingen. Das ist einer der grossen Waffenhändler, der gefährlichen Intriganten im Halbdunkel politischer Geschäfte, ein Mann vom Schlage der Zaharoff-Gontard-Mandl, von deren Existenz und Wirken die Öffentlichkeit der Kriegsbegeisterten selten etwas erfährt. Beumingen, der im Hauptberuf als Direktor des holländischen Verkaufsbüros des Ruhrkohlsyndikats auftritt, hat seine Hand in all den üblen Affären, die wie Giftblasen über dem Sumpf der kruppschen Geheimproduktion aufsteigen. Er stand hinter dem Fall Frank Heine, der «Utrechter Fälschung», bei dem ein französisch-belgisches Geheimabkommen produziert wurde, um zwischen Brüssel und dem Haag tödliches Misstrauen zu säen. Er gehört auch zu den Geldgebern der panholländischen Bewegung um die Zeitung «Dietschege Datsche», die in Belgien und Holland unter den Flamen Gehorsamsverweigerung propagiert. Und schon jetzt wollen wir hinzufügen, dass er später die holländische Schwarzhemdenbewegung finanzieren wird, die dann recht sinnig die Parole «Gegen die Korruption» auf ihre Fahnen schreibt. Zusammengefasst ist das eine vielseitige Tätigkeit für den Kruppagenten van Beumingen, die aber nur dann wahllos erscheint, wenn man nicht das brennende Interesse des deutschen Generalstabs an jener Zone um die Mündung von Rhein und Schelde in Rechnung setzt.

Wichtiger noch als geheimer Erzeuger ist Holland für den Umschlag gewisser Waren aus andern Ländern, die eine direkte Deklaration nach Essen nicht vertragen. Deren Hauptteil kommt aus Schweden, das seit dem Verlust der lothringischen Erzbasis der bedeutendste Lieferant der deutschen Schwerindustrie wurde. Hier ist Essen nach Kriegsende ein ganz grosser Coup gelungen: der Einbruch in die Waffenfabrik Bofors.



KRUPPWERK-ESSEN 1933

(Flugaufnahme)

Als die Alliierten dem Kruppwerk die Zerstörung der Maschinen und Anlagen diktierten, liessen sie eine mindestens ebenso gefährliche Sache in seinen Händen, nämlich Patente, Lizenzen und ander geheime Produktionsverfahren. Von diesen verkaufte Essen die wertvollsten an jene schwedische Firma, die dafür mit einem dicken Paket eigener Aktien bezahlte. Das Weitere geschah dann mit Hilfe heimlicher Käufe an den Börsen, wofür die Reichsregierung durch ihre Subventionen – diesmal eine zur Sanierung von Rheinmetall – genügend flüssige Mittel zur Verfügung stellt. Spätestens Ende 1925 dürften von den neunzehn Millionen boforsscher Aktien mehr als sechs Millionen, also eine zur Führung qualifizierende Menge, in den Händen Krupps sein. Die Situation, die damit geschaffen ist, entbehrt nicht der Komik: während die alliierten Kommissionen noch fleissig und gewissenhaft die Durchführung der deutschen Abrüstung «überwachen», produziert Krupp schon wieder ungestört bei Bofors die allerneusten Typen schwerer Artillerie, Tanks mit einem Maschinengewehr, das tausend Schuss in der Minute abfeuert, Flugabwehrgeschütze, Gasbomben und vieles andere mehr.

Aber Schweden ist nicht Holland. Die sozialistische Partei dieses demokratischen Landes kommt bald dahinter, wer als Herr bei Bofors sitzt und im Stockholmer Reichstag wird 1929 ein Gesetz angenommen, das Ausländern verbietet, Besitzer schwedischer Rüstungswerke zu sein. Für uns, die wir schon erfahren haben, dass nur der Eingriff in die Eigentumsverhältnisse eine wirksame Kontrolle der Rüstungshydra ermöglicht, ist es nicht überraschend, dass dieses Gesetz sich als Fehlschlag erweisen wird. Denn für sein gutes Geld kann Essen alles kaufen, auch verlässliche Strohänner. Zu diesem Zweck wird eine Holdinggesellschaft der Bofors-Besitzer gegründet, in der Krupp nicht mehr erscheint. Der Vorsitzende dieser Gesellschaft, Direktor Mauritz Carlsson, besitzt selber 63'000 Boforsaktien. Aber Carlsson hat auch Schulden, genau 6'300'000 Kronen, und zwar – welche Überraschung – bei Krupp, dem er für diese Summe sein Aktienpaket verpfändet hat. Der zweite Direktor, D. Wingquist, ist in der gleichen Lage; sein beträchtlicher Besitz an Boforsaktien liegt im Depot der Skandinaviabank, gesperrt zugunsten des Essener Gläubigers. Nachdem die Sache so glücklich geregelt ist, können die Eh-

rennmänner in der Boforsdirektion jederzeit wahrheitsgetreu aussagen, dass Krupp an der Firma nicht im Geringsten beteiligt sei. Für einige Jahre wird das genügen.

Wie aber ist diese zynische Umgehung der versailer Abrüstungsverpflichtungen möglich? Warum schweigen, wenn schon die interessierten Regierungen nichts wissen sollten, die grossen Konkurrenten Krupps in Le Creuzot und Sheffield, die doch gewiss über jeden der Essener Schritte unterrichtet sind? «Wenn wir diese Frage näher betrachten wollen», so antwortet uns Paul Faure, der französische Deputierte und Rüstungsspezialist, in einer Kammerrede über die Nachkriegsbeziehungen der Waffenfirmen, «so würden wir sie (Krupp und Schneider) bei den Geschäften in Polen ebenso zusammen arbeiten sehen, wie sie sich vor dem Kriege bei Putiloff in Russland zusammengefunden hatten.» Und einen zweiten Grund verraten die grossen Inserate, die das Haus Vickers seit Jahren in den deutschen militärischen und waffentechnischen Zeitschriften veröffentlicht und die ihren Charakter als blosser finanzielle Unterstützung kaum verbergen können: man braucht die Pflege militanter Gesinnung in Deutschland, braucht auch die «geheimen» Aufrüstungsschritte Krupps als belebende Komponente im darniederliegenden Waffenhandel. Denn wohin käme man, wenn man nicht gelegentlich mit einem Geheimdossier über Essens ausländische Geschäfte auch die eigenen ein wenig ankurbeln könnte!

Sind die Zeiten rüstungsindustrieller Rivalität vorüber? In dieser schrecklichen Epoche der friedensfreundlichen Parlamente, der Abrüstungskonferenzen und Kriegsächtungspakte vermeiden die ehrbaren Kaufleute des blutigen Handels jedenfalls alles, was die gemeinsame Sache schädigen könnte. Manchmal ist das nicht ganz leicht, wie bei jener Auseinandersetzung zwischen Vickers und Krupp über gewisse Lizenzgebühren aus der Kriegszeit. Vier Jahre lang hat das englische Haus täglich einige zehntausend Granaten, mit guten Kruppzündern versehen, an die alliierte Front geliefert. Wieviel deutsche Soldaten ihrer garantiert vorzüglichen Sprengwirkung zum Opfer fielen, ist nicht mitgeteilt worden, bekannt wird hingegen, wie hoch die Ansprüche sind, die Essen nun aus solchem Gebrauch seiner Zünder erhebt.

Krupps Rechnung ist unanfechtbar: bei 1 Shilling 3 Pence pro Granate

ergibt die vierjährige Produktion von Vickers-Armstrong eine Gesamtsumme von 123 Millionen Shilling, auf die Essen nach den vorliegenden Lizenzverträgen Anspruch hat.

Jene Propagandalüge des Weltkriegs, in Deutschland werde aus Soldatenleichen Fett gewonnen, wächst damit in eine schauerliche Wirklichkeit: sechzig Mark auf den Kopf jedes der zwei Millionen gefallener deutscher Soldaten berechnet das Haus Krupp dem Gegner. Die Helden von Langemarck und Ypern stehen auf – in Gestalt von 1 Shilling 3 Pence auf einem Debetkonto bei Vickers, dessen Realisierung Essen nun fordert. Das Geschäft auf beiden Seiten einer Front, bisher ein einmaliger Lieferungsgewinn, oft mit fehlender politischer Voraussicht entschuldigt, steigert sich nun in seine unheimlichste Konsequenz: permanente Beteiligung an jedem Schuss des Gegners, an jedem Toten des eigenen Volkes. Übertroffen ist die Forderung des mit Krupp liierten Stummkonzerns, der 1913 eine Entschädigung verlangte, weil man ihm verbot, in den grossen Soldatenfriedhöfen von Metz und St. Privat Schächte für seine Erzförderung zu schlagen. Hier hindern nicht Tote einen Gewinn, hier sind sie der Gewinn selber – 1 Shilling 3 Pence für jede Granate, die sie zerriss.

Die Auseinandersetzung mit Vickers geht nicht ganz reibungslos, hundertdreißig Millionen sind auch für das Haus Basil Zaharoffs keine Kleinigkeit. Da direkte Verhandlungen nicht zum Ziel führen, ruft Essen das deutsch-englische Schiedsgericht an, das nach Intervention des Berliner Auswärtigen Amtes Zusammentritt. Um als Zeuge in eigener Sache aussagen zu können, hat Essen seine Forderung an die Bank für Industrieobligationen zediert, ein kleiner Gaunerstreich in diesem grossen schmutzigen Handel, denn der Vorsitzende der Bank ist niemand anders als Dr. Gustav Krupp selber. Über den Gang der Verhandlungen dringt nichts in die Öffentlichkeit (die Affaire wird erst Jahre später bekannt), da beide Teile sich um eine diskrete Verständigung bemühen. Wie diese schliesslich aussieht, berichtet die Pariser Zeitschrift «Le Crapouillot», wohl auf Grund französischer Informationen: «Krupp hat die Geltendmachung seiner Rechte nicht bis zu Ende verfolgt und soll dafür von Vickers eine Entschädigung in Gestalt eines Anteils an den Stahl- und Walzwerken Miers in Spanien erhalten haben.»

In Spanien! Die Herren vom Hause Vickers konnten der Annahme eines solchen Angebots gewiss sein, wussten sie doch, dass für Essen ein Ausbau der spanischen Position von besonderer Wichtigkeit ist. Dort sitzt Krupp in der Maquinista Terrestre y Maritima, der grossen Maschinenfabrik in Barcelona, in der Levante-Schiffsunion und seit kurzem auch wieder in der Orconera Iron Company von Bilbao. Diese Beteiligungen an Erz-, Maschinen- und Schiffsgesellschaften erhalten ihren letzten Sinn durch die Fäden, die zur Eschevarita-Werft in Cadiz gehen. Hier arbeiten kruppsche Ingenieure aus dem schon erwähnten Büro in Rotterdam und bauen die für Kiel verbotenen U-Boote, nach den Erfahrungen des vierjährigen deutschen Kaperkriegs konstruierte riesige Unterwasserkreuzer.

Nur ein Bruchteil dieser in Holland, Schweden und Spanien erzeugten Waffen gelangt nach Deutschland, dessen Aufnahmefähigkeit noch beschränkt ist. Man hilft sich damit, in den neutralen Ländern gut getarnte Depots anzulegen, die für den Ernstfall einem sofortigen Zugriff offen sind. Auch der lukrative Waffenhandel wird wieder angekurbelt, zunächst allerdings auf zweifelhaften Nebengeleisen: bei den Aufständen der Rifkabylen in Marokko, der Drusen in Syrien, bei den südamerikanischen Revolutionen und den Bürgerkriegen in China erhält sich hartnäckig das Gerücht, dass Essener Waffenagenten ihre Hand im Spiel haben.

Doch es wird Zeit, von diesen Bemühungen Krupps in aller Welt zu seiner innerdeutschen Position zurückzukehren, denn hier bahnt sich eine Entwicklung an, die das Essener Haus, nachhaltiger als es seit dem Weltkrieg der Fall war, in den Vordergrund grosser Ereignisse rücken wird.

13.

Mitte Mai 1929 findet auf Schloss Hülgel ein Frühstück statt, zu dem der Hausherr über Wunsch des Reichsbankpräsidenten Schacht eine Reihe befreundeter Industrieller eingeladen hat. Schacht kommt aus Paris, wo er gemeinsam mit Albert Vogler, dem Generaldirektor der Vereinigten Stahlwerke, an der Sachverständigenkonferenz teilnahm, die über die Revision des Dawesplanes verhandelte und zu der als Vertreter der ame-

rikanischen Gläubiger Owen D. Young und Pierpont Morgan erschienen waren. Man steht vor ernststen Schwierigkeiten in der Reparationsfrage. Vom nächsten Jahr ab soll Deutschland die erste volle Rate von eineinviertel Milliarden zahlen und das in einer Situation, da der Konjunkturaufstieg zu stocken beginnt und die kommende Krise ihre Schatten vorauswirft.

Aufmerksam hören die Ruhrindustriellen, der alte Kirdorf, Reusch von der «Gutehoffnungshütte», Klönne, Hans Cremer, Fritz Thyssen und der Gastgeber Krupp, was ihnen Schacht und Vogler über die neuen Forderungen der Gläubiger zu berichten haben: die Zahlungen sollen bis 1988 gehen, jährlich zwei Milliarden, von denen sechshundert Millionen auf jeden Fall, die restlichen aber unter Transferschutz zu entrichten sind.

Eindringlich verteidigt Doktor Schacht diese Vorschläge, die später den Namen «Youngplan» erhalten werden, obwohl sie im Wesentlichen von dem Franzosen Quesnay stammen. Der Fortschritt liege in den Transferklauseln, denn die Weiterzahlung der ungeschützten Dawesraten müsse zu einer Finanzkatastrophe führen, die den Zusammenbruch grosser Teile der deutschen Wirtschaft nach sich ziehen werde.

Die Worte «Katastrophe» und «Zusammenbruch» lassen Fritz Thyssen aufhorchen. Dieser ewige Sohn eines grossen Vaters sieht sein Erbe bedenklich dahinschwenden. Noch ist die Krise des Stahltrusts mit seiner Schuldenlast von siebenhundert Millionen, mit bürokratischer Überorganisation und Fehlrationalisierung, nicht nach aussen sichtbar, aber die Eingeweihten wissen, dass man keine ehrliche Bilanz mehr verträgt. Und wenn nun schon Bankerott, meint Thyssen, dann doch wenigstens ein solcher, für den man andere verantwortlich machen kann:

«Diese Krise brauche ich jetzt! Nur dann sind Lohnfragen und Reparationsfragen auf einmal zu beseitigen.»

Die Lohrforderungen beseitigen? Noch heisst die Regierung Hermann Müller und der Finanzminister Hilferding. Noch sind die Sozialisten die stärkste Partei in einem Parlament, das eben erst einen Linksruck erlebt hat. Aber hier, beim Frühstück auf Schloss Hülgel, gibt einer das zynische Rezept, wie man den Druck solch unangenehmer Tatsachen «beseitigen» kann, nämlich mit Hilfe dieser Krise, «die ich brauche», das heisst mit

Bankerott, Reparationshetze und den politischen Weiterungen, die seit dem Ruhrkampf vor einem solchen Gremium nicht deutlicher zu nennen sind.

Wunsch träume eines Bankerotteurs? Grosssprechereien? Das alles und mehr. In diesem Kreis und an diesem Ort wird der Schrei nach der Krise zum Programm. Ist es ein Widerschein der erst dumpfen Opposition, die sich draussen im Land gegen die Enttäuschung einer ganzen Epoche zu formieren beginnt, dass mit dem Problem der Reparationen gleich die Frage des «Systems» überhaupt auftaucht? Beide miteinander zu verknüpfen, um beide aneinander zu beseitigen, das ist die neue Erkenntnis, die nach den vertrauten Gesprächen dieses Frühstücks zur Richtschnur wenigstens eines Teiles der Erschienenen wird: Vogler tritt wenige Tage später zurück, im Herbst sieht sich Kirdorf in Nürnberg den Vorbeimarsch der nationalsozialistischen Sturmabteilungen an, Thyssen lädt Göring zur ersten Aussprache auf sein Kastell Landsberg und schliesslich nimmt auch Schacht, im Schloss Hülgel über vieles belehrt, seinen mörderischen Kampf gegen Youngplan und «Youngsystem» auf. Die Herren haben sich verstanden. Als der Abgeordnete Georg Bernhard im Reichstag den Wortlaut der thyssenschen Bemerkung bekanntgibt, ist eine Front von Abschwörern bereit, die gefährliche Weisheit als ungehört zu decken. Der Gegner darf nicht zu früh erkennen, wie bewusst man in die Krise, die man braucht, marschiert.

Marschier Krupp mit? Seine Haltung ist nicht ganz eindeutig. Immerhin sind seine Bindungen an den bestehenden Staat enger als die seiner Kollegen, wenn auch durch die Tatsache nuanciert, dass sie zum Reichswehrministerium gehen. Und dann fehlt ihm, anders als diesen Thyssen-Vögler-Kirdorf, der letzte beherrschende Antrieb zur Katastrophenstimmung: er ist nicht bankerott. In den verflochtenen Jahren der Hochkonjunktur hat Essen keine Dividende gezahlt, für eine Familiengesellschaft nicht gerade ein Opfer, doch ein Beispiel kluger Mässigung. Mehr Vorsicht als Voraussicht, hat sie dem Chef des Hauses, spät aber doch, den Ruf eines bedeutenden Wirtschaftsführers verschafft, ein schauerliches Armutszeugnis der Epoche, die nun zu Ende geht.

Dass man an einem Wendepunkt steht, verkennt indes auch Krupp nicht. Beim grossen Metallarbeiterkampf des Vorjahrs, 1928, ist er aus seiner Reserve herausgetreten und hat sich in die Front der Scharfmacher

gestellt. Die Regierung des Sozialdemokraten Hermann Müller hat es dabei gewagt, eine staatliche Unterstützung der hunderttausend Ausgesperrten vorzunehmen, was ihr unvergessen ist. In diesem Punkt finden sich die Krupp-Haniel-Siemens mit den Bankerotteuren vom Stahltrust und den Kohlengesellschaften zusammen. Die These vom «politischen Lohn», zu der die Sozialisten sich durchgerungen haben, hat alle Industriellen tief erschreckt. Wenn die politische Machtstellung für die Arbeiter der Hebel zur Verteidigung und Verbesserung ihrer ökonomischen Position sein soll, dann wird es eben notwendig, in eine scharfe Kampfstellung gegen sozialistische Regierungseinflüsse, bzw. ihre Wiederkehr, zu treten. Noch scheuen die meisten vor dem Katastrophenoptimismus eines Thyssen zurück, aber sie sind schon entschlossen, die Lohngefahren politisch zu «beseitigen».

Es bedeutet eine Absage an eine lange Neutralitätsperiode der Industrie, dass im Herbst 1931, an Stelle Dr. Duisbergs, des Chefs der I.G.-Farben, wieder ein Mann von der Ruhr, Krupp v. Bohlen, zum Vorsitzenden des Reichsverbandes der deutschen Industrie gewählt wird.

Die Einigung auf die Person Krupps zeigt, dass eine Kompromissentscheidung gefallen ist. Während die Bankerotteure sich bereits ins Braunschweig geflüchtet haben, hält das Gros der deutschen Industriellen erst auf halbem Wege in dem grossen politischen «Umbruch», der mit dem hitlerischen Wahlsieg im September 1930 eingesetzt hat und nun Welle auf Welle gegen die Fundamente der deutschen Republik spült. Zwar ist die Feststellung des Abgeordneten Breitscheid im Reichstag, der Ruhrbergbau habe eine Umlage von fünfzig Pfennigen pro geförderte Tonne für «politische Zwecke» beschlossen und aus diesem Fonds sechshunderttausend Mark den Nationalsozialisten zur Verfügung gestellt, ein ernstes Symptom, aber auch nicht mehr. In Harzburg, wo Hugenberg und Hitler sich erstmalig offen miteinander zeigten, fehlten die Repräsentanten der grossen Industriefamilien, nur zweitrangige Generaldirektoren und Syndici waren vertreten. Und auf der Industriellenkonferenz in Düsseldorf, vor der der nationalsozialistische Parteichef erstmalig sein Programm entwickelt, bleibt das «Heil, Herr Hitler», das Fritz Thyssen ausbringt, selbst für dieses Forum recht mager. Es klingt fast wie eine Polemik gegen die

Anklagereden, die Thyssen vor der amerikanischen Kolumbia-Universität über das deutsche Steuersystem hält, wenn der neue Verbandsvorsitzende Krupp mahndend feststellt, die deutsche Wirtschaft sei vor allem durch die Kosten ihrer inneren Organisation überbelastet. Wo hält Krupp und die Mehrheit der deutschen Industriellen in diesem Herbst 1931? Beim autoritären Kurs Brünnings? Bei den Diktaturplänen, die aus den verschiedenen Zirkeln des Rechtslagers oder der Kanzlei Hindenburg kommen? Zunächst ist nur eines klar: noch nicht bei Hitler.

Aber schon bereitet sich hinter den Kulissen das Ereignis vor, das die Lage über Nacht verändern und die reservierten Industrieherrn in Bewegung bringen wird. Ende 1931 erhält die Brüningregierung eine vertrauliche Information, dass der Credit Lyonnais, Frankreichs Industriebank, mit dem in finanzieller Bedrängnis befindlichen Grossaktionär des Stahltrusts, Friedrich Flick, über den Ankauf jenes Pakets Aktien von «Gelsenberg» verhandle, das bei der eigentümlichen Verschachtelung der Ruhrunternehmen die Schlüsselstellung im Stahltrust bedeutet. Die Nachricht kommt nicht aus Düsseldorf oder Essen, sondern – unauffällig lanciert – aus Paris selber und wird durch den Hinweis gewürzt, dass die Bank in direktem Auftrag – Schneider-Creuzots handle. Der französische Rüstungskonzern strebe danach, Herr im grössten deutschen Stahlbesitz zu werden.

Die entsetzte Regierung fällt prompt auf den ihr gelegten Köder herein und beeilt sich, das schlimmste zu verhindern. Finanzminister Dietrich nimmt Verhandlungen mit Flick auf, der in der Position des Umworbeneden nicht allzu zugänglich scheint. Schliesslich ist er bereit, sein gelsenkirchner Aktienpaket zum Kurs von 90 abzugeben, also zum vierfachen der Börsennotierung, die gegenwärtig bei 20 liegt. Mit einem Gesamtpreis von hundertzehn Millionen kommt am 4. März 1932 der Kaufvertrag zustande.

Das Reich ist Besitzer des Stahltrusts, ist Herr des grössten und zentralsten Komplexes der Schwerindustrie, der die Kleinigkeit von 75 Prozent der Erzerzeugung und 50 Prozent der Kohlenförderung Deutschlands kontrolliert!

Vor den deutschen Industriellen erhebt sich das Gespenst des Staatssozialismus. Denn wer garantiert dafür, dass die Regierung sich mit der Rolle des stillen Aktionärs begnügen wird? Seit dem sensationellen Vor-

stoss in die Grubengesellschaft Hybernia, den vor fast drei Jahrzehnten ein kaiserlicher Minister unternahm, ist der Argwohn der Ruhrherren gegenüber der Berliner Bürokratie nie ganz erloschen. Im Bunde mit der grossen Welle «antikapitalistischer Sehnsucht», die durch Deutschland geht, könnte selbst ein ordinäres Subventionsmanöver, wie es die Väter des Gelsenberggeschäfts beabsichtigen, in ein gefährliches *fait accompli* umschlagen. Dagegen ist die Kontrolle, die jetzt die Kanzlei Hindenburg über den Regierungskurs ausübt, nur ein ungenügender Schutz. Die Rückkehr zu einer Linksregierung, die dann eine unvergleichliche Machtposition vorfinden würde, muss energischer als bisher verbaut werden. Mit dem Erwerb der Vereinigten Stahlwerke ist der parlamentarischen Demokratie, auch bei den neutraleren Industriellen, das Todesurteil gesprochen. Kaum sind die Kaufverträge unterzeichnet, als der erste Stoss eines neuen energischen Rechtsrucks selbst die autoritäre Regierung Brüning hinwegfegt.

Papens programmatisches Bekenntnis gegen den Staatssozialismus, mit dem er sein Kabinett einführt, ist an die Adresse der besorgten Industriellen gerichtet und wird dort verstanden. Unter den vielen Verbindungen, die dieser gewandte Glücksritter der grossen Krise mitbringt, bleiben die zum Schloss Hülgel eigenartigerweise im Dunklen. Wie eng sie und wie weitgehend jetzt auch der korrekt-reservierte Krupp die staatsstreicherischen Aktionen gegen die Reste der deutschen Demokratie billigt und unterstützt, offenbaren die Begleitumstände des Sturzes der preussischen Regierung Braun-Severing im Juli 1932. Ist es zufällig, dass die Hauptakteure dieses Verfassungsbruchs sämtlich Männer aus der engsten Umgebung Krupps sind? Der neue Preussenkommissar Bracht ist als Essener Oberbürgermeister seit einem Jahrzehnt vertrauter Berater im Hülgeschloss, ein eifriger Vertreter kruppscher Interessen und übrigens auch der Testamentsvollstrecker von Hugo Stinnes, dessen Kinder er als Vormund betreut. Seine Helfershelfer bringt er aus dem gleichen Kreise mit: Essens Polizeipräsident Melcher und General Rundstedt vom westfälischen Wehrkreiskommando, beides von der Industrie umhätsselte Reaktionäre. Noch am Vorabend des Staatsstreichs, für wenige Stunden aus Berlin nach Essen zurückgekehrt, konferiert Bracht eingehend mit dem Schlossherrn vom Hülgel.

Nicht minder eng sind die Beziehungen Essens zu Schleicher. Hier war es Otto Wolff, der Kompagnon vieler Kruppgeschäfte der Nachkriegszeit, der die Fäden knüpfte. Der allmächtige Chef der Bendlerstrasse bedeutet für Essen schon mehr als eine vage Zukunftshoffnung, denn der Rüstungsvorstoss des Dritten Reiches setzt, genau genommen, mit ihm ein. In diesem Sommer 1932, der ein zermürbtes Deutschland seinem Schicksal apathisch entgegentreiben sieht, geht der erste belebende Hauch durch das Kruppgeschäft und rückt die Essener Rüstungsräume in das Stadium der Verwirklichung. Mit den nun einsetzenden Vorbereitungen für eine Vermehrung der Reichswehr auf dreihunderttausend Mann laufen in Essen, nach vielen Jahren wieder, grössere Rüstungsbestellungen ein: Artilleriematerial, geschickt getarnte Einzelteile für Tanks und, nicht zu vergessen, ein Millionenauftrag an Gasmasken, die erste Schwalbe des neuen Rüstungsfrühlings.

Und Hitler? Gibt es eigentlich keine Beziehungen zwischen dem Essener Hause und dem Mann, der nun schon an den Toren der Macht steht und bald für sein Schicksal von grösster Bedeutung werden wird? Die Antwort auf diese Frage kann sich nicht in der Feststellung äusserer Tatbestände erschöpfen. Mehr als sich zunächst ahnen lässt, hätte beide zusammenführen können und tat es doch nicht. Hier geht es um ein kompliziertes Verhältnis von Wirkungen und Ursachen, die einander verleugnen und doch immer wieder um einander kreisen.

Der Boden, aus und auf dem Hitler erwuchs, ist kruppsche Saat. Jener «Deutsche Arbeiterverein», in dem er 1919 als Reichwehrspitzel auftauchte, und den er später in die nationalsozialistische Bewegung umwandelte, war eine Münchener Fortsetzung der uns wohlbekannten «Vaterlandspartei», die gegen Kriegsende mit finanzieller Unterstützung aus Essen gegründet und unterhalten wurde. Dieser Zusammenhang ist mehr als eine Äusserlichkeit. Zwei Jahrzehnte einer skrupellosen Propaganda, die, von den Geldern der Interessenten gespeist, den Kleinbürgermassen eine Politik der Flottenvermehrung, Heeresaufrüstung und industriellen Annexionspläne als nationale Lebensfrage zu servieren verstand, finden in dem Mann aus Braunau ihren legitimen Nachfolger. Er ist, was die Schweinbrut und Keim waren, nur eben in einer veränderten Welt, bestehen um

die Zeit der hitlerschen Anfänge noch finanzielle Fäden der Münchener Gruppe zu Krupp? Es klingt überraschend, ist aber eine Tatsache, dass gerade im München der ersten Nachkriegsjahre kruppsches Geld reichlich fließt. Im Prozess gegen den Attentäter Lindner, der im Dezember 1919 stattfindet, macht der Münchener Polizeipräsident Staimer folgende Aussage: eines Tages habe ihm ein Vertrauensmann mitgeteilt, es seien ihm fünfzigtausend Mark «zur Bekämpfung des Bolschewismus» angeboten worden, unter der ausdrücklichen Versicherung, man brauche über die Verwendung keine Rechenschaft geben; trotz seiner Ablehnung habe ihm der Vertrauensmann erklärt, er hätte bereits zehntausend Mark in Händen und – die Streifbänder um das Papiergeld trügen den Stempel der Firma Krupp. Geldbündel mit dem gleichen Stempel seien übrigens später bei dem Führer eines reaktionären Putschversuchs, Lotter, gefunden worden.

In dieser politischen Unterwelt der ersten konterrevolutionären Sammlungsversuche, in der das Kruppgeld bündelweise herumgereicht wird, beginnt Hitlers politische Laufbahn. Durch Vermittlung seiner Hintermänner in der Reichswehr sammelt sich das Geld aus trübsten Quellen in seinen Taschen, vornehmlich solches der bayrischen Industriellen, zu deren bedeutendsten um diese Zeit noch die münchener Krupffiliale gehört. Aber bis auf den Fall Staimer wird der Name des Essener Hauses in der politischen Korruptionschronik der nächsten vierzehn Jahre ungenannt bleiben und auch in den Kapiteln über Hitlers Geldgeber ist er nicht zu finden. Doch keine Fehlschlüsse: die «stille Kraft» Krupps, wie man sie einst nannte, ist nicht erloschen. Nur ist Essen – aus Gründen, über die noch zu sprechen sein wird – dabei wesentlich zurückhaltender, als seine grossindustriellen Gesinnungsfreunde. Das gilt für Hitler ebenso wie für die übrigen Rechtsorganisationen, den Stahlhelm, die Vereinigten Vaterländischen Verbände und auch für die Schwarze Reichswehr. Essen gibt, aber auf Umwegen und durch Mittelsmänner, am liebsten in der anonymen Front eines der Industriellenverbände. So ist kaum eine der grossen Subventionshilfen der Ruhrindustrie für Hitler ohne Wissen oder etwa gegen den Willen der Kruppdirektion denkbar. Sowohl im Verband der Eishüttenleute, wie im Bergbaulichen Verein und bei «Eisen-Nordwest» sind die Kruppvertreter in den Vorständen derart ausschlaggebend, dass

man die von diesen Organisationen gezahlten Gelder an Hitler, selbst in den Jahren politischer Meinungsdivergenzen, als Wohlwollensäußerung des Essener Hauses buchen kann.

Und so sieht es auch Hitler. Wenn er auf dem Nürnberger Parteitag 1927 sich bitter über die Verständnislosigkeit der Wirtschaftsführer beschwert oder bei früheren Gelegenheiten zum gleichen Thema drohend äussert, man könne sich eventuell auch einmal anders verhalten, das äusserlich reservierte Haus Krupp behandelt er dagegen immer betont höflich. Im offiziellen Kommentar zum nationalsozialistischen Parteiprogramm werden «die wirklich grossen Schöpfer unserer Schwerindustrie, die Krupp, Kirdorf, Thyssen, Abbé, Mannesmann, Siemens» mit devoter Verbeugung von der geforderten Sozialisierung ausgenommen. Und in seinem letzten Gespräch mit Otto Strasser antwortet Hitler auf die Frage: «Würden Sie z.B. bei der Krupp-A.G. alles so lassen, wie es ist?» mit einem unmissdeutbaren: «Aber selbstverständlich!»

Warum es, trotz dieser gegenseitigen Verbeugungen, vor dem Jahre 1933 nicht zu einer direkten persönlichen Fühlungnahme zwischen Krupp und dem Manne kommt, der doch alles zu verwirklichen anstrebt, worauf man im Schloss der Kanonenkönige wartet, das ist eine Folge der besonderen Lage der Essener Firma, ihrer Führung und ihrer Traditionen. Rücksicht auf die Beziehungen zu den demokratischen Regierungen mag dabei noch als äusserlichste Hemmung gewertet werden. Auch der Gegensatz zwischen den konservativ-monarchistischen Bindungen eines alten Hauses und den demagogischen Rücksichtslosigkeiten der zur Macht strebenden Deklassierten, hat sich in andern Fällen nicht als unüberbrückbar erwiesen. Ernst und zwingend aber ist die Ausrichtung auf die Haltung der Reichswehr, mit der Krupp durch tausend Bande legaler und illegaler Zusammenarbeit verbunden ist. Solange die leitenden Männer in der Berliner Bendlerstrasse nicht restlos hinter oder wenigstens bei Hitler stehen, bewahrt auch Essen seine Distanz. Es ist eine diplomatische Periode, die das Haus in den vierzehn Jahren republikanisch-demokratischer Wirklichkeit absolviert und deren komplizierte Machtkonstellationen zwingen es, sich gegen eine Bewegung, die es in ihren Zielen billigt, in gewissen Methoden ablehnt, und die es doch zumindest durch wohlwollende Neu-

tralität gegenüber den Subventionsbeschlüssen unterstützt hat, nach aussen hin abzugrenzen.

Noch in den Stunden vor Hitlers Machtergreifung, deren Hintergrundvorgänge bis heute nicht restlos geklärt sind, hält Essen sich à la suite des letzten grossen Gegners des Dritten Reiches, des Generals Schleicher. Ein Versuch, Krupp v. Bohlen nach Berlin zu laden, um den alten Herrn im Reichspräsidentenpalais unter Druck zu setzen, kommt zu spät. Die Lüge von der Mobilisierung der Potsdamer Reichswehr ist schneller. Und fast schon zu spät – aber Papen und Hugenberg sind ja mit von der Partie – orientiert sich Krupp, weniger charaktervoll als sein Vertrauter Bracht, doch noch an die Seite der Sieger vom 30. Januar 1933.

Als General v. Blomberg die grosse Versöhnung zwischen Hitler und der Reichswehr durchgeführt hat, geht auch über Schloss Hügel die Hakenkreuzfahne auf Vollmast.

Die «Gegenrevolte», die der alte Kanonenkönig einst hellseherisch angekündigt, ist Wirklichkeit geworden – ein wenig anders freilich, als die Mehrheit der deutschen Industriellen sie sich vorgestellt hatte.

14.

Es ist wieder eine Lust zu leben, in diesem Frühling der Erfüllung, 1933, im Jahre 1 der kruppschen Wiedergeburt.

Schon im Februar hat der auferstandene Grosse Generalstab den Geheimakt «K» hervorgeholt und über diesem Werk vieler müssiger Jahre sein «Werde» gesprochen. In der Margarethenstrasse 9 zu Berlin ist das Zentralbüro für deutsche Aufrüstung etabliert worden, aus dem Tag und Nacht Eilanweisungen an die Industrierwerke im Reich gehen.

Ein Wettlauf hat eingesetzt zwischen der Höhe der deutschen Bewaffnungsziffern und dem Grad des Erwachens bei den Nachbarn: Deutschland marschiert durch die «Gefahrenzone» der Aufrüstung.

Das Tempo ist hinreissend.

Auf den Umladekais in Antwerpen und Rotterdam jagen sich die Lasten via Deutschland und es sind die Rohstoffe für Rüstungsmaterialien, deren Tonnenziffern in den ersten vier Monaten von 1933 gegen das Vor-

jahr zu schwindelnden Höhen klettern: Kupfer von acht auf fünfzehn Tausend, Alzeisen von zehn auf dreiundachtzig Tausend und Erz von fünf- unddreissig auf zweihundertacht Tausend, darunter zum erstenmal seit 1914 wieder Zirkonerz aus Brasilien, eine besondere Qualität, die nur zur Fabrikation von Geschützstahl dient.

Im Essener Stammwerk werden innerhalb weniger Wochen fünftausend neue Spezialarbeiter eingestellt, vorwiegend ausgebildete Leute, Giesser, Dreher und Zeichner, aus dem noch immer vorhandenen Menschenreservoir des Weltkriegs. In den Walzwerken machen die friedlichen Bleche den dicken Panzern Platz, tausende vorgegossener Stahlblöcke verwandeln sich in Geschützrohre, auf den Drehbänken erscheinen Granaten und die Formen der Lastkraftwagen von gestern weichen den gespenstigen Physiognomien der Tanks.

Auf dem Schiessplatz in Meppen – jetzt lohnt es sich, ihn über vierzehn Jahre nutzlos mitgeschleppt zu haben – werden Riesenmörser geprobt, schwerste Kaliber, die dazu geschaffen scheinen, den Betonring hinter den Vogesen in Trümmer zu legen. In Jüterbog schiessen sich motorisierte Schnellhaubitzen ein und Sechstonnen-Tanks rasen über das Gelände, erste Exemplare der in Magdeburg aufgenommenen Serienproduktion. An der Ostseeküste proben Flugabwehrgeschütze.

Die Germaniawerft schliesst ihre Hellinge, die lange verödet lagen, gegen neugierige Blicke ab und beginnt mit dem Bau von U-Booten, Minensuchern, Torpedobooten, von denen je eins im Monat vom Stapel läuft. Fünf grosse Zerstörer, hundertfünfundzwanzig Meter lang, werden in Angriff genommen. In den technischen Werkstätten der Werft arbeitet man mit Überstunden an der Fertigstellung von sechshundert schweren Motoren für Wassertanks, stählerne Amphibien, die jeden Fluss und Meeressarm durchschwimmen können.

Was sonst verfügbar ist an freien Abteilungen in dem Ameisenhaufen des Kruppkonzerns, schafft mit Hochdruck Lastkraftwagen, tausende, zehntausende Lastkraftwagen, für die neuen motorisierten Heeresformationen. In der «Reichsautobahn-Gesellschaft», die in Eile das Problem militärischer Strassenzüge in Angriff nimmt und dabei Aufgaben hat, die

sich dem Licht der Öffentlichkeit entziehen, sitzt als Vorstandsmitglied der Landrat a. D. Freiherr v. Wilmowski, der Schwager Dr. Krupps.

Der Anfang ist verheissungsvoll. Bis Ende 1933 wächst die Belegschaft um 11'500 Mann, der grösste Sprung in der Entwicklung der kruppschen Arbeiterziffern. Der Umsatz steigt um rund fünfzig Millionen – bei gesunkenen Löhnen. Denn die Gewerkschaften der Arbeiter sind zerschlagen, ihre Führer tot oder im Konzentrationslager. Dass sich darunter Männer befinden, deren «Arbeitsgemeinschaft» man im November 1918 händeringend gesucht hat, die man lange umschmeichelte und die oft, etwa gegenüber der Regierung, auch kruppsche Interessen vertraten, ist vergessen. Die Essener Direktion preist den neuen Zustand der Entmachtung ihrer Arbeiter als wahre soziale Harmonie, die «alter kruppscher Tradition entspricht». Im Frühjahr 1934 ernennt Hitler den Schlossherrn vom Hügel zum «Führer der Wirtschaft» und unterstellt ihm die ersten sieben Gruppen der neuen Wirtschaftsorganisation, die gesamte Industrie.

Ist Krupp ausgesöhnt mit dem Dritten Reich? Wenn man augenblickliche Vorteile mit weitausschauenden Interessen verwechselt, hat er dazu allen Anlass. Die Werke sind überbeschäftigt, der halblegale Charakter der Rüstungsproduktion ist schon jetzt nur noch eine Fiktion, die bald ganz fallen wird, man verdient, man ist Herr im eigenen Hause. Was will man mehr?

Was man will, klingt als mahnender Unterton durch die Kruppreden dieses ersten Jahres der Hitlerherrlichkeit. Bei der Ernennung zum Wirtschaftsführer: «Unser Ziel ist die Synthese zwischen dem totalen Staat und der verantwortungsbewussten Selbstverwaltung der Wirtschaft.» Synthese? Also keine bedingungslose Unterordnung, vom nationalen Sozialismus gar nicht zu reden. Und weiter: «Eine Wirtschaft ohne Ertrag kann auf die Dauer keine Menschen beschäftigen.» Das geht an die Adresse der Wundertäter der Arbeitsbeschaffung, die auf dem Papier die Mehreinstellung von Arbeitskräften diktieren, geht an die ökonomischen Quacksalber mit ihren Plänen und Plänchen, die der nationale Aufbruch an die Oberfläche gespült hat. Ernster klingt es schon bei einer Jubilarfeier: «Auch eine bewusst nationale Wirtschaft kann der internationalen Bindungen und Verflechtungen nicht entraten. Wenn wir deutsche Qualitätserzeugnisse ins Ausland verkaufen, dienen wir zugleich nationa-

len Interessen.» Wer hat die nationale Haltung des Hauses Krupp zu bezweifeln gewagt, dass der Chef eine erregte Verteidigung für notwendig hält? Vielleicht gilt seine Antwort den Predigern der Autarkie, vielleicht aber auch scharfzüngigen Kritikern aus dem noch immer nicht ganz verschwundenen Lager des nationalen Sozialismus, die allerdings eine ganz bestimmte Ware meinen, die Krupp «ins Ausland verkauft» hat: Panzerlizenzen und Stahlverfahren, allerneueste und wertvollste: 1931 an die United States Steel Corporation in New York und 1932 an die englische Dorman Long & Co. Ltd.

Bis jetzt ist das nur verschleierte Mahnung und Abwehr. Zur Fanfare aber wird, was der neue mächtige Mann im Kruppdirektorium, der elegante, sonst immer höflich lächelnde Professor Dr. Görens, niemand Geringerem als Goebbels mit auf den Weg gibt:

«Wer baut, muss die Gewissheit haben, dass der Boden, der die Fundamente tragen soll, zuverlässig ist. Auch der Staat bedarf eines solchen nicht wankenden, unerschütterlich festen Bodens, der seine Fundamente sicherstellt. In unserm deutschen Vaterlande wird dieser Boden durch eine grosse Tradition dargestellt.»

Welches Fundament meint der Kruppdirektor? Was muss «zuverlässig», «nicht wankend», «unerschütterlich fest» sein, um den Staat sicherzustellen? Die Ordnung, die Unterordnung!

Wir sind beim 30. Juni 1934.

Vorerst eine Episode, die sich drei Wochen früher abspielt. Am 4. Juni geschieht Folgendes: im Auftrag des Stabschefs Röhm erscheint eine SA-Abordnung in Essen, die dem Kruppwerk einen Besuch abzustatten wünscht. Zwar steht da am Tor der Hauptverwaltung eine kategorische Mitteilung: «Wir ersuchen, um überflüssige Unzuträglichkeiten zu vermeiden, von der Bitte um Besichtigung der Werke absehen zu wollen, da diese in keinem Fall gewährt wird», doch das gilt für solchen Besuch eben nicht. Professor Görens empfängt die Abordnung, an deren Spitze Staatsrat v. Detten, Chef des politischen Amtes der obersten SA-Führung, steht. Man zeigt den Herren das Werk und erhebt auch keine Einwände, als sie nun plötzlich zu einer Versammlung der bei Krupp beschäftigten SA-Leute zu sprechen wünschen. Die Ansprache v. Dettens ist eine Botschaft:

er sei gekommen, erklärt er den Angetretenen, um ihnen mitzuteilen, dass Stabschef Röhm, wenn er auch fern von seinen um ihr Brot kämpfenden Kameraden weile, doch stets ihr Wohl und Wehe im Auge habe. Professor Görens lächelt nicht mehr. Der drohende Ton ist unmissverständlich. Hier wird um Gefolgschaft für eine «zweite Revolution» geworben.

Am 29. Juni steht Hitler an derselben Stelle. Unter dem unverfänglichen Vorwand, sie kämen zur Trauung des gemeinsamen Freundes Terboven zusammen, hat Göring ihn nach Essen geladen. Hier, wo dieser sich seit dem März 1933 eine private Machtbasis geschaffen hat, glaubt er den zögernden, schwankenden Hitler besser vorwärtsstossen zu können. Erregende Polizeidossiers, die er ihm vorlegt, sprechen immer konkreter von Plänen und drohenden Aktionen einer geheimen Kamarilla Röhm-Schleicher-Strasser; jetzt soll eine letzte Aussprache dem noch immer unschlüssigen Hitler die Notwendigkeit einer energischen Aktion beweisen.

Der Partner dieser Aussprache ist Doktor Gustav Krupp.

In der Ehrenhalle der Fabrik überreicht Fräulein Irmgard v. Bohlen dem Führer einen Blumenstrauss. Im Kreise stehen Direktoren und Ingenieure des Werkes, sie heben die Hand zum deutschen Gruss, aber wenn Hitler in ihre Gesichter blickt, wird er wenig Devotion und noch weniger Überschwang bemerken können. Die «Kruppianer», wie sie sich selbst nennen, sind temperierter, nüchterner, kritischer als die Industriekreise anderswo.

Hitler lässt sich durch die Riesenhallen des Werks führen. Sein besonderes Interesse gilt den Abteilungen der Rüstungsproduktion. An seiner Seite geht der Chef der Firma, von dem die Auslandspresse einige Tage zuvor gemeldet hat, er wolle sein Amt als Führer der Wirtschaft niederlegen. Das war freilich nur eine Warnung nach Berlin, man hat in Essen gleich dementiert, als der gewollte Effekt erzielt worden war. Hitler weiss nun, dass der Mann, dem er jetzt in die Ritterburg der Hauptverwaltung folgt, unzufrieden und misstrauisch ist.

Nicht zum erstenmal steigen politische Entscheidungen aus dem kruppschen Chefzimmer: Bismarck vor seinen Kriegen, Wilhelm II. im Sommer 1918 – beide haben sie in Krisenstunden die Essener Stahlatmosfera aufgesucht. An diesem 29. Juni 1934 kommen aus Berlin bedrohliche Nachrichten: der Wirtschaftsminister Schmitt ist auf einen Ur-

laub gegangen, der seinen Rücktritt nur schlecht cachiert; in die Tagung der Industrie- und Handelskammern platzt die scharfe Transfernote der USA.; das Abgleiten der durch die Arbeitsbeschaffungsaktion künstlich belebten Wirtschaft in ein neues Tief erschreckt weite Industriekreise. Überhaupt diese Unruhe! Exzellenz Krupp verweist seinen Gast auf die gefährlichen Auswirkungen der von hohen Staatsfunktionären prophezeiten «zweiten Revolution».

Damit sind sie beim Thema. Was gesagt wurde – von beiden Seiten –, wird für lange in den Geheimarchiven des Essener Hauses verborgen bleiben. Aber ohne Frage fand Krupp in diesem Gespräch bestätigt, was ihm Fritz Thyssen im Industriellenklub Ruhrlade schon immer versichert hatte: auch dieser Arrivierte hasst die Revolution wie die Pest. Das hat er vor seinem Machtantritt beschworen, danach hat er in den fünfzehn Monaten seiner Regierung gehandelt. Hier bricht er nicht die Treue, hier bleibt er sich selber treu, wenn er jetzt seinem Gesprächspartner versichert, dass er entschlossen sei, das deutsche Unternehmertum gegen alle Bedrohungen in Schutz zu nehmen, dass er eine zweite Revolution nicht zulassen werde, dass er ...

Hat Hitler dem Herrn der Kruppwerke, dem Vorsitzenden des Reichsverbandes der deutschen Industrie, dem Führer der Wirtschaft über die Pläne des nächsten Tages etwas mitgeteilt? Zeitliches Nacheinander ist für die Kriminalistik immer ein ernstes Indiz. Und hier weist es zwingend auf die Mitwisserschaft und Mitverantwortung jener Kreise, deren Sprecher der kühle korrekte Mann im Chefzimmer des Essener Hauses war.

Als Hitler in der Nacht zum 30. Juni das Flugzeug nach München besteigt, nimmt er die Gewissheit mit, dass die Industriemagnaten des Westens bei diesem mörderischen Schlag gegen Röhm an seiner Seite stehen werden. Diesmal kann kein Zweifel darüber bestehen, von wem der Führer geführt wird.

Über Gräber vorwärts! Hinter den Blutdämpfen dieser deutschen Bartholomäusnacht, die den Sieg der Generäle über die Landsknechte, der Industrieherrn über die sozialistischen Illusionäre, des Geschäfts über das Chaos vollendet, beginnt der Marsch in das grössere Morgen. Endlich ist der patriotische Normalzustand wiederhergestellt, in dem jede politi-

sche Entscheidung auf den Seiten des Essener Hauptbuches nieder kommt: die Proklamation der offenen Aufrüstung ebenso wie die Rheinlandbefestigung und das mit England geschlossene Flottenabkommen. Halten wir wenigstens die Meilensteine des kruppschen Weges fest, die Ziffern der Bruttogewinne in seinen Bilanzen:

| | | |
|------------|-----|------------|
| 1932 | 108 | Millionen |
| 1933 | 118 | Millionen |
| 1934 | 177 | Millionen |
| 1935..... | 232 | Millionen. |

Schwindelt uns vor soviel nationalem Sozialismus? Aber die Millionenlawine verrät noch nicht alles. Aus dem Zahlengestrüpp der wenig durchsichtigen Essener Geschäftsberichte steigt das Bild einer Wirklichkeit, die alles in den Schatten stellt, was selbst die Vergangenheit dieses Hauses kennt. Die Wirklichkeit, das ist im Jahre 1935 die Ausgabe von vierzig Millionen allein für Neuanlagen, mehr als in irgendeinem der vier Weltkriegsjahre, Neuanlagen in Essen und Rheinhausen, aber auch eine systematische Verlagerung ins Innere Deutschlands, heraus aus dem Flugbereich fremder Bomber. Die Wirklichkeit, das sind die hoch gestapelten Vorräte, für achtzig Millionen Erz, Zink, Kupfer, Nickel, ein Kriegslager ganz nach dem Rezept von 1914. Die Wirklichkeit: riesige Kapitalrücklagen, Reserven jederzeit für sprunghafte Expansionen greifbar, fast hundert Millionen, mehr als die Hälfte des Aktienkapitals. Die Wirklichkeit: eine Belegschaft, die in knapp drei Jahren von vierzigtausend auf neunzigtausend Köpfe stieg, aber jetzt nicht mehr eine unruhige, um ihren sozialen und politischen Aufstieg ringende Masse, sondern ein militärisch gedrilltes, der «Werkführung» zu unbedingter «Gefolgschaft» verpflichtetes Arbeiterheer.

Und was verbirgt sich hinter der chinesischen Mauer, die jenes Büro der Gestapo, das nun in der Kruppzentrale sitzt, so unerbittlich hütet? Wofür mussten vor Monaten in Kiel zwei und kürzlich in Essen ein Arbeiter den Kopf unter das Beil des Henkers legen? Die Wunderkanone des Weltkriegs schoss hundertdreissig Kilometer weit, von Laon bis Paris. Um wieviel ist die kruppsche Technik seither fortgeschritten? Von Dresden

nach Prag sind hundertdreissig Kilometer, von Flensburg nach Kopenhagen zweihundertdreissig, von Trier bis Paris dreihundertdreissig. Was da möglich ist, mögen die Fachleute entscheiden. Auf diesen Blättern, die sich mit der Darstellung beweisbarer Fakten begnügen, ist darüber ebensowenig zu sagen, wie über die andern Ausgeburten eines höllischen Erfindergeistes, von denen Geheimberichte aus Essen zu erzählen wissen: Streukanonen, die ganze Luft- und Geländezonen unter permanentes Sperrfeuer setzen; Panzerwagen von eineinhalb, drei und sechs Tonnen, spezialisiert für Eilmärsche, Vergasungen, Bombardements; Unterwasserkreuzer, die solche Tanks auf ihrem Rücken an fremde Küsten tragen; Bomben mit Gift-, Gas- und Bazillenfüllung; Panzerungen, die die Grenzen Deutschlands in graue Stahlwüsten verwandeln; Riesentürme... doch genug damit.

Im Herbst 1933 flüstert sich die Kolonie der Waffenhändler in Schanghai, die wie ein Schwarm Schmeissfliegen auf den Wunden Chinas sitzt, eine sensationelle Neuigkeit zu: Krupp bietet ganze Parks von Rüstungsmaterialien an, zehn Prozent billiger als alle Konkurrenten, mit Krediten auf drei Jahre, sofort lieferbar. Was bedeutet das? Essen verkauft aus. Es schlägt seine Waren los, die in Spanien, Schweden und Holland erzeugten Waffen, noch vor wenigen Monaten sorgsam gehütete Reserven. Aber jetzt sind sie für Deutschland wertlos – das Vaterland braucht allermodernste Waffen, raffinierteste Neuerungen, allerletzte Schreie der Technik, eine schimmernde, strahlende Apparatur des Todes.

Ist Krupp nun endlich zufrieden?

Im Dezember 1934 hat er seine Ämter in den deutschen Industrieorganisationen niedergelegt. Wenn er seitdem das Wort ergreift, geschieht es, um die Notwendigkeit eines erhöhten Aussenhandels zu betonen. Kein Zweifel, der Chef des Essener Hauses möchte sich von den politischen Verantwortlichkeiten distanzieren. Auch genügt ihm die Schneide der Bajonette als Grundlage eines Wirtschaftsaufstiegs nicht. Die daniederliegende Ausfuhr, besonders der Verlust des russischen Marktes, ist auch für ein vollbeschäftigtes Rüstungswerk keine Kleinigkeit.

Aber da kommt im Frühjahr 1936 eine Nachricht aus Jugoslawien. Die Belgrader Regierung plane den Ausbau eines Eisenwerkes bei Zenica, da-

zu die Errichtung einer grossen Brücke, summa summarum ein Auftrag von zweihundert Millionen Dinar, den sie sich entschlossen habe – an Krupp zu vergeben. Die grossen europäischen Stahlfirmen sind überrascht. Ein prager Börsenblatt weiss zu berichten, Essen habe den Auftrag zugesprochen bekommen, obwohl es teurer gewesen sei als die andern Bewerber. Bis dann die londoner «Times» den Schleier lüften: Schacht habe Deutschland auf dem Balkan planmässig «ingeschuldet» und drohe nun mit Markentwertung; da bleibe den erschreckten Regierungen nichts andres übrig, als zu bestellen, um wenigstens einen Teil des Geldes zu retten. Ein Erpressungsmanöver? Nur ein ehrliches kruppsches Liefergeschäft, von einer ehrenwerten Regierung angekurbelt.

Im gleichen Frühjahr 1936 schliesst eine lange Diskussion der deutschen Presse über die Frage der Organisation künftiger Kriegswirtschaft. Sie schliesst mit einem feierlichen Bekenntnis zur privaten Rüstungsindustrie. Deutschland ist wieder einmal einig darin, dass das Privatinteresse des Hauses Krupp aufs Idealste mit allen «wehrwirtschaftlichen Notwendigkeiten» zusammenfällt.

Und immer noch in diesem Frühjahr 1936 spricht Hitler zu den zehntausenden Arbeitern in der grossen Hindenburghalle des Essener Werkes. An seiner Seite sitzt Doktor Gustav Krupp v. Bohlen und Halbach. In «aufrichtiger Verehrung und im Gelöbnis treuer Gefolgschaft» feiert er «unsern grossen Führer Adolf Hitler».

QUELLEN

I. FIRMENGESCHICHTE.

- Wilhelm Berdrow, «Die Familie Krupp in Essen von 1587 bis 1787», Essen 1931 (Berdrow I).
- «Friedrich Krupp, der Gründer der Gussstahlfabrik, in Briefen und Urkunden», Essen 1915 (Briefe I).
 - «Alfred Krupp», Berlin 1927 (Berdrow IIa und b).
 - «Alfred Krupps Briefe», Berlin 1928 (Briefe II).
- Diedrich Baedeker, «Alfred Krupp und die Entwicklung der Gussstahlfabrik zu Essen», Essen 1889 und 1912.
- Fried. Krupp-A.G., «Krupp 1812-1912», Jena 1912 (Jubiläumswerk).
- «Die Krupps», Essen 1012 (Jubiläumsheft).
 - «Erwiderung auf das Rundschreiben der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik», Essen 1905.
- Wiedfeldt, «Friedrich Krupp als Stadtrat in Essen», Essen 1902.
- Gustav Koepfer, «Das Gussstahlwerk Fried. Krupp und seine Entstehung», Essen 1897.
- Hermann Frobenius, «Alfred Krupp, ein Lebensbild», Dresden 1889.
- F. Wessel, «Krupp», Neurode.
- Hermann Hasse, «Krupp in Essen. Die Bedeutung der deutschen Waffenschmiede», Berlin.
- Otto Hué, «Krupp und die Arbeiterklasse», Essen 1912.
- Wilhelm Düwell, «Wohlfahrts-Plage», Dortmund 1903.
- Gaston Raphael, «Krupp et Thyssen», Paris 1925.
- T. Kellen, «Friedrich Alfred Krupp und sein Werk», Braunschweig 1904 (Kellen I).
- «Die Firma Krupp und ihre soziale Tätigkeit», Hamm 1903 (KellenII).
- Meisbach, «Friedrich Alfred Krupp», Köln 1902.
- ***, «Der Fall Krupp», München 1903.
- H. v. Perbandt, «Ist die Monopolstellung Krupps berechtigt?», Berlin 1909.
- Heinz Eisgruber, «So schossen wir nach Paris», Berlin 1934.
- Robertson, H. Murray, «Krupps and the International Armements Ring. The Skandal of Modern Civilisation», London 1915.
- Joachim v. Kürenberg, «Krupp, Kampf um Stahl», Berlin 1935.

II. INDUSTRIEGESCHICHTE.

- Kurt Wiedenfeld, «Ein Jahrhundert rheinischer Montanindustrie», Bonn 1916 (Wiedenfeld I).
- «Das Persönliche im modernen Unternehmertum», Leipzig 1920 (Wiedenfeld II).
- Conrad Matschoss, «Ein Jahrhundert deutscher Maschinenbau», Berlin 1922.
- H. Thun, «Die Industrie am Niederrhein und ihre Arbeiter», Leipzig 1879.
- Josef Winschuh, «Der Verein mit dem langen Namen», Berlin 1932.
- Alfred Baedeker, «Jahrbuch für den Oberbergamtsbezirk Dortmund», Essen 1926.
- Deutscher Metallarbeiterverband, «Konzerne der Metallindustrie», Stuttgart 1924 (D.M.V. I).

- «Die deutsche Schwereisenindustrie und ihre Arbeiter», Stuttgart 1925 (D.M.V. II).
 Gaston Raphael, «Hugo Stinnes», Berlin 1925.
 Richard Lewinsohn (Morus), «Die Umschichtung der europäischen Vermögen»,
 Berlin 1925.
 Albert Weyersberg, «Johann Abraham Henckels», Münster 1931.
 Karl Mews, «Geschichte der Essener Gewehrindustrie», Essen 1909.
 Otto Goepel, «Essen, Montanindustrielle Entwicklung und Aufbau der Ruhr-Emscher-
 stadt», Essen 1925.
 Die deutsche Eisen- und Stahlindustrie 1933, «Das Spezialarchiv der deutschen
 Wirtschaft», Berlin 1933.
 Rudolf Martin, «Jahrbuch des Vermögens und Einkommens der Millionäre»,
 Berlin 1912.
 Jules Huret, «In Deutschland», 1907.

III. RÜSTUNGSGESCHICHTE.

- Eckart Kehr, «Schlachtfloottenbau und Parteipolitik 1894-1901», Berlin 1930.
 – «Soziale und finanzielle Grundlagen der Tirpitzschen Flottenpropaganda», in
 «Gesellschaft» 1908, 9.
 Wolfgang Hallgarten, «Vorkriegsimperialismus», Paris 1935.
 – «Krupp und Genossen», im «Pariser Tageblatt», 21. Juli 1934-
 – «La signification politique et économique de la mission Liman von Sanders», in
 «Revue d'Histoire de la Guerre Mondiale», Januar 1935.
 Otto Lehmann-Russbüldt, «Die blutige Internationale der Rüstungen», Berlin 1933.
 Engelbrecht N. C. and Hanighen F. C., «Merchants of Death», New York 1934.
 George Seldes, «Iron, Blood and Profits», New York and London 1934.
 L. Launay et J. Sennac, «Les Relations Internationales des Industries de la Guerre»,
 Paris 1932.
 Général Maitrot, «La France et les Républiques Sud-Américaines», Nancy 1920.
 Paul Faure, «Les Marchands de Canons contre la Paix», Paris 1932.
 W. v. Tirpitz, «Wie hat sich der Staatsbetrieb beim Aufbau der Flotte bewährt?»,
 Leipzig 1909.
 A. Saternus, «Die Schwerindustrie in und nach dem Kriege», Berlin 1920.
 Alldeutscher Verband, «20 Jahre alldeutscher Arbeit und Kämpfe», Leipzig 1910.
 Karl Haussner, «Das Feldgeschütz mit langem Rohrrücklauf», München 1928.
 R. Wille, «Ehrhardt-Geschütze», Berlin 1908.
 H. Müller, «Die Entwicklung der Feldartillerie von 1815 bis 1870», Berlin 1893.
 Henri Bordier, «L'Allemagne aux Tuileries de 1850 à 1870», Paris 1872.
 Documents authentiques annotés, «Les papiers secrets du second empire»,
 Bruxelles 1871.
 Lewinsohn R. (Morus), «Das Geld in der Politik», Berlin 1930.
 A. Nichols, «Neutralität und amerikanische Waffenausfuhr», Berlin 1931.
 Rudolf Fuchs, «Die Kriegsgewinne», Zürich 1918.
 Heinz Schmid, «Kriegsgewinne und Wirtschaft», Berlin 1935.

Heinrich Ehrhardt, «Hammerschläge», 1922.

Leonid, «Die Politik des Rüstungskapitals», in «Kommunistische Internationale», 1928, 43.

IV. ALLGEMEINES.

«Die Grosse Politik der Europäischen Kabinette 1871-1914», 40 Bände, Berlin 1922-1927.

«Die Verhandlungen des Deutschen Reichstags», Amtlicher Bericht.

Waldersee, Alfred v., «Denkwürdigkeiten», Stuttgart 1922/23.

E. v. Heyking, «Tagebücher aus vier Weltteilen», Leipzig 1926.

Hans v. Tresckow, «Von Fürsten und andern Sterblichen», Berlin 1922.

Fred W. Wile, «Rings um den Kaiser», Berlin 1913.

Hermann Kantorowicz, «Der Geist der englischen Politik», Berlin 1929.

Heinrich Friedjung, «Das Zeitalter des Imperialismus», Berlin 1919.

Ernst Haux, «Was lehrt uns der Krieg?», Essen 1918.

H. Nicolson, «Die Verschwörung der Diplomaten», Frankfurt 1930.

Alexander Conrady, «Die Rheinlande in der Franzosenzeit», Stuttgart 1922.

Rudolf Goecke, «Das Grossherzogtum Berg unter Joachim Murat, Napoleon I. und Louis Napoleon», Köln 1877.

Konrad Ribbeck, «Geschichte der Stadt Essen», Essen 1915.

Zeitungen und Zeitschriften: «Times»; «Journal Officiel», Paris; «Berliner Tageblatt», Berlin; «Vorwärts», Berlin; «Deutsche Allgemeine Zeitung», Berlin; «Germania», Berlin; «Tägliche Rundschau», Berlin; «Freisinnige Zeitung», Berlin; «Frankfurter Zeitung», Frankfurt; «Kölnische Zeitung», Köln; «Kölnische Volkszeitung», Köln; «Rheinisch-Westfälische Zeitung», Essen; «Essener Volkszeitung», Essen; «Münchener Post», München; «Schleswig-Holsteinsche Volkszeitung», Kiel; «Pariser Tageblatt», Paris; «Berner Tagwacht», Bern; – «Zukunft», Berlin; «L'Illustration», Paris; «Die Tat», Berlin; «Weltbühne», Berlin.

(Angeführte Zitate im Text, die hier ohne nähere Angabe, stets an entsprechender Stelle bei Berdrow, Baedeker oder in den Briefen.)

Seite

I. Kapitel.

13 (Wuchervertrag): Berdrow I, 26.

18 (Gerichtsurteil): Berdrow I, 61.

18 (Catharinas Käufe): Berdrow I, 46.

24 (Geschäfte u. Pachtung): Berdrow I, 103.

26 (Anklagen usw.): Berdrow I, 113/24.

31 (Gehaltssperre): Berdrow I, 132.

II. Kapitel.

39 (Schmuggel): Jubiläumswerk, 15/16; Berdrow I, 276.

44 (Mordbezeichnung): Jubiläumswerk, 27.

47 (Eid auf Napoleon): Wiedfeldt, II.

49 (Schanzen vor Wesel): Wiedfeldt, II.

52 (Familienstreit): Berdrow I, 296.

III. Kapitel.

59 (Walzenerfindungen): Berdrow IIa, 52, 73, 77, 94.

60 (Löffelwalze): Jubiläumswerk, 98.

Seite

61 (Misstrauen): Berdrow IIa, 113, 122.

61 (Privateid): Berdrow IIa, 114.

62 (Falscher Pass): Berdrow IIa, 122.

63 (Reisebriefe): Briefe II, 50/53.

66 (Fall Jäger): Berdrow IIa, 158.

69 (Urteil über Bruder): Jubiläumswerk 103

70 (Testament): Briefe, 85.

71 (Revolutionsjahr): Berdrow IIa, 201, 209/11.

74 (Borsig und Maffei): Kürenberg, 331;

Berdrow IIa, 242.

75 (Hinweis auf Stahlläufe): Jubiläumswerk, 140.

76 (Preussens Antwort): Briefe II, 74.

78 (Priorität in Stahlgeschützen): Müller, 294; Baedeker-1905, 88.

82 (An Haas): Briefe II, 142.

82 (Urteil Sollings): Berdrow Ha, 268.

88 (Angebot): Briefe II, 203.

89 (Roons Haltung): Berdrow Hb, 16.

90 (Patentkampf): Briefe II, 177/78.

93 (Submissionsdrohung): Berdrow IIb, 22, 36.

Seite

- 95 (Kauf Sayn): Berdrow IIb, 73; Baedeker, 61.
 96 (Bericht an Prokura): Berdrow IIb, 77.
 97 (Briefwechsel mit Roon): Briefe II, 219.
 98 (Bericht an Prokura): Briefe II, 222.
 99 (Brief über «Züge»): Briefe II, 185.
 100 (Ringgeschütz): Jubiläumswerk, 151.
 102 (Englisches Angebot): Briefe II, 195.
 105 (Kanonengeschenke): Briefe II, 229; Berdrow IIb, 114.
 107 (Hoffnung auf Frankreich): Briefe II, 74, 85, 105; Berdrow IIb, 181.
 107 (Ehrenlegion): Baedeker, 33.
 108 (Franz. Lieferungen): Baedeker, 35.
 108 (Franz. Gründung): Briefe II, 144.
 109 (Ehrenlegion): Baedeker, 70.
 109 (Brief an Napoleon): Documents, b. Baedeker, 72.
 110 (Le Boeuvs Antwort): Baedeker, 75.
 111 (Zweiter Kaiserbrief): Baedeker, 75.
 112 (Ehrenrettung): Frobenius, 227.
 113 (Empfang der Franzosen): Berdrow IIb, 157.
 113 (Schlossbau): Briefe II, 250.
 113 (Haas in Paris): Berdrow Hb, 157/160.
 114 (Tuilleriesbeschiessung): Berdrow Hb, 152.
 115 (Haas-Brief): Berdrow Hb, 153.
 116 (Torquay-Drohungen): Briefe II, 262.
 117 (Stammhaus-Neubau): Baedeker, 98/99.
 119 («Reaktionärs»): Berdrow Hb, 210.
 119 (Drohung): Briefe II, 243.
 119 (Aufruf): Baedeker, 101.
 121 (Angebot und Antwort): Briefe II, 256.
 122 (Brief Voigts-Rhetz): Briefe II, 276.
 124 (Die Geschwister): Berdrow Hb, 134/35.
 127 (Beim Kaiser): Berdrow Hb, 196.
 129 (Werkserlass): Baedeker, 124.
 131 (Berlins Forderung): Briefe II, 317.
 132 (Beim Kaiser): Berdrow IIb, 223.
 133 (Drohungen): Berdrow Hb, 229/31.
 135 (Türkenskrupel): Berdrow Hb, 250.
 136 (Ans Unterhaus): Baedeker, 308/11.
 137 (Schutzollbrief): Briefe II, 337.
 137 (Meyer an Bülow): Berdrow Hb, 262.
 138 (Um den Schiessplatz): Berdrow Hb, 234/236.
 139 (Exkursionsbericht): Baedeker 1889, 218/219.
 141 (Kein Deutsch): Berdrow Hb, 300.
 141 (Warnung vor Essen): Berdrow IIb, 22g
 141 («Einlage»): Hallgarten, 162.
 144 (Sozialrezepte): Berdrow IIb, 145/171; Briefe II, 349.
 145 (Erlass): Baedeker, 160/166.
 146 (Krupps Mitteilung): Baedeker, 118.
 147 (Moltkes Kandidatur): Baedeker, 187.
 148 (Zirkulierende Liste): Berl. Volksblatt, 8. V. 1887.

Seite

- 149 (Angstphantasien): Berdrow Hb, 256, 348.
 149 (Krupps Drohungen): Briefe II, 348/350.
 150 (Gegen Wahlrecht): Briefe II, 412.
 150 (Fliegende Trupps): Kürenberg, 331.
 150 (Gegenrevolte): Briefe II, 411.
 152 (Polemik de Bange): Baedeker, 208/209.
 153 (Brief an Fritz): Briefe II, 423.
 154 (Diskussion Monthaye): Baedeker, 224.
 154 (Türkenkurs): Hallgarten, 128.
 155 (Über Gesandten): Briefe II, 283.
 155 (Schneider-Japan): Vorwärts, 1915, 4. XII.
 156 (Chinabrief): Briefe II, 315.
 156 (Ly Hungs Absicht): Berdrow Hb, 292.
 157 (Schleudergeschäfte): Baedeker, 237.
 158 (Marinekampf): Berdrow IIb, 281.
 160 (Über Erfinder): Wessel, 57.
 160 (Technische Träume): Berdrow Hb, 275/278.
 160 (Bitte der Prokura): Berdrow IIb, 242.
 161 (Gegen Panzerschiff): Berdrow Hb, 291.
 162 («Schafsköpfe»): Berdrow Hb, 297.
 162 (Kein Erfinder): Berdrow IIb, 241.
 163 (Falsche Grusonplatte): Frobenius, 297.
 165 (Hypochondrie): Berdrow Hb, 99.
 166 (Die Trennung): Berdrow IIb, 286.
 166 (Tyrannischer Hausherr): Berdrow Hb, 300.
 166 («Damen»): Berdrow Hb, 282.
 167 (Letzter Kaiserbesuch): Berdrow IIb, 282.
 167 (Rat an den Sohn): Berdrow Hb, 303.
 168 (Urteil über Arbeiter): Berdrow IIb, 301.
 169 (Orden): Baedeker, 264.
 170 (Auslandslieferungen): Jubiläumswerk, 248.

IV. Kapitel.
 173 (Jugend): Berdrow IIb, 115.
 175 (Werkserweiterung): Kellen I, 4 bis 14, 21.
 177 (Grusonkauf): Zukunft, 1893, II, 91.
 178 (Panzer und Kanone): Jubiläumswerk, 366-370.
 179 (Germaniakauf): Kellen I, 38-42.
 181 (Flottenverein): Kehr, 101, 168-175.
 182 (Fall Schweinburg): Kehr, 171-186;
 Tägl. Rundschau, 1899, I. XII. bis 31. XII.
 185 (Brief Salm-Horstmar): Kehr, 457.
 186 (Intern. Vorführungen): Vorwärts, 1900, 3./6., III., 1903, 13. V.
 187 (Panzerlizenzen): Kellen I, 20; Engelbrecht, 53.
 187 (Panzergewinne): Martin, 1912, II, 5, 15.
 188 (Panzerwucher): Kehr, 222.

Seite

- 189 (Privates): Kellen I, 58-66.
 190 (Urteil): Hué, 10.
 191 (Reichstagswahl): Essener Volksztg., 1893, 16. V.-1. VI.
 193 (Abgeordneter): Kehr, 48; Amtl. Bericht 1893/94.
 194 (Wohlfahrt): Kellen II, 155-168; Düwell, 11-18.
 197 (Jenckes Bekenntnis): Düwell, 10; Kellen II, 154.
 198 (Rohrücklauf): Haussner, 14, 30 bis 35, 46-47, 51-52, 57, 59, 94-97.
 202 (Fachmänner-Stimmen): Wille, 87, 91, 99, 100.
 205 (Kompromissgeschütz): Perbandt, 5; Krupp-Erwidernung, 13.
 206 (Kaiserbeteiligung): Vorwärts, 1920, 18. II.
 207 (Bueck-Brief): Vorwärts, 1900, 24. X.
 208 (Personelle Verfilzung): Hallgarten, 163; Hallgarten in «P.T.», 1934, 26. VII.; Zukunft, 1902, III, 79 u. 1904, IV, 72; Berdrow IIb, 239.
 209 (Kaiser als Agent): Heyking, 173; Berl. Tageblatt, 1928, 9. X.
 211 (Schimonoseki): Gr. Politik, IX, 254.
 211 (Fall Mandl): Hallgarten in «P.T.», 1934, 21. VII.
 212 (Klage Lans): Vorwärts, 1899, 17. VIII.
 213 (Haager Konferenz): Gr. Politik, XV, 162/63, 156, 306.
 214 (Burenlieferungen): Vorwärts, 1900, 13. u. 16. I.; Gr. Politik, XV, 452.
 215 (Wilsonnote): Nichols, 49.
 216 (Kartenregister): Tresckow, 114/116.
 217 (Neue Ermittlungen): Tresckow, 126-130.
 219 (Capri): Zukunft, 1902, 41, 333; Vorwärts, 1902, 15. XI.-30. XII.
 221 (Gespräch mit v. Windheim): Tresckow, 126/127.
 224 (Tod usw.): Essener Volksztg., 1902, 22.-27. XI.
 225 (Hintergründe): Fall Krupp, 41-52.
 229 (Gerichtsbeschluss): Vorwärts, 1902, 16. XII.
 231 (Reichstagskonflikt): Amtl. Bericht, 1903, 20. I.
- V. Kapitel.**
- 235 (Umwandlung in A.G.): Jubiläumswerk, 398; Hass, 8.
 236 (Personelles): Baedeker, 300-302.
 237 (Technisches Versagen): Perbandt, 7.
 238 (Agenten): Jubiläumswerk, 196/97.
 242 (Budgetkommission 1900): Köln. Vztg., 1900, 2. II.-30. III.
 243 (USA.-Preise): Amtl. Bericht, 1901, 1.-21. III.
 244 (Reichstagsbeschluss): Amtl. Bericht, 1901, 8. III.
 244 (Angebot Thyssen): Köln. Vztg., 1901, 27. V.
 245 (Grobblechverband): Köln. Vztg., 1903, 6. III.; Kehr, 210.

Seite

- 246 (Reichstagsbeschluss): Amtl. Bericht, 1903, 13. III.
 247 (Verhandlung 1904): Amtl. Bericht, 1904, 18. III.
 248 (Türkendebatte): Amtl. Bericht, 1905, 17. III.-27. III.
 248 (Preise): Amtl. Bericht, 1905, 27. III.; Germania 1903, 12. III.
 250 (Brasilien): Maitrot, 20/22.
 251 (Argentinien): Maitrot, 14-20.
 252 (Chile): Maitrot, 23/24.
 253 (Marokko 1905): Berl. Tagebl., 1913, 20. V.; Hallgarten, 187.
 255 (Türkengeschäft): Zukunft, 1905, 302; Krupp-Erwidernung, 31; Hallgarten, 219.
 258 (Kaiserrede): Berl. Tagebl., 1906, 16. X.
 259 (U-Boot): Jubiläumswerk, 384; Rheinisch-Westfälische Zeitung, 1906, 7. VIII.
 260 (Zeppelin): Zukunft, 1908, 241; Jubiläumswerk, 357/58.
 261 (Soziales): Hass, 8; Vorwärts, 1903, 4. I.
 264 (Venezuela): Vorwärts, 1903, 27. I.; Amtl. Bericht, 1903, 19. III.
 265 (Neutralitätsbruch): Schleswig-Holst. Vztg., 1905, 20. IV.-7. VII.
 267 (Harvey Ltd.): Seldes, 16; L.-Russbildt, 8; Vorwärts, 1905, 5. XII.
 268 (Verfilzung): Seldes, 19, 26.
 269 (Keim): Vorwärts, 1908, 11. IV., 21. VIII.
 271 (Fall Mulliner): Gr. Politik, 28, 10 291; Unterhaus, 1909, 17.-26. III.; Seldes, 52-54; Hallgarten, 222/24; Kantorowicz, 359/60.
 273 (Personelles): Budgetkommission, 1909, 18./19. III.; Berl. Tagebl., 1913, 1. VIII.-8. XI.
 274 (Fall Dreger): Berl. Tagebl., 1913, 3. VIII.
 275 (Klub Wangemann): Berl. Tagebl., 1913, 8. XI.
 276 (Korruption): Amtl. Bericht, 1913, 10. VI.; Hué, 38.
 277 (Kornwalzer-Affaire): Amtl. Bericht, 1913, 18.-26. IV.; Vorwärts, 1913, 1. VIII.-8. XI.
 283 (Brief Ziese): Hallgarten, 334/35.
 284 (Budgetkommis. 1911): Vorwärts, 1911, 18. II.
 285 (Thyssen-Ehrhardt): Huret, 1t. Berl. Tagebl., 1913, 20. V.
 286 (Gerichtliche Aussagen): Vorwärts, 1913, 1./5. VIII.
 287 (Vertrag mit Creuzot): Leonid, bei L.-Russbildt, 69.
 287 (Behörden u. Ehrhardt): Amtl. Bericht, 1905, 17. III., 1910, 5. III.
 288 (Ehrhardt erobert): Frankf. Ztg., 1913, 21. VIII., 10. IX.
 289 (Verträge ohne Thyssen): Amtl. Bericht, 1910, 5. III.,
 290 (Russengeschäft): Vorwärts, 1905, 13. X.; Seldes, 37.

Seite

- 291 (Marokko 1911): Hallgarten, 233; Kammerdebatte, 1909, 24. XI.; Vorwärts, 1907, 15. XII.; 1908, 19. XII., 1911, 15. XI., 1912, 20. II.
- 292 (Mannesmann): Vorwärts, 1912, 6. XI 1913 19. X.
- 293 (Ungarn): Vorwärts, 1913, 26. III., 7./11./20. V.
- 294 (Balkankrieg 1912): Hallgarten, 267; Tägll. Rundschau, 1912, 553.
- 295 (Affaire Putiloff): Gr. Politik, 38, 250; Engelbrecht, 131-138; Hallgarten, 286; Leonid, bei L.-Russbildt, 69.
- 299 (Mission L. v. Sanders): Hallgarten, Revue; Gr. Politik, 28, 525, 596, 637.
- 302 (Werkziffern): Jubiläumswerk, 363, 409; Hass, 9, 12, 30.
- 303 (Wehrverein): Vorwärts, 1912, 7. IV., 1918, 5. XI.
- 304 (Geheimfonds): Vorwärts, 1909, 16. XI., 1911, 3. V.
- 304 (Gegen Wahlrecht): Vorwärts, 1910, 2. III.
- 304 (Tendenzproffessuren): Hué, 39; Vorwärts, 1910, 19. II.
- 305 (Presse): Amtl. Bericht, 1914, 11. V.
- 306 (Werkverein): Vorwärts, 1913, 21. V.
- 307 (Expansion): Vorwärts, 1911, 14. II.» 14. IV., 1915, 18. II.; Hass, 9.
- 308 (Dividenden): Vorwärts, 1908, 2. VIII.
- 309 (Mühlons Anklage): Amtl. Bericht, Hauptausschuss, 1918, 16. III.;
- 310 Rhein.-Westf. Ztg., 1933, 11. XII.
- 311 (Kriegsverträge): Kammerdebatte, Journal officiel, 1919, 15. L.; Seldes, 71; Engelbrecht, 166.
- 312 (Fall «Benesloet»): Kammerdebatte, Journal officiel, 1919, 24. I.
- 313 (Engl. Schiebung): Vorwärts, 1915, 21. VI.
- 313 (Deutsche Schiebungen): Schmidt, 29; Nordd. Allg. Ztg., 1914, 21. XI., 1915, 4. II.; Vorwärts, 1919, 4. IV.
- 314 (Gewinn 14/15): Vorwärts, 1915, 13. XI.
- 315 (Schweizer Lieferungen): Raphael-Stinnes, 94; Schmidt, 29; Vorwärts, 1919, 17. XI.
- 316 (Zünder-Affaire): Vorwärts, 1915, 27. IV.; Times, 1915, 5. V.
- 317 (Durchhalten): Engelbrecht, 160; Vorwärts, 1915, 11. XII.
- 317 (Preiserhöhung): Vorwärts, 1915, 26. II.
- 317 (Expansionsprogramm): Vorwärts, 1916, 12. XII.
- 318 (Warnung): Rhein.-Westf. Zeitung, 1934, 19. VII.
- 318 (Propagandaapparat): Morus, 166 bis 186.
- 320 (Plünderung Belgiens): Raphael-Stinnes, 96; Vorwärts, 1920, 11. V.
- 321 (Skagerrak): Berl. Tagebl., 1916, 6. VI.; L.-Russbildt, 27.

Seite

- 321 (Gewinn 15/16): Vorwärts, 1916, 1. XII.
- 322 (Fall Briey): ausführlich bei Seldes.
- 325 (Wucher u. Intriguen): Amtl. Berichte: Nationalvers., 1919, 10. XII.; Hauptausschuss, 1918, 8. III.; Vorwärts, 1919, 17. XI., 1920, 6. III.
- 326 (Sturz Gröners): Schmidt, 30; Vorwärts, 1917, 28. VIII., 1919, 17. XI.
- 327 (Essens Kriegsziele): Haux, 38.
- 328 (Kriegspropaganda): Vorwärts, 1917, 14. X., 1918, 13. IV.
- 329 (Fernkanone): ausführlich bei Eisgruber.
- 330 (Aufklärung Wilhelms): Raphael-Stinnes, 93.
- 331 (Kaiserrede): Ess. Volksztg., 1918, 11. IX.
- 332 (Kriegsgewinnhöhe): Fuchs, 85/86.
- 334 («Gewinnrausch»): Schmidt, 44.
- 336 (GeheimVerordnung): Vorwärts, 1919, 15. II.
- 336 (Zerstörungsziffern): Baedeker-Jahrbuch, 207.
- 337 (Entschädigung): Erki. d. Firma, in Ess. Vksztg.
- 337 (Geheim-Versuch): Vorwärts, 1920, 28. V.
- 339 (Privatbesitz): Raphael-Krupp, 117; DMV, I, 247.
- 340 (Wiedfeldt): Baedeker-Jahrbuch, XI.
- 341 (Russengeschäft): Raphael-Krupp, 115; Vorwärts, 1920, 23. X., 5. XI.
- 343 (Inflationsgeschäfte): Raphael-Krupp, 123, Raphael-Stinnes, 121, 142.
- 344 (Mannesmann): DMV, II, 32.
- 345 («Arbeiteraktien»): Raphael-Krupp, 117/18; Baedeker-Jahrbuch, 210.
- 347 (Ruhrkrieg): Raphael-Krupp, 121/22.
- 348 (Subventionen): Raphael-Stinnes, 110/11.
- 349 (Vestag-Gründung): Morus, Weltbühne, 1925, 503.
- 351 (Holländische Produktion): «Het Volk», 1930, 6.-13. XI.; Holl. Kammer, 1930, 17. XII.
- 353 (Bofors): Riksdag-Bericht, 1935, 3. IV.; Neue Zürcher Ztg., 1935, 6.IV.; Berner Tagwacht, 1935, 5. IV.
- 354 (Vickers-Prozess): L.-Russbildt, 50.
- 356 (Schach Frühstück): Amtl. Bericht, 1929, 6. VI.
- 360 (Gelsenberg-Kauf): Die Tat, 1932, 4, 350
- 363 (Geld in München): Vorwärts, 1919, 10./13. XII.,
- 366 (Neue Produktion): Neue Weltbühne, 1933, 948, 986.
- 368 (Neue Auslandsgeschäfte): Eisen u. Stahl, 66.
- 369 (30. Juni 1934): Westland, 1934, 28. VII.
- 371 (Neue Gewinne): Rhein.-Westf. Ztg., 1934, 27. I., 1935, 26. I.; Deutsche Allg. Ztg., 1936, 25. I.

REGISTER

- Abbe, Schöpfer der Zeisswerke 364.
 Abdul Hamid, türk. Sultan 174, 213, 254.
 AEG, Allg. Elektrizitäts-Gesellsch. 326, 340.
 Alexander, v. Preussen 105.
 Alldeutscher Verband 328.
 Allers, Maler 229.
 Altfried, Gründer Essendes 11.
 Aoki, chin. Gesandter 141.
 Armstrong, engl. Waffenfirma 102, 103, 151, 153,
 251, 267, 268, 270, 271, 272, 300, 327, 355.
 Arroquia, v., span. General 139.
 Asbeck, v., ess. Patrizier 47.
 Ascherfeld, Kaufmann 34.
 – Betriebsleiter 68, 71, 73, 84, 136.
 Asthöwer, Industrieller 157.
 Asquith, engl. Premierminister 271, 316.
 «Augsburger Postzeitung» 221.
 «Avanti», it Zeitung 221.
 Baare, Industrieller 81, 103, 171, 200.
 Baedeker, Alfred 79.
 – Diedrich, Krupphistoriker 76, 84, 95, 108, 139,
 142, 143.
 Ballestrem, v., Reichspräsident 231, 232, 233.
 Ballin, Direktor der Hamburg-Amerika-Linie 208,
 265, 330, 334.
 Bange, de, franz. Erfinder 151, 152, 154.
 Banque ottomane 255.
 Banque Union parisienne 292, 296.
 Barandon, Admiral a. D., Krupp-Aufsichtsrat 236,
 265, 273.
 Barker, Sprecher im Unterhaus 316.
 Barthé, franz. Deputierter 250, 268, 324.
 Basselrodt, ess. Lizentiat 15.
 Bauer, v., Oberstleutnant 326.
 Baur, Kruppagent 210.
 Beardmore, engl. Waffenfirma 267, 268, 270.
 – William 267.
 Bebel, Reichstagsabg. 204, 205.
 Beckerath, v., Bankier 71.
 Beckmann, ess. Bürgermeister 26.
 Bell, Rechtsanwalt 282.
 Berdrow, Krupphistoriker 13, 19, 28, 48, 51, 52,
 59, 78, 89, 91, 93, 94, 95, 104, 106, 112, 114,
 119, 121, 122, 133, 141, 159, 160, 161, 162,
 165, 166, 187.
 Bérenger, franz. Deputierter 312, 323.
 Bergbaulicher Verein, Industriellenverband 70,
 263, 326, 363.
 Berger, Industrieller 147.
 Berliner Elektrizitäts-Gesellsch. 320.
 Berliner Handelsgesellschaft 176, 213, 343.
 «Berliner Lokal-Anzeiger» 225, 282, 305.
 «Berliner Neueste Nachrichten» 182, 183, 184,
 185, 305.
 Bernhard, Reichstagsabg. 358.
 Bernstein, Reichstagsabg. 269.
 Berresford, Unterhaus-Mitglied 316.
 Bertin, franz. Marineattaché 155.
 Bessemer, engl. Chemiker 81, 91, 92, 104.
 Bethmann-Hollweg, Reichskanzler 261, 317, 320.
 Bettini, it. Industrieller 267.
 Beumer, Reichstagsabg. 248.
 Beumingen, van, holl. Kruppagent 352.
 Bethlehem Steel Company 187, 327.
 Binswanger, Psychiater 225, 226.
 Bismarck 85, 88, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 103, 108,
 118, 122, 124, 128, 134, 137,
 138, 146, 147, 149, 152, 153, 154, 155,
 159, 166, 169, 170, 180, 193, 209, 210,
 229, 257, 272, 369.
 Bleichröder, Bankier 73, 125, 128.
 Blessing & Co., holl. Kruppfirma 351.
 Blohm & Voss, hamburg. Werft 297.
 Blomberg, v., Kriegsminister 365.
 Blumenfeld, hamburg. Firma 338.
 Bochumer Verein, Stahlwerk 78, 79, 81, 82, 86,
 93, 95, 104, 133, 161, 171, 214, 349.
 Bodelschwingh, v., Freiherr 64.
 – Minister 97.
 Bodenhausen, v., Kruppdirektor 292.
 Bofors, schwed. Waffenwerk 352, 353, 354.
 Böhler-A.G., Industriekonzern 344.
 Bonaparte, Caroline 46.
 – Jérôme 144.
 Borg, v. d., ess. Patrizier 26.
 Borsig, Industrieller 74, 138.
 Boyen, v., Kriegsminister 75, 76, 107.
 Bracht, ess. Oberbürgermeister 361, 365.
 Brand, v., Gesandter in China 209, 211, 212, 239.
 Brandenburg, Graf v., 15, 21.
 Brandt, Berl. Kruppvertreter 209, 274, 276, 277,
 278, 279, 280, 281, 282, 285, 286, 287.
 Brandt, Oberst 279.
 Braun, preuss. Ministerpräsident 361.
 Breitscheid, Reichstagsabg. 359.
 Brialmont, belg. Ingenieur 238.
 Brown & Co., engl. Waffenfirma 267, 270, 271,
 272.
 Brüning, Reichskanzler 360, 361.
 Brünninghaus, Industrieller 58.
 Bueck, Vors. d. Industriellenverbandes 207.
 Budde, Generalmajor u. Minister 208, 236.
 – Kruppdirektor 208, 236.
 Bücking, General 274.
 Bülow, v., Minister 137.
 – Reichskanzler 208, 213, 228, 239, 264, 265, 269,
 309.
 – Kruppdirektor 208, 236.
 Buschfeld, Kruppdirektor 343, 351, 352.
 Cail & Cie., franz. Stahlwerk 151.
 Cammel & Cie., engl. Waffenfirma 267, 268, 270,
 271, 272, 291.
 Campbell-Bannerman, engl. Premiermin. 269.
 Camphausen, preuss. Minister 71.

- Caprivi, Reichskanzler 180.
 Carlsson, Direktor von Bofors 353.
 Carnegie, amerik. Stahlkönig 144, 186, 187, 267.
 Cavalli, sardinischer Artillerist 77.
 Chatillon Comp., franz. Waffenfirma 267.
 Chilworth Gunpowder Co., internat. Pulverfirma 268.
 Clark, Direktor der Cammel & Cie. 267.
 Cockerill, belg. Stahlindustrieller 291.
 Cohnheim, Kruppdirektor 137.
 Comité des Forges 323.
 Comptoir d'Escompte, franz. Bankhaus 151.
 Constans, franz. Diplomat 255, 256.
 Couvette, General 326.
 Coventry Ordnance Comp., engl. Waffenwerk 270.
 Cramer-Klett, Industrieller 138.
 «Crapouillots», Le. Zeitschrift 355.
 Crediet Maatschappij, holl. Bank 343, 352.
 Crédit Lyonnais, franz. Bank 360.
 Credit Mobilier, franz. Bank 108.
 Cremer, Industrieller 357.
 Cresta, ital. Kruppagent 238.
 Croy, Herzog v. 308.
 Czernin, österr. Aussenminister 328.

 D aimler-Motoren-Gesellschaft 336.
 Decker, art. Schriftsteller 77.
 Deichmann, Bankier 95, 126, 128.
 Delbrück, Hofbankier und Krupp-Aufsichtsrat 206, 236.
 – Staatssekretär 90, 124, 137.
 Delcassé, franz. Aussenmin. 255.
 Deport, franz. Artillerist 201.
 Dessauer, Reichstagsabg. 310.
 Detten, v., Staatsrat 368.
 Deutscher Arbeiterverein 362.
 Deutsche Bank 206, 214, 254, 255, 256, 258, 267, 297, 301, 319.
 Deutscher Flottenverein 181, 182, 183, 184, 185, 187, 247, 259, 266, 269, 304.
 Deutsch-Luxemburgische Bergwerks-A.G. 263, 349.
 Deutsche Waffen- u. Munitionsfabr. 158, 268, 273.
 Dewitz, v., Kruppdirektor 278, 279, 281.
 Diergardt, v., Industrieller 45.
 Dietrich, Finanzminister 360.
 «Dietsche Datsche», holl. Zeitung 352.
 Dillinger Hüttenwerke 267, 268, 272, 283, 284.
 Dinnendahl, Industriepionier 38, 45, 50, 69.
 Disconto-Gesellschaft 127, 176, 264, 265.
 Donadt, v., Leutnant 75.
 Doppelmair, v., russ. Militärattaché 100.
 Dorman, Long & Co., engl. Stahlfirma 368.
 Doumergue, franz. Premierminister 295.
 Dreger, Kruppdirektor 274, 279, 315.
 Dröse, Feuerwerker 278.
 Dschawid Bay, türk. Finanzminister 301.
 Duisberg, Leiter der I.G.-Farben 330, 359.

 Eccius, Kruppdirektor 273, 274, 275, 279, 281.
 «Echo de Paris» 295, 297.
 Ehrenberg, Wirtschaftshistoriker 60, 142, 143, 304.
 Ehrensberger, Kruppdirektor 267, 321.
 Erhardt, Kruppdirektor 137.
 Ehrhardt, Industrieller, Leiter von «Rheinmetall» 200, 203, 204, 205, 215, 240, 241, 246, 247, 248, 249, 251, 255, 274, 280, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 294, 298, 340, 347.
 Eichhoff, Unterpräfekt 83, 84.
 – Steuerrat 83, 84.
 – Ernst, Kruppdirektor 116, 127, 129.
 – Richard, Betriebsleiter 129, 136.
 Eickhoff, Reichstagsabg. 247, 248.
 Einem, v., Kriegsminister 247, 248.
 Elbers, Geheimrat 32.
 Elkington, Mason & Co., engl. Firma 72.
 Ellertz, Hauptmann 286.
 Ellis, Direktor der Brown & Co. 267.
 Eimenreich, Schauspielerin 166.
 Emminghaus, Bürgermeister 31, 32.
 – Regierungsrat 32.
 Ende, v., Regierungspräsident 175.
 Engelbrecht, Schriftsteller 187.
 Engerand, franz. Deputierter 323.
 Erisberg, ess. Bürgermeister 18.
 Ernemann, Optische Werke 340.
 Erzberger, Reichstagsabg. 241, 284, 289, 343.
 Eschevarita-Werft 356.
 «Etoil Beige», belg. Zeitschrift 305.
 Eulenburg, v., Diplomat 212, 216.
 Eynac, franz. Abgeordneter 323.

 Fahr, Maschinenfabrik 340.
 Falkner, Direktor d. Armstrong Co. 267.
 Faure, franz. Deputierter 354.
 Fechenbach-Laudenbach, v., Freiherr 231.
 Ferdinand, König v. Bulgarien 294.
 Ficzek, v., Kruppvertreter 82, 239.
 Fischer, Fabrikant 43.
 Flandin, franz. Deputierter 323.
 Flick, Industrieller 360.
 Fould, franz. Minister 108.
 Franken, Industrieller 88.
 «Frankfurter Oberpostamtszeitung» 50.
 «Frankfurter Zeitung» 288.
 Franz Josef, österr. Kaiser 130, 170.
 Friedrich II., preuss. König 37.
 Friedrich Carl, v. Preussen 98.
 Friedrich Heinrich, v. Preussen 216.
 Friedrich, Kronprinz v. Preussen 102, 121.
 Friedrich Wilhelm III., preuss. König 56.
 Friedrich Wilhelm IV., preuss. König 83.
 Friedrich Wilhelm, brandenburg. Kurfürst 17.
 Frobenius, Krupphistoriker 112, 163.
 Fronknecht, Kruppvertreter 352.
 Fürstenberg, Bankier 176.

 Gaeten, v. d., ess. Patrizier 15.
 Gantersweiler, kruppsch. Prokurist 72, 82.
 Gathmann, Direktor d. Dillingerhütte 267.

- Gelsenkirchner Bergwerks-A.G. 263, 291, 349, 360.
 Geny, Direktor d. Schneider & Cie. 267.
 George, Kruppvertreter 352.
 Gerard, franz. General 323.
 Gillhausen, Kruppdirektor 304.
 «Giornale d'Italia» 228.
 Giovannetti, it. Oberst 140.
 Giraud-Jordan, Präs. d. Ferrosilizium-Syndikats 311.
 Goebbels, Minister 368.
 Goecke, Historiker 48.
 Goertz, Optische Werke 321.
 Goldschmidt-Rothschild, Freiherr v. 309.
 Goltz, v. d., General 154.
 Gontard, Rüstungsindustrieller 273, 284, 352.
 Goose, Kruppdirektor 116, 149, 167.
 Görens, Kruppdirektor 368, 369.
 Göring, Ministerpräsident 358, 369.
 Gortschakow, russ. Staatsmann 130.
 Gossler, v., Kriegsminister 205, 246.
 Grandmaison, de, Major u. Deputierter 324.
 Grevel, kruppscher Buchhalter 50, 51, 52.
 Griesenbeck, Oberförster 55.
 Grillo, Industrieller 51, 126, 171.
 Grobblechverband 245, 246.
 Gröner, General 326.
 Gross, Kruppdirektor, Kanonenkonstrukteur 100, 131, 138, 161, 162, 167, 175, 198, 199, 235.
 Grumme, v., Adjutant 208.
 Gruson, Industrieller 74, 153, 161, 162, 163, 171, 175, 176, 177, 199, 285, 288, 307, 330.
 Günzburg, russ. Bankhaus 155.
 Gussmann, Kruppdirektor 137.
 Gustav Adolf, Schwedenkönig 197.
 Gutehoffnungshütte 35, 36, 37, 38, 43, 45, 50, 53, 57, 59, 73, 171, 357.
 Gutschmid, v., Gesandter 211.
- Haas, Pariser Kruppvertreter 82, 96, 108, 109, 110, 113, 114, 115.
 Halbach, Kruppbeamter 307.
 Hallgarten, Historiker 154, 208, 211, 253, 282.
 Hamburg-Amerika-Linie 268, 265.
 «Hamburger Nachrichten» 210.
 Hammacher, Reichstagsabg. 70, 88, 181.
 Haniel, Grossindustrielle 20, 39, 87, 138, 262, 320, 340, 346, 358.
 Hanighen, Schriftsteller 187.
 Hansemann, Minister 71, 127.
 Harkort, Industrieller 53, 67, 68, 169.
 Harvey, amerik. Industrieller 85, 177, 178, 266.
 Harvey United Company, internat. Rüstungskartell 243, 266, 267, 268, 291.
 Hasselmann, ess. Patrizier 18.
 Haussner, Erfinder des Rohrücklaufs, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204.
 Haux, Kruppdirektor 279, 327.
 Havik, ess. Gildemeister 26, 29.
 Havas Agence 152.
 Heeringen, v., Kriegsminister 271, 278, 279, 281.
- Heine, Frank, Utrechter Dokumentenfälschung 352.
 Henckels, solinger Industrieller 63.
 Henckel v. Donnersmarck 309.
 Hennebert, belg. Oberstleutnant 154.
 Herkner, Professor 194.
 Herriot, Edouard 348.
 Herron, amerik. Politiker 309.
 Herstatt, Bankier 64.
 Hetherington, engl. Firma 313.
 Heydt, v. d., Bankhaus 66, 89, 91.
 – Minister 83, 89, 90, 97.
 Heyking, v., Gesandter in China 209.
 Hibernia, Zechengewerkschaft 361.
 Hilferding, Finanzminister 357.
 Hilger, Industrieller 88.
 Hindenburg 319, 324, 325, 327, 332, 360, 361, 365.
 Hindersin, Generalinspekteur 122.
 Hirst, Leutnant 278.
 Hitler 9, 327, 333, 359, 360, 362, 363, 364, 365, 367, 369, 370, 373.
 Hoge, Leutnant 274, 277, 288.
 Hohenau, v., kaiserl. Adjutant 216.
 Hohenlohe, v., Reichskanzler 210, 213.
 Hohenzollern, v., Ministerpräsident 86, 90, 272.
 Houdaille, Direktor der St. Chamod Comp. 267.
 Hué, Reichstagsabg. 190, 247.
 Hugenberg 262, 263, 279, 281, 282, 317, 318, 326, 335, 359, 365.
 Hugenpoet, Richter 19.
 Hunsiker, Vertreter d. Carnegie Comp. 267.
 Huntsmann, Erfinder d. Gusstahls 42.
 Huret, franz. Publizist 254, 285, 289.
 Huysz, Sander 18.
 – Catharina, geb. Krupe, 15, 18-20, 22, 33.
 Huyssen, ess. Bürgermeister 19, 24, 25, 26, 27, 30.
 – Industrieller 39, 88.
 Hollmann, Admiral 208, 225.
- I.G.-Farben 349, 359. «Illustration», L' 201.
 Industriellen-Verband 267.
 Ingenieurskantoor voor Schepsbuow-Haag 351.
 Internationales Ferrosilizium-Syndikat 311.
 International Review 305.
 Internationales Schienenkartell 157.
 Iron and Steel Institute 267.
 Isenbiel, Oberstaatsanwalt 230, 231.
 Izenplitz, v., Minister 95.
- Jäger, Fabrikant 66, 89.
 «Jahrbuch der Millionäre» 187, 196, 309.
 Jakoby, Gründer d. Gutehoffnungshütte 38, 39, 43.
 Jaurès, franz. Deputierter 292.
 Jencke, Vors. d. Kruppdirektoriums 137, 159, 169, 182, 184, 197, 207, 208, 223, 235, 263.
 Juanschikai, chin. Präsident 293.

- Kaipingminen 156.
 Kalakaua, König d. Sandwichinseln 141.
 Kamp & Co., Firma in Wetter 79.
 Kardorff, Reichstagsabg. 242, 244.
 Karl, v. Preussen 105, 121.
 Karlswerk Eberswalde 74.
 Kechel, Gebrüder, Kruppkompagnons 43, 44, 45.
 Keen and Cie., engl. Stahlfirma 291.
 Kehr, Historiker 181, 184, 185, 207.
 Keim, General 269, 270, 304, 328, 362.
 Kellen, Krupphistoriker 186, 187, 189, 190, 194, 196.
 Kessler, Industrieller 138.
 Kirdorf, Adolf 167.
 – Emil 169, 304, 318, 334, 357, 358, 364.
 Klingemann, Superintendent 227.
 Klocke, ess. Patrizier 20.
 Klönne, Industrieller 357.
 Klüpfel, Kruppdirektor 267, 304.
 Knaudt, Industrieller 88.
 Knesebeck, v., Kabinettssekretär 216.
 Koepfer, Krupphistoriker 106, 107.
 Kohlsyndikat 346, 349.
 Kölner Bergwerksverein 261.
 «Kölnische Volkszeitung» 242, 244.
 «Kölnische Zeitung» 224.
 Köln-Rottweil, Pulverkonzern 272, 284, 315, 344.
 Kopstadt, ess. Bürgermeister 31, 32.
 Korn, Privatsekretär 223.
 Köster, Admiral 269.
 Krassin, russ. Handelsvertreter 341.
 Krausnick, Stallmeister 86, 272.
 Kreutz, Industrieller 147.
 «Kreuzzeitung» 182, 183.
 Krösen, ess. Patrizier 16.
 Krupp-Berndorf 66, 68, 70, 74, 124, 173, 319.
 Kübeck, v., Präs. d. Hofkammer 65.
 Künne, Drahtfirma 307.
 Kuppelwieser, Industrieller 167.
 Küster, kruppsch. Hausarzt 165.
- Krieg
 – kölnischer 13.
 – 30jähriger 16, 17, 20, 37, 45, 75.
 – span. Erfolge-, 22.
 – 7jähriger 34.
 – napoleonischer 49, 53.
 – Krim- 77.
 – dänischer 85, 89, 94.
 – preuss.-östrerr. 85, 99, 143.
 – deutsch-franz. 85, 113, 114.
 – russ.-türk. 85, 135, 136.
 – jap.-chin. 210.
 – Buren- 213, 214.
 – ital.-türk. 238.
 – türk.-griech. 254.
 – Balkan- 294.
 – Welt- 187, 309-334.
- Krupe, Arndt 12-16, 17, 18, 20, 25, 34, 36, 120.
 – Gerdruit, geb. v. d. Gaeten 13.
 Krup, Anton 15, 16-18, 19, 20, 75.
 – Georg 15, 20.
 – Margarethe 15, 19, 34.
 – Gertrud, geb. Krösen 16, 18.
- Krupp, Matthias 19, 20-22.
 – Georg Dietrich 22-33.
 – Anna Elis., geb. Huyssen 22, 23.
 – Arnold 24, 25, 27, 30, 33.
 – Matthias 25, 26, 27, 33.
 – Henrich Wilhelm 30, 32, 33.
 – Anna Sophia 31.
 – Jodokus 3334, 35.
 – Hel. Amalie, geb. Ascherfeld 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 75, 235.
 – Friedr. Wilhelm 35, 37.
 – Petronella, geb. Forsthoff 35, 39, 50, 51, 52, 64.
 – Friedrich, Begr. d. Gusstahlf. 35, 36, 37-53, 54, 55, 57, 59, 65, 69, 71, 75, 78, 116, 173.
 – Wilhelm 35, 39, 43, 44, 50.
 – Therese, geb. Wilhelm 38, 51, 54, 55, 58, 69, 70, 83.
 – Alfred, «Kanonenkönig» 43, 52-172, 173, 174, 175, 176, 189, 190, 200, 207, 210, 218, 234, 254, 272, 299, 306, 318, 330, 365.
 – Bertha, geb. Eichhoff 83, 84, 93, 101, 116, 123, 124, 164, 165, 166, 173, 174.
 – Hermann, Ind. in Berndorf 54, 56, 58, 60, 62, 63, 69, 70, 74, 75, 124, 167, 174.
 – Ida 54, 70, 71, 124, 167.
 – Fritz 54, 60, 62, 68, 69, 70, 72, 124, 167.
 – Fritz, Erbe d. Werkes 84, 101, 129, 147, 148, 152, 164, 166, 167, 168, 169, 173-233, 234, 235, 258, 260, 262.
 – Margarethe, geb. Ende 174, 175, 218, 225, 226, 230, 234, 236, 237, 257, 263.
 Krupp von Bohlen und Halbach, Gustav 257, 258, 263, 274, 279, 307, 309, 310, 315, 318, 321, 330, 333, 335, 340, 344, 347, 348, 355, 357, 358, 359, 360, 361, 365, 367, 368, 369, 370, 372, 373.
 – Bertha, geb. Krupp 175, 223, 234, 235, 257, 258, 260, 273, 303, 309.
 – Alfred 258.
 – Irmgard 369.
- Langnamverein, rhein.-westfäl. Industriellenverband 119.
 Lans, Kapitän d. «Iltis» 134, 212.
 Lasker, Reichstagsabg. 126.
 Le Boeuf, franz. Kriegsminister 110, 111.
 Lecomte, franz. Diplomat 216.
 Legien, deutscher Gewerkschaftsführer 341.
 Leimgarten, ess. Patrizier 15.
 Leonid, russ. Publizist 287, 297.
 Le Play, franz. Chemiker 68.
 Leuchtenberg, v., Industrieller 72.
 Levante-Schiffsunion 356.
 Levy, Direktor d. Chailion Comp. 267.
 Leydhecker, Oberstleutnant 202.
 Liebknecht, Reichstagsabg. 193, 273, 277, 278, 279, 281, 282, 305, 343.
 Li Hung Tschang, chin. Vizekönig 156, 170, 210, 211, 238.

- Longsdon, lond. Kruppvertreter 82, 92, 117, 129, 168.
 Lorenz-Metallpatronenfabrik 158.
 Lorschbach, Kruppdirektor 101, 137.
 Lothmar, Schweiz. Rechtslehrer 261.
 Louis Philippe, franz. König 70, 75, 107.
 Löwe, Ruhrindustrieller 147.
 – Rüstungsindustrieller 246, 265, 284.
 Löwenstein, v., Vors. d. Bergbaul. Vereins 318.
 Lucanus, kaiserl. Kabinettschef 217.
 Ludendorff 319, 325, 328, 330, 336.
 Lueg, Direktor d. Gutehoffnungsh. 73.
 Luther, Reichskanzler 348.
- Mac Mahon, franz. Marschall 130.
 Madsen, dän. Kriegsminister 239.
 Maffei, Industrieller 74.
 Maitland, Oberst, Direktor in Woolwich 156.
 Malengreau, belg. Leutnant 154.
 Mandel, österr. Rüstungsindustrieller 352.
 Mandl, chin. Kruppvertreter 210, 211.
 Mannesmann, Industrielle 291, 292, 344.
 Mannlicher, Waffenfabrik 246.
 Maquinista Terestre y Maritima 356.
 Markus, ess. Patrizier 26, 29.
 Marquardt, Kruppdirektor 279, 280.
 Marré, kruppscher Arbeiter 71.
 Marschall, v., Botschafter 213, 248, 255.
 Martin, franz. Erfinder 104, 154.
 Martin, Regierungsrat 187.
 Maschinen en Apparatens Fabrik 351.
 Mathieu, franz. General 201.
 Mattschoss, Industriegeschichte 78.
 Mauser, Erfinder des M.-Gewehres 172.
 Maxim, Erfinder des Masch.-Gewehres 267, 268.
 Maybach, Minister 235.
 Mayer, Gründer d. Bochumer Vereins 78, 81, 171.
 Mayevski, russ. General 103, 109.
 Meerscheidt-Hüllessem, v., Kriminalist 216, 217.
 Meisbach, Krupphistoriker 216, 218, 226.
 Melcher, ess. Polizeipräsident 361.
 Mendelssohn, Bankier 73.
 Mercier, franz. General 201.
 Metzgen, v., Kruppvertreter 273, 274, 277, 280, 281, 282.
 Metzhausen, v., General 273.
 Mevissen, rhein. Bankier 71, 138.
 Meyer-Cohn, Bankier 128.
 Meyer, Berl. Kruppvertreter 82, 93, 94, 113, 127, 128, 131, 137, 149, 158, 162, 167.
 Michael, Grossfürst 135, 170.
 Miers-Stahlwerke 355.
 Mouths, Kruppdirektor 274, 279.
 Möller, Kruppbiggraph 175.
 Moltke 103, 130, 141, 147.
 Moltke, Berl. Stadtkommandant 216.
 Monthaye, belg. Generalstäbler 154.
 Morgan 182, 239, 357.
 «Morgenpost» 206, 207.
 Morin, franz. General 107.
 Mühlberg, Geheimrat 211.
- Mühlron, Kruppdirektor 274, 279, 281, 309, 310.
 Mukhtar Pascha, türk. General 141.
 Müller, v., Hofrat 31.
 – Leutnant 39, 47, 50.
 – Gutsbesitzer 57, 58, 67.
 – Helene, geb. Krupp 35, 39.
 Müller, Generalleutnant 78.
 Müller, Hauptmann 334.
 Müller, Reichskanzler 357, 359.
 Müller-Fulda, Reichstagsabg. 243, 244.
 Mulliner, engl. Waffenfabrikant 270, 271, 272.
 Mumm, v., Diplomat 62.
 «Münchener Post» 225, 231.
 Murat, Grossherzog v. Berg 46.
 Murawiew, russ. Aussenminister 212.
- Napoleon I. 39, 42, 46, 48, 49, 83, 168.
 Napoleon III. 80, 81, 92, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 114.
 «Nationaldemokrat», Berl. Zeitschrift 307.
 Navy League, USA., 182.
 – England 266, 269.
 Neuburg, Graf v. 15.
 Nicaise, belg. Kriegsminister 141, 238.
 Nickel, Le, internat. Nickelges. 312.
 Nickel Syndicate Ltd. 268.
 Nicolai, Kruppkompagnon 44, 45.
 Nicolson, engl. Diplomat 253.
 Niemann, Kruppkompagnon 73.
 Nikolajew-Werft, russ. Unternehmen 296.
 Nikolaus, russ. Zar 209.
 Nobel, Alfred 144, 158.
 Nölle, Münzdirektor 49.
 «Norddeutsche Allgemeine Zeitung» 152, 214.
 Norddeutscher Lloyd 175.
 Noske, Reichstagsabg. 325, 326.
- Oppeln, v., Schriftsteller 220.
 Oppen, v., Kammerherr 216.
 Oppenheim, Bankier 72.
 Oppersdorf, v., Reichstagsabg. 289.
 Orbanowsky, Direktor bei Putiloff 298.
 Orconera Iron Comp., span. Erzgruben 126, 338, 356.
 Orges, Oberst 85.
- Paasche, Reichstagsabg. 241.
 Pahl, kruppscher Hausarzt 224.
 Papen, v., Reichskanzler 361, 365.
 Pedro, Kaiser v. Brasilien 141.
 Pelletan, franz. Marineminister 249.
 Perbandt, v., ar till. Schriftsteller 202, 205.
 Pfandhöver, Hüttenbesitzer 35, 36.
 Pfeifer, Sekretär im Kriegsmin. 278.
 Phönix-Konzern 307, 349.
 Pieper, leitender Kruppdirektor 81, 92, 101, 104, 109.
 Pieul & Pelletier, ess. Gewehrfabrik 48.
 Poliskow, russ. Industrieller 155.
 Poncelet, belg. Industrielle 43.
 Porter de, holl. Grosshändler 308.
 «Post», Berliner Zeitung 130, 183.
 Pourtales de, Botschafter 298.

- Prehn, Kruppingenieur 138.
 «Propaganda», ital. Zeitung 221.
 Pulvertrust 158, 208, 273, 294, 315.
 Puteaux, franz. Arsenal 201.
 Putiloff, russ. Waffenfirma 295, 296, 297, 298, 299, 314, 354.
 Raphael, franz. Wirtschaftshistoriker 348.
 Rathenau, Industrieller 346.
 Rausenberger, Kruppdirektor 279, 315.
 Reichenau, v., Oberst 199.
 – Gesandter 294.
 – General 294.
 Reichsautobahngesellschaft 366.
 Reichsbank 343.
 Reichsverband der Industrie 343, 349, 359, 370.
 Restsoff, v., Hauptmann 251.
 Reuleaux, Professor 134.
 Reusch, Industrieller 357.
 Rheinbaben, v., Minister 208, 262.
 «Rheinisch-Westfälische Zeitung» 259, 269, 292, 310.
 Rheinmetall 200, 205, 248, 284, 286, 288, 340, 353.
 Rheinische Pulvermühlen 268.
 Rhodes, Cecil 214.
 Richards, Präs. d. Iron and Steel Comp. 267.
 Richter, Kruppingenieur 131.
 Richthofen, v., Staatssekretär 248, 288.
 Rippler, Chefredakteur 182.
 Röhm, Ernst 368, 369, 370.
 Rohstahlgemeinschaft 349.
 Roon, v., Kriegsminister 87, 88, 89, 93, 94, 96, 97, 98, 102, 112, 113, 114, 121, 122, 131, 141, 208.
 Rötger, Vors. d. Kruppdirektoriums 263, 279, 304, 317.
 Rother, v., preuss. Minister 107.
 Rothschild, Bankhaus 82, 193, 239, 312.
 – Nathan 39.
 – James 69, 75, 107.
 Rottenburg, Kruppvertreter in Marokko 253.
 Rundstedt, General 361.
 Sack, v., Admiral, Kruppaufsichtsrat 208, 236, 258, 273.
 Säftel, Direktor d. Dillinger Hütte 267.
 Salladin, Direktor d. Schneider & Cie. 267.
 Salm-Horstmar, Präsident d. Flottenvereins 185.
 Salvatore, Tiefseeforscher 219.
 Sanders, v., General 299.
 Sarraill, franz. General 323.
 Satterlee, amer. Kruppvertreter 239.
 Schaaffhausener Bank 72.
 Schacht, Hjalmar 356, 357, 358, 373.
 Scherl, Zeitungskönig 305, 318.
 Schichau-Werft 240, 246, 283, 304.
 Schleicher, General 362, 365, 369.
 Schleuder, Leutnant 278.
 Schmidt, kruppsch. Hausarzt 165.
 Schmidt, Feuerwerker 278.
 Schmidt, Kruppangestellter 308.
 Schmidt, Minister 370.
 Schmöller, Professor 182.
 Schneider, Hofstenograph 228.
 Schneider-Creuzot, franz. Waffenfirma 9, 108, 110, 151, 155, 163, 190, 193, 241, 250, 251, 252, 253, 255, 256, 267, 268, 287, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 300, 301, 302, 314, 315, 322, 324, 327, 350, 354, 360.
 Schneider, Eugène 111, 295, 297.
 Schöller, Industrieller 66.
 Schorlemer, v., Minister 318.
 Schumann, Ingenieur 162, 176.
 Schütz, Professor 304.
 Schwab, amerik. Industrieller 182.
 Schwartzkopff, Industrieller 138.
 Schweinburg, Sekretär des Flottenvereins 182, 184, 269, 304, 362.
 Schweninger, Arzt Krupps 166, 167, 168, 216.
 «Secolo», mailänder Zeitung 223.
 Seehandlung, preuss. Staatsbank 97, 128, 206, 320.
 Seillière, franz. Bank 96.
 Sellström, argent. Oberstleutnant 153.
 Serena, Sindaco von Capri 219, 223.
 Sevenar, v., ess. Bürgermeister 14.
 Severing, preuss. Innenminister 361.
 Shantung-Syndikat 212, 266.
 Siderius, holl. Deckfirma Krupps 351, 352.
 Siemens, Industrielle 104, 125, 154, 162, 359, 364.
 Simson, v., Kruppaufsichtsrat 281.
 Skoda, Waffenfirma in Pilsen 193, 200, 292, 293, 294, 295, 297, 350.
 Smit, Piet jun., holl. Werft 351.
 Societa degli Alti Forni Fondieri 267.
 Société française 291.
 Société générale 296, 297, 298.
 Société de Quenza 291.
 Sölling, Kruppkompagnon 63, 67, 69, 72, 74, 82, 92.
 Sölling, ess. Industrieller 88.
 Sorge, Kruppdirektor 343, 349.
 Sout, franz. Marschall 107.
 Spener, Hofrat 30.
 Stahlwerksverband 237, 325.
 Staimer, Polizeipräsident 363.
 St. Chamond, franz. Waffenwerk 152, 267.
 Steinmetz, Major 282.
 Stephan, Postminister 235.
 Stinnes, Hermann 41.
 – Hugo 125, 169, 258, 261, 304, 313, 317, 320, 321, 330, 335, 341, 343, 344, 346, 361.
 Stolberg, v., Reichstagsabg. 243.
 Stosch, v., Marineminister 158, 161.
 Stötzel, Reichstagsabg. 146, 147, 148, 191.
 Strasser, Gregor 369.
 – Otto 364.
 Stempel, v., Militärrattaché 299.
 Stresemann, Gustav 269, 348.
 Stroschein, Lebertranfabrikant 181.
 Strousberg, Eisenbahngründer 125, 126.
 Stumm, v., Industrieller 84, 130, 147, 169, 183, 186, 188, 192, 242, 244, 245, 246, 355.

- Tabouillot, Maire von Essen 47, 48.
 «Tägliche Rundschau» 182, 294.
 Tardieu, franz. Minister 298.
 T.U., Telegraphen Union 318.
 «Temps» 298.
 Terni, ital. Stahlwerk 268.
 Thielen, v., Minister u. Kruppaufsichtsrat 235, 273.
 Thomas, franz. Minister 323.
 Thommé, Drahtfirma 307.
 Thyssen, August 169, 241, 245, 246, 254, 258, 261, 262, 284, 285, 288, 289, 307, 308, 313, 317, 320, 357, 364.
 – Fritz 334, 346, 349, 357, 358, 359, 360, 370.
 Tilian, Leutnant 278.
 «Times» 254, 295, 296 316, 373.
 Tirpitz, v. 180, 181, 182, 184, 185, 188, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 249, 269, 271, 273, 283, 287, 289, 292, 328.
 Todleben, russ. General 105.
 Topp, Kruppdirektor 82.
 Tresckow, v., Kriminalist 216, 217, 218, 220, 221.
 Tseng, chin. Gesandter 141.
 Tutmann, ess. Patrizier 47.
 Uchatius, österr. Major 132.
 Ufa 318.
 Uhl, Berliner Hotelier 217, 218.
 Ujest, v. 309.
 Union Marocaine 291.
 United Steel Comp. 368.
 Vaterlandspartei 328, 362.
 Verein für Eisenhüttenleute 91, 356.
 Verein Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller 305.
 Vereinigte Stahlwerke 349, 357, 360, 361.
 Vickers, engl. Waffenfirma 9, 156, 193, 241, 251, 267, 268, 290, 292, 295, 296, 298, 300, 316, 327, 354, 355.
 Victoria, engl. Königin 80.
 Vielhaber, Kruppdirektor 267, 307.
 Viktor Emanuel, ital. König 130.
 Villain de, franz. Abgeordneter 312.
 Vogler, Generaldirektor 356, 357, 358.
 Voigts-Rhetz, General 86, 90, 99, 121, 122.
 Völker, Regierungsrat 237.
 Vollgold, Berliner Firma 64.
 Vollmar, v., Reichstagsabg. 231, 232, 233.
 «Vorwärts» 209, 222, 225, 229, 230, 316, 336.
 Waffenwerke Herstal 208.
 Warendorff, schwed. Hüttenbesitzer 77.
 Waldersee, General 210.
 Waldhausen, v., Industrieller 73, 88.
 – Gesandter 250, 252.
 Wandel, General 276.
 – Syndikus 276.
 Wangemann, Major 275.
 Wangenheim, v., Botschafter 239, 299, 301.
 Weber, Alfred, Soziologe 206.
 Wehrverein 303, 328.
 Weiss, ungar. Patronenfabrik 293.
 Wendel de, franz. Industrieller 323.
 Westerdorff, ess. Patrizier 22, 26.
 Wetzel, Richter 278.
 Wied, Fürst zu 181, 184.
 Wiedenfeld, Wirtschaftshistoriker 42, 57, 72, 170.
 Wiedfeldt, Botschafter, Kruppdirektor 340, 341, 342.
 Wiegand, Kruppdirektor 92, 101, 137.
 Wiemer, Goldschmied 60.
 Wile, amer. Publizist 258.
 Wilhelm I., deutscher Kaiser 80, 83, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 92, 94, 95, 96, 97, 99, 102, 103, 113, 121, 122, 123, 127, 128, 131, 132, 133, 135, 137, 138, 141, 147, 149, 154, 155, 159, 160, 167, 169, 207, 272, 338.
 Wilhelm II.» deutscher Kaiser 167, 180, 181, 182, 184, 186, 189, 190, 191, 197, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 217, 221, 222, 223, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 236, 239, 240, 246, 247, 254, 257, 258, 259, 260, 270, 273, 279, 282, 285, 287, 290, 291, 309, 315, 318, 321, 330, 331, 332, 334, 369.
 Wilhelm, v. Baden 94.
 Wilhelmi, ess. Bürger 51.
 Wille, General 202, 203.
 Willerding, Oberstleutnant 122.
 Wilmowski, v., Landrat a. D. 273, 367.
 – Barbara, geb. Krupp 175, 223, 273.
 Wilson, engl. Eisenhändler 313.
 Wilson, Wodrow 215, 309.
 Windheim, v., Berliner Polizeipräsident 217, 221.
 Wingquist, Direktor bei Bofors 353.
 Winters, Mensinck & Co., Handelsfirma 39, 40.
 Witkowitz Eisenwerke 268.
 Wörmann, Schiffahrtsgesellsch. 214.
 Wolff, Otto, Industrieller 340, 342, 349, 362.
 Woolwich, engl. Arsenal 156.
 Wright, Erfinder d. Flugzeuges 76.
 W.T.B., Wolffsches Telegraphenbüro 224, 305, 313, 318.
 Zaharoff, Basil 9, 233, 292, 295, 296, 297, 300, 312, 317, 341, 352, 355.
 Zapp, Eisenfirma 91.
 Zarizyn, russ. Arsenal 296.
 Zechenverband 263, 318.
 Zenica, jugoslawisches Eisenwerk 372.
 Zeppelin 259, 260.
 Ziese, Besitzer d. Schichauwerft 283.
 «Zukunft», Zeitschrift 226, 259.